
ex libris
ADOLF SANDBERGER

Zalter

Carl Friedrich Zelter.

Carl Friedrich Zelter.

Eine Lebensbeschreibung.

Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Rintel.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Dem Königlichen Professor

Herrn

Eduard Grell

Director der Sing-Akademie zu Berlin,

Zelter's trefflichem Schüler,

in wahrhafter Freundschaft und Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Erst vor wenigen Jahren fand ich zufällig in der Bodenkammer eines Gutes in Pommern das Material zur Biographie meines Großvaters.

Seit seinem Hinscheiden sind beinahe dreißig Jahre verstrichen; die Zahl derer, welche ihn gekannt, geliebt und verehrt haben, ist beträchtlich geschmolzen, aber dennoch wage ich zu hoffen, daß dieses Buch Leser finden werde.

Einige wenige werden es mit dem Genusse der Erinnerung an durchlebte Tage, Andere wie einen Roman oder ein geschichtliches Zeit- und Lebensbild lesen.

Der erste Theil — die Autobiographie — ist, von der naiven Schreibart, der gemüthlichen Erzählungsweise und dem natürlichen Humor abgesehen, ein Spiegel, welchen man wohl der heutigen Jugend vorhalten darf. Er lehrt, wie man kindlichen Gehorsam mit der Erfüllung eigener Wünsche und Neigungen, die Pflicht der Berufsthätigkeit mit der Pflege besonderer Talente verbinden kann, wie Fleiß und fester Wille, Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft durch die widerstrebendsten äußeren Verhältnisse zu dem herrlichen Endziele führen: der Zufriedenheit in sich und der Ueberzeugung, das vom Himmel anvertraute Pfund recht verwaltet zu haben.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Theile des Buches, dessen Bearbeitung des lückenhaften, wenngleich aufgehäuften Materials wegen höchst schwierig und zeitraubend war. Ich habe versucht, durch Einstreuung vieler Brief-Auszüge denselben unterhaltender zu machen, da ich ihn dem ersten Theile anfügen mußte; denn wie dieser die Entwickelungsgeschichte darstellt, so hat jener die Producte der Entwickelung, die Leistungen des fertigen Mannes zu schildern. Hier ist zu lesen, was die Nachwelt, die ihn zu früh vergessen, an seinem Gedächtnisse gut zu machen hat; was er für seine Kunst im Allgemeinen gethan, was er der Sing-Akademie als Führer, Erhalter und Mehrer geleistet, wie er der Regierung Pflege und Unterstützung eines geordneten Musikstudiums abgerungen, wie er das Liedertafelwesen geschaffen u. a. m.

Möge es diesem Buche gelingen, Zelter's Gestalt in ihrer antiken Kraft und Würde hinzustellen, daß er im Gedächtnisse seiner Zeitgenossen wieder auflebe, von den Nachgebornen als ein Mann der Verehrung, Nacheiferung und des Andenkens würdig erkannt werde.

Berlin, im August 1860.

Dr. Rintel.

Schon in sehr früher Jugend hat das Lesen der Bibel und alter Chroniken die Lust in mir erweckt, etwas zu thun, das der Aufzeichnung würdig wäre.

Besondere Veranlassung manches aus meinem Leben niederzuschreiben, ward mir durch die Frau Herzogin Mutter, Amalie von Weimar, indem ich im Jahre 1802 dieser verehrten Fürstin manches aus früheren Jahren hatte erzählen sollen, da sie behauptete: Jedermann sei verbunden, sein Leben schriftlich, wenn auch nur für sich selbst, zu rekapituliren; das Papier sei eigentlich nur dazu erfunden.

Wie ich nun Gesehenes und Geschehenes niederzuschreiben gedenke, nimmt es eine phantastische Gestalt an, die Umrisse verlieren sich in Raum und Zeit, ich selber erscheine als ein Anderer und doch will es gethan sein.

Da ich mir nun für jetzt keines andern Zweckes bewußt bin, als mir eine Muße zu erheitern, die mir ein schweres Doppelleid auflegt, indem ich den Fall meines

Vaterlandes betrauere, das von langgewohnter Ehre herabgesetzt, sich unter der Prüfungshand beugt, die es verkennt; da ich eben den Tod der süßen Begleiterin meines Lebens beweine und statt Ihrer den fremden Feind in meinem Hause walten sehe; so schaue zurück mein Geist in die Tage der Jugend und sage dir noch einmal, was du sah'st und wie dir war. Ist doch die Welt nur da, insofern du es bist.

Berlin, den 2. September 1806.

Im Jahre 1758 am 11. Dezember während des siebenjährigen Krieges, in Berlin in dem Hause, wo ich dieses schreibe,*) bin ich geboren.

Mein Vater war eines Schanzgräbers Sohn aus dem Dorfe Großröhrsdorf nahe bei Dresden. Sein frühester Trieb war, etwas Bedeutenderes zu lernen, als Schanzen.

In seinem zehnten Jahre las er seinem Vater einst ein gedrucktes Blatt vor; darin machte ein Advokat aus Dresden bekannt, daß er einen Knaben zum Schreiben suche. Den folgenden Sonntag ging der junge Bursche nach Dresden zum Advokaten und bot seine Dienste an. Seine Person gefiel, der Advokat befahl ihm etwas niederzuschreiben, das er ihm vorsagen werde; der Knabe aber gab zu erkennen, daß er nicht schreiben könne und gehofft

*) Dies Haus befindet sich Münzstraße Nr. 1. — Durch diese Angabe Zelter's wird also die in der Neuen Berliner Musik-Zeitung enthaltene Mittheilung, daß Zelter nicht in Berlin, sondern in Petzov, einer Ziegelei bei Potsdam geboren sei, widerlegt sein.

habe, es hier zu erlernen. So sonderbar dem Advokaten die Sache vorkam, so mußte sie ihn doch reizen; er nahm den Knaben zu sich und in kurzer Zeit war dieser brauchbar und diente seinem Wohlthäter, der ihn endlich ungern fahren ließ, da der Jüngling sich entschlossen hatte, ein Handwerk zu erlernen. Er ward ein Maurer, kam als Gesell nach Berlin, wo er bei den Eltern meiner Mutter wohnte, in seinem achtundzwanzigsten Jahre hier zu Berlin Meister wurde, meine Mutter heirathete und ich war der letzte Sohn aus dieser Ehe.

Meine Kinderjahre verflossen, ohne daß mein Vater, der ein geschäftiges Leben führte, viel auf mich zu merken schien; desto eifriger war meine Mutter, mich von früher Jugend an schöne biblische Sprüche zu lehren und mir eine strenge Schamhaftigkeit als die Tugend aller Tugenden zu preisen. Späterhin war ich nach und nach dreien Hauslehrern übergeben, von denen ich lesen, schreiben, lateinisch und dergleichen lernen sollte, was mir alles sehr gleichgültig war, da meine gute Gesundheit und die Bewegsamkeit meines Körpers mich an die freie Luft und zu den Spielen der andern Knaben hinzogen. Da ich immer sitzen und lernen sollte, so lief ich immer davon und ward immer gesucht, gescholten und auch wohl geschlagen. In Absicht auf Musik kann ich mich aus dieser stumpfen Periode nur erinnern, daß eine kleine Violine,

welche mir etwa im achten Jahre der Weihnachten brachte, mir viel Freude gemacht und mich anhaltender beschäftigt hat, als andere Kinderspiele; ich machte mir selber Noten nach meiner Art und that, als wenn ich danach spielte. Im zehnten Jahre baute ich mir im Garten eine Orgel aus kleinen Latten und Bretterwerk; auf das Pedal wendete ich besondern Fleiß, daß es ordentlich konnte getreten werden und auch hierbei verharrte ich den ganzen Sommer. Außerdem that ich gern, was mir eben gefiel, insofern dadurch meine Lebhaftigkeit unterhalten wurde. Einen natürlichen Widerwillen hatte ich gegen alles Handwerk und das wiederkehrende Einerlei desselben, von dem ich täglich, ja stündlich, umgeben war, denn meine Mutter selber bekümmerte sich sehr thätig um die Geschäfte meines Vaters und so mußte ich wohl glauben, was so oft gesagt und bestätigt wurde: „daß nur Handwerk goldenen Boden habe; daß Handwerk über alles gehe; besonders über hohen Stand und herrschaftliche Abhängigkeit. Handwerk könne wohl sinken, niemals aber ertrinken; der Handwerker sei der wahre Bürger; das Gesetz, was ihn binde, beschütze ihn; die Mitte, wo er stehe, bewahre ihn; da er überall gebraucht werde, sei er frei; Ehre und Werth stehen im genauesten Verhältniß; Schande und Erniedrigung seien ihm ganz fremd.“ — Was ich gegen diese gute Theorie allenfalls einwenden konnte, wurde von meiner Mutter auf

der Stelle ausführlich widerlegt; doch zu einem Maurer, der ich doch werden sollte, hatte ich wenig Lust. Was meine Mutter wohl eher hätte gelten lassen, wäre gewesen, einen ihrer Söhne im Dienste Gottes, d. i. auf der Kanzel zu sehen, aber diese Hoffnung schien vereitelt, weil mein älterer Bruder, den sie über Alles geliebt hatte, gestorben war. Dieser war ein so frommer, lieber Sohn gewesen, daß sie geglaubt hatte, er müsse zu etwas ganz Besonderem von der Vorsehung bestimmt sein, wozu sie dann das Ihrige beizutragen habe. Ich wäre nach ihrer Meinung viel zu lebhaft und leichtsinnig, um etwas anderes, als einen durch bestimmte Thätigkeit gebundenen Weltmann an mir zu erziehen.

Meine beiden älteren Schwestern lernten in dieser Zeit das Klavier spielen. Der Meister war ein Organist und zugleich ein ernsthafter, angenehmer Freund meines Vaters; dieser sollte auch mich in der Musik unterrichten, wozu ich anfänglich Lust bezeigte, allein mit mir wollte es nichts werden, obgleich meine Schwestern darin vorrückten, besonders Louise die ältere, welche ich sehr liebte. Desto lebhafter bewegte sich mein Körper in allen jugendlichen Abschweifungen und wenn der Organist kam, mußte ich immer erst lange gesucht werden, auf den Spielplätzen und überall, wo ich nicht sein sollte.

Mein Vater hatte zwei Ziegelscheunen nicht weit hinter Potsdam gepachtet, wohin er Jahr aus, Jahr

ein reisete und mich zuweilen mitnahm. Hier war freie Luft, offenes Feld, Berge und Seen. Ich lernte hier Bäume besteigen, auf Ochsen und Kühen reiten; ich fischte, ich ging auf Schlittschuhen und war hier immer sehr gern. Da mein Vater die Reise nach Potsdam fast wöchentlich machte, so ward er mit mehreren Musikern des Königs bekannt, indem er solche, wenn sie den Dienst in Potsdam hatten, mit in seinem Wagen hin, oder zurückfuhr. Diese Leute führten mich zur Erkenntlichkeit für diesen Dienst um die Karnevalszeit in die Königliche Oper, wo ich einen Nebenplatz im Orchester einnahm.

Ich mochte eilf oder zwölf Jahre alt sein, als ich die erste italienische Oper sah; es war die Oper Phaëton.*) — Der Eindruck dieses Schauspiels war von besonderer Wirkung auf mein kindisches Gemüth. Da ich von Opern-arien meiner Schwestern und andern Klavierstücken her die Musik ganz anders kannte, als ich sie hier fand, war ich sehr überrascht. Die großen kräftigen Tonmassen erregten weit mehr, als das Melodische und Formelle der Arien meine Aufmerksamkeit; den Ton der Sänger sah ich gleichsam kommen, doch das Orchester im Ganzen war mir ein ungeheures, angenehmes Räthsel. Ich war mitten unter den Musikern, von denen jeder ein Instrument

*) Die in Rede stehende Aufführung der Oper: Phaëton oder Fetonte von Graun fand im Januar 1770 statt.

spielte, und doch hörte ich nicht Eins, sondern das Orchester selber, welches ich mir wie einen bezauberten Kasten, wie eine Art von Orgel vorstellte, tönte und klang als ein Ganzes in mir wieder. Von dieser Betrachtung ward mein Blick auf das Theater gelockt und ich schwamm in einem Meere von Freuden. Darüber wurden mir nun jene Flügelstückchen völlig zum Ekel; ich hatte Lust an der Musik, aber ich kam nicht vorwärts und gerieth darüber gänzlich in Verwirrung. Nur nach der Oper waren alle meine Sinne gerichtet, sonst dachte ich, fühlte ich nichts, als die Leere nach Endigung des Karnevals. War mir gleich die fremde Sprache nicht bekannt, so wußte ich mir doch alles auf das Genaueste nach meiner Art zu erklären und mich daran zu erinnern, so wie die Haltung und Garnitur des ganzen Hauses vor Aufgang des Vorhangs. Das Opernhaus war an den bestellten Tagen bei guter Zeit von Zuschauern angefüllt und das gewöhnliche dumpfe Geräusch einer versammelten Menge hörbar. Das Orchester versammelte sich still; jeder stimmte leise sein Instrument und legte es unterdessen vor sich; die Bühne ward noch einmal gefegt. Die Generalität erschien im Parquet und der Hof nebst dem Adel im ersten Range der Logen.

Um sechs Uhr kam der König; sein Kommen ward dadurch kund, daß ein Kammerhusar mit zwei Arm-

leuchtern, neben dem Orchester in's Parterre trat, und Trompeten ertönten. Diese Trompeter, sechszehn an der Zahl, waren in zwei Chören einander gegenüber in den obersten Ranglogen dicht am Proscenium aufgestellt; auf jeder Seite acht Trompeten und ein Paar Pauken. Erst ließen sie sich wechselweise durch Fanfaren und zuletzt alle zusammen hören.

Unterdessen trat der König in's Parterre, verneigte sich zuerst gegen den ersten Rang, wo die Königin und der hohe Adel war, nahm ein Fernglas und sah überall umher, dann verneigte er sich gegen die Generalität um ihn her und setzte sich endlich auf einen gepolsterten Stuhl hinter dem Capellmeister, etwa sechs Schritte vom Orchester. Nun hörten die Trompeten auf, es war eine allgemeine erwartende Stille; das Ohr war von dem ehrnen Schall der kriegerischen Töne gereinigt, gerieben, gereizt: so fing die Sinfonie an, wozu selten oder niemals Pauken und Trompeten sein durften. Der Eindruck der Sinfonie nach dem Geschrei so vieler Trompeten mußte allerdings schwach sein, da jedoch die Sinfonie kein absoluter Theil des Stückes war, als insofern das Drama einen Anfang haben mußte, so ward von der Sinfonie auch nichts weiter verlangt, als daß sie dem Drama voran gehen sollte, das nun mit dem Aufzuge des Vorhanges seinen Anfang nahm.

Die schönen Dekorationen eines Bibiena und Galliari,*) die reizenden Tänze zwischen den Akten, ja selbst die großen prächtigen Steifröcke der Sängerinnen und Tänzerinnen, wie die römischen Kleider und griechischen Gewänder, machten mir alles groß und würdig. Die italienische, und überhaupt eine fremde Sprache schien mir nothwendig, ja natürlich zur Darstellung so wunderbarer Dinge; daher kam es mir denn niemals unschicklich vor, Helden singend sterben zu sehen, wogegen ich oft genug die Einwendungen der damaligen Kritik anhörte. Und indem ich dem Wunderbaren seine eigene Natur zugestand, konnte es mich viel mehr erschrecken, wenn ich an den Schauspielern einen Ausdruck erkannte, oder Bewegungen wahrnahm, die das Untergeordnete, Alltägliche verriethen.

In späten Jahren habe ich mich dessen immer erinnert, wenn ich hörte, daß Friedrich der Große auf seiner Bühne durchaus keine andere als ausländische Subjecte angestellt

---

*) Joseph Galli Bibiena, geboren 1696 zu Parma, ein Enkel des Joh. Maria Galli, der von seiner Geburtsstadt den Namen Bibiena annahm, den alle seine Nachkommen beibehalten, kam 1751 nach Berlin, wo er 1757 starb Sein Sohn Carlo ward 1763 nach Berlin berufen. Bernardino Gagliari (nicht Galliari, wie irrthümlich Zelter schreibt) war Königlich sardinischer Theater-Maler und nur kurze Zeit in Berlin. (Siehe L. Schneider's Geschichte der Oper.)

wissen wollte, und fand seine Meinung hierin ganz gründlich.

Das Theater war mir nun dadurch gleichsam nothwendig geworden und da um diese Zeit auch das deutsche Theater angefangen hatte, Singspiele aufzuführen, so verschaffte ich mir die Gelegenheit, die erste deutsche Oper zu hören. Es war der lustige Schuster von Standfuß.*) Der Eindruck dieser Oper war mir jedoch durchaus widerwärtig und ward es immer mehr, als der allgemeine Beifall diese Art der Oper zu rechtfertigen schien.

Dagegen hatte die italienische Operabuffa, welche der König unterhielt, einen großen Reiz für mich; ich konnte mich lange hinterher an Possen ergötzen und solche nachahmen, auf meine Art auslegen und erzählen, die ich blos durch die eigene Modulation des Ausdrucks und der körperlichen Bewegungen der Buffo's zu verstehen glaubte. Wenn ein solcher Mensch nur nach seinem Hute griff, an den Fingern zählte, wenn er stand, ging, sprach, oder schwieg, alles und selbst die Erinnerung brachte mich zum Lachen.

Ich ging in das vierzehnte Jahr, als mein letzter Hof-

---

*) Die erste deutsche Oper, die in Berlin aufgeführt ward war: der lustige Schulmeister, Text von Nicolai, Musik von Christian Gottfried Krause; die 1766 gegeben wurde. Die von Zelter hier genannte Oper: der lustige Schuster, 2. Theil der verwandelten Weiber, Schauspiel in 3 Akten von Hiller und Standfuß ward den 20. Juli 1771 zuerst in Berlin aufgeführt.

meister starb; er war schwindsüchtig gewesen und hatte seinen großen Aerger mit mir, indem er verlangte, daß ich, so wie er, in einer dunkeln Stube sitzen solle, denn er konnte das helle Licht nicht ertragen.

Nach dem Tode dieses jungen Mannes schickte mich mein Vater in's Gymnasium. Um zu wissen, in welche Klasse ich gehöre, mußte ich tentirt werden. Es fand sich, daß ich nichts wußte; einige lateinische Wörter und Regeln waren meine ganze Gelehrsamkeit; aber stark war ich, gesund und voller Saft und guten Willen. Die neue Schule war mir aber willkommen der Freiheit wegen. Wenn ich bei meinen Hauslehrern hatte im grünen kalmukenen Schlafrock den Tag über sitzen sollen, so konnte ich mich jetzt am frühen Morgen fertig ankleiden. Ich hatte bestimmt zu lernen für jeden Tag, die fröhliche Gesellschaft der Jugend, den Genuß der freien Luft und brauchte nicht davon zu laufen und nachher zu lügen, wo ich nicht gewesen war. Es waren sieben Klassen im Gymnasio; Quarta war die letzte und Groß-Suprema die oberste. Ich war nach Quarta gekommen. Was hier zu lernen war: Lesen, Schreiben, Rechnen, lernte ich bald genug und behielt so viel Zeit übrig, allerlei Streiche zu üben, die mir viel Verdruß brachten.

Unter den Lehrern dieser Klasse war ein siebenzigjähriger Mann, der sich ganz besonders an meiner Leb-

haftigkeit ärgerte, und sich bei den vierteljährigen Censuren jedesmal bitter und heftig über meinen moralischen Charakter beschwerte; ich erhielt daher immer wortreiche Ermahnungen, ungeachtet ich nicht lässig genannt ward. Nach einem Jahre sollte ich in eine höhere Klasse versetzt werden und hier ereignete sich folgender unangenehmer Vorfall. —

Es war den Schülern des Gymnasii verboten, Stöcke zu tragen; dessenungeachtet trug ich, wie mehrere Schüler, ein Rohr, das ein Geschenk eines angenehmen Mädchens war. Einer meiner Mitschüler, mit dem ich viel umging, verlangte, daß ich ihm dieses Rohr gegen etwas anderes verkaufen sollte, welches ich ihm rund abschlug. Eines Tages riß er mir unvermuthet das Rohr aus der Hand und rannte davon. Ich gerieth in Wuth, holte ihn ein, doch ehe ich ihn erreichte, warf er das Rohr in den nahen Fluß, er selbst aber entkam. Ich sprang in's Wasser — die Stelle war nicht tief — doch ehe ich mein Rohr erreichte, hatte es der Strom ergriffen und ich mußte es zu meinem höchsten Verdrusse davonschwimmen sehen.

Anderen Tages vor Ankunft des Lehrers in der Klasse, ergriff ich den Räuber und schlug ihn, daß er fürchterlich schrie. Der alte Lehrer trat in die Klasse und sogleich erzählte ihm der gestrafte Verräther, daß ich gegen das Verbot einen Stock getragen, den er mir ent-

rissen und in's Wasser geworfen habe. Darüber sei er von mir so zugerichtet, daß er zu Hause gehen und sich in's Bett legen müsse. Der alte Lehrer redete jenem freundlich zu: er solle nur dableiben und werde volle Genugthuung an seinem Mörder (so nannte er mich) erhalten. Unterdessen hatte ich mich ausgeruht. Ich trat vor den alten Mann und erzählte ihm und der ganzen Klasse den Vorgang der Sache nach meiner Art. — Schweig Mörder! — war die Antwort und abermal und immer: schweig! — Ich ließ mich dadurch nicht stören und fuhr in meiner Erzählung fort, bis ich nichts mehr zu sagen hatte.

Der alte Mann stampfte mit den Füßen und war außer aller Fassung; meine Mitschüler aber sagten mir nachher, sein großer Aerger habe ihnen schmerzlichen Jammer erregt, denn er habe dabei geweint.

Ich konnte mir nun nicht mehr helfen, die Sache war geschehen und was erfolgen sollte, mußte ich erwarten; daß ich ihm unleidlich war, wußte ich, und wie ich ihm zugethan war; denn seine Lehrart schien mir langweilig und erregte oft genug meinen jugendlichen Criticismus. Mein Trost war, daß ich mich unschuldig wußte und nach wenigen Tagen in eine höhere Klasse versetzt zu werden hoffte, wo ich dem alten Manne außer den Augen war.

Der erwünschte Censurtag erschien. Ich war primus der Klasse, doch ich ward nicht zuerst verlesen. Meine Mitschüler wurden mit Prämien, Lob, Aufmunterungen und Ermahnungen entlassen. Ganz zuletzt erscholl mein Name und es erging über mich das Urtheil: ich sei ein ausgelassener frecher Bursche und unwürdig, ferner unter meinen besseren Mitschülern zu sitzen; ein Verderber, ein gewaltsamer Bube. Ich werde daher von dieser Schule ausgestoßen und hiermit entlassen:

Est petulans, petulantior, petulantissimus!

Noch tönen mir, indem ich diese Worte schreibe, die Worte des alten Rectors vor den Ohren, die mich auf einmal ganz niederschlugen, indem ich mich jetzt wirklich schuldig glaubte in Gegenwart und im Namen aller Lehrer und Mitgenossen der Schule so bezeichnet zu werden. So ging nun für diesmal alles auseinander. Die Schüler gingen vergnügt ihren Weg auf die Spielplätze, den Osterferien entgegen. Von mir sonderte sich alles ab, was mir hold gewesen war und ich allein ging, ohne zu wissen wohin, in verworrenen Gedanken. Ich kam an die Friedrichsbrücke. Hier war eine Wehr, wo das Wasser sich durch eine Oeffnung preßte, jenseits mit Brausen in die Höhe spritzte und sich in den Strom verlor. Hier stand ich eine Weile und sah in die rauschende Fluth. Es erwachte in mir eine angenehme

Vorstellung von der Seligkeit dieses Gewässers, das so froh und frei seinen Weg dahinfloß. Zu Hause hoffte ich keinen willkommenen Empfang und ich bekam Lust, mit diesem Strome fortzugehen. Es wird mir schier unmöglich, das Vergnügen in Worte zu bringen, das ich in der Vorstellung fand, mich hier allen Vorwürfen, Verhören, Beschuldigungen, der Verachtung meiner Mitschüler, dem Unwillen meiner Eltern durch einen kleinen Sprung in diesen blauen Himmel zu entledigen. Ich stand so nahe, daß ich nur den Fuß heben, nur schreiten durfte, und ich war frei.

Ich ward von einer sanften Hand ergriffen. Es war die nämliche Hand, welche mein Rohr in's Wasser geworfen hatte. Der Jüngling war voller Schmerz über meinen Unfall, den er veranlaßt habe. Ich zog meine Hand zurück und ging meinen Weg, ohne mit ihm zu reden.

Mein Vater zeigte sich sehr ernsthaft gegen mich und meine Mutter schwamm in Thränen.

Wer aus der Sache nicht klug werden konnte, war unser Organist, der auch eine Schule hielt, denn man hatte nicht die Vorsicht gehabt, meine Eltern von meiner Verweisung und deren Ursache sogleich zu benachrichtigen. Dieser fürchtete ein grobes Verbrechen von meiner Seite und vernahm mich darüber mit Güte. Als ich diesem Alles, was ich wußte, aufrichtig erzählt hatte, nahm er

mich unterdessen in seine Schule auf. Hier war ich nun wieder froh und wohlgemuth. Meine Mitschüler waren bald meine Leute, die ich in allerlei eigenen Kunststücken unterwies. Unter diesen befand sich eins, mit einem Fuße über die Lehne eines ziemlich hohen Stuhles wegzuschlagen. Dieses Stückchen ward allgemein als eine gelinde Bewegung versucht und erregte bei den Ungeschickten vielen Spaß. Eines Tages standen wir alle Schüler um den Organisten herum, um unsere Ausarbeitungen einzureichen, welche durchgesehen werden sollten. Der Organist, welcher Anfangs mit dem Rücken gegen das Fenster stand, kehrte sich um und öffnete das Fenster, um einen Auflauf zu sehen, der auf der Straße vorging. In dem Augenblicke versuchte ich mein Kunststück an einem ziemlich erwachsenen Burschen, Namens Bertollius; dieser aber bewegte sich, und ich traf ihn mit dem Hacken so kräftig auf den Scheitel, daß er wie todt zur Erde fiel. Ich riß ihn von der Erde auf, fuhr mit ihm zur Thür hinaus und sogleich unter den Brunnen, wo ich ihm das Blut abwusch und nicht eher abließ, ihm den Kopf und die Schläfe zu reiben, bis er sich völlig erholte. Dieser hätte mich nun abermals einen Mörder schelten können. Als wir wieder in die Schulstube traten, fragte der Organist den Bertollius, wovon er so naß wäre und so todtenbleich aussehe? Ihm sei nicht wohl geworden,

sagte dieser, er sei mit mir zum Brunnen gegangen und das kühle Wasser habe ihm wohl gethan. Kein Schüler hatte etwas verrathen, da der Organist uns nicht gleich vermißt hatte, aber diese Geschichte rührte und erschütterte mich innigst und ich faßte eine Liebe zum Bertollius und zur ganzen Schule, daß ich mein ganzes Leben dafür hingegeben hätte.

Unterdessen hatte sich der Organist nach der besonderen Ursache meiner Verweisung beim Rektorate des Gymnasii eifrig erkundigt und konnte keine hinlängliche Ursache einer solchen Strafe finden. Er mittelte sogar aus, daß die Lehrer über meinen Character verschiedene Meinungen hegten. Einer hielt mich für petulant und aufrührerisch, ein Anderer für still, ein Dritter für tückisch und rachgierig und ein Vierter wollte sogar etwas Zärtliches, Romantisches an mir wahrgenommen haben.

Es kann auch sein, daß jeder von ihnen für sich Recht hatte, indem ich mich jedem zeigte, wie er mir selber gefiel. Kurz, ich ward wieder aufgenommen, mußte jedoch zur Genugthuung des alten Lehrers in Quarta bleiben, wo ich nichts mehr lernen konnte, als nur Händel, an welchen dann auch kein Mangel war, weil ich jeden zur Verantwortung zog, der mir meine Verweisung vorrügte. Es war das Jahr 1773. Um diese Zeit wurde meine ältere Schwester an den Kaufmann

Spring verheirathet, der viele Jahre im Dienste eines ansehnlichen Handelshauses gewesen war. Der Prinzipal dieser Handlung hatte einen einzigen Sohn, der mit mir das nämliche Gymnasium besuchte, aber schon in den höheren Klassen war; so lernte ich ihn jetzt erst kennen. Salzmann, so hieß dieser Jüngling, war von ernsthafter Natur und bei dem sichtbaren Fleiße, mit welchem er sich den Studien widmete, nicht eben der Gesündeste. Ihm schien jedoch meine Lebhaftigkeit zu gefallen, wie sein angenehmes Wesen mich zu ihm hinzog, denn in seinem Umgange war ich gern ruhig und indem ich meine Schularbeiten mit zu ihm hinnahm, arbeitete ich solche bei ihm aus und genoß seiner lehrreichen Anweisungen.

Er hatte einen Fechtmeister, und da ich dem Unterrichte desselben täglich beiwohnte, so kam ich bald weiter als Salzmann, denn ihm fehlte die Dauer und ich führte zuletzt mein Rappier so kräftig, daß unser Meister seine Arbeit mit mir hatte.

Von Salzmann wurde ich nur zu bald getrennt, weil er die Universität bezog und ich erwähne seines angenehmen Umganges blos deswegen, weil dieser Jüngling einen guten Einfluß mancher Jahre auf mich zurückgelassen hat.

Unterdessen war ich zur dritten und endlich zur zweiten Klasse befördert. Was hier zu lernen war, fand ich bald so kindisch und leicht gethan, daß ich Zeit genug zu

Thorheiten aller Art übrig behielt. In jeder Klasse fand ich daher wenigstens einen Lehrer, der mir nicht wohl wollte. Andere Lehrer beurtheilten mich viel schonender. Unter diesen war ein alter Mann, Namens Nourel*) von etlichen und siebzig Jahren, der die historischen Stunden in der dritten Klasse hielt. Da er ein Enkel eines im siebenzehnten Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Reformirten war, so erzählte er einst die Leidensgeschichte dieser seiner geliebten Vorfahren mit vieler Herzlichkeit, wodurch ich innigst gerührt wurde. Ich verfertigte meine Relation über das Gehörte und las sie selber vor. Davon wurde der alte Mann so ergriffen, daß er seine Hand auf meine Schulter legte und mir sagte, er werde mich bei jeder Gelegenheit vertreten, wo man mein Herz und meinen Charakter verdammen wolle; ich sei ein guter Junge und es könne aus mir wohl etwas werden, wenn ich mich zu den Alten hielte.

Im Anfange des Jahres 1774 kündigte mir mein Vater an, daß es jetzt von mir abhange, das Gymnasium zu verlassen, weil ich auf Ostern die Profession anfangen solle. Unterdessen solle ich in der Kunstakademie das Handzeichnen desto ernsthafter treiben und in der Geo-

---

*) Wahrscheinlich dieselbe Person mit Jean Nourel, der von 1740 bis 1773 Kantor an der Parochialkirche zu Berlin war.

metrie wohl bewandert werden; dies alles that ich gern und machte im Zeichnen Fortschritte. Ich war ein Freund des nachherigen Kupferstechers Georg Hackert, mit dem ich im Zeichnen ziemlich Schritt hielt, so lange er in Berlin war; doch fing nun auch das Gymnasium an, mir interessant zu werden. Ich saß in Sekunda, wo mir das Lateinische und Griechische Vergnügen machte und da es in meinem Willen stand, blieb ich noch im Gymnasium bis mich ein unangenehmer Zufall abriß. Ein Primaner, ich glaube er hieß Budack, begegnete mir nach beendigter Lehrstunde in einem der dunkelen Gänge, welcher nach Quarta führte; da wir beide schnell gingen, war es kaum vermeidlich, nicht an einander zu stoßen. Er schimpfte mich einen Sekundanerknoten, der einem Primaner Platz machen müsse. — „Warte!" schrie ich, „ich will Dich knoten, Du sollst mir lebenslang den Sekundanern aus dem Wege gehen!" So schleppte ich ihn nach Quarta, wo der Saal offen war, legte ihn über eine Bank und einen Tisch und drosch muthig auf ihn los. Er schrie ganz entsetzlich, eine Menge Menschen und endlich ein Polizei-Diener liefen herbei; dieser führte uns beide auf die Polizeistube, woselbst wir zu Protokoll genommen wurden.

Budack war Alumnus und wohnte im Hause; der Polizei-Inspector, dem er von seinen Eltern besonders

empfohlen war, hatte ein Protocoll gemacht, das mir eben nicht erfreulich schien, worin wieder so etwas von Meuchelei, Faustrecht und gewaltsamer Antastung vorkam. Ich ging nach Hause und sagte meinem Vater, daß ich gestern vom Gymnasium Abschied genommen hätte und Willens wäre, nicht wieder hinzugehen.

So kam ich von dieser Schule ohne Abschied und fing nun an, mehr Musik zu treiben, das indessen gar nicht recht von Statten gehen wollte, weil ich sehr weit zurück und auch wohl nicht gründlich genug unterrichtet worden war.

Mein Organist ließ mich nun die Orgel spielen, Sonnabends probirte ich die Choräle in der Kirche, welche Sonntags gespielt wurden und deswegen aß ich an diesem Tage beim Organisten zu Mittage, bei dem ich meiner Eltern wegen wie ein Kind des Hauses angesehen ward. Ich hatte überhaupt eine stille Neigung zu diesem ernsthaften Manne. Er war Kantor und Organist an der Dorotheenstädtischen Kirche und hieß Roßkämmer.*) — Seine Haushaltung bestand in seiner schönen muntern Frau, zwei angenehmen Töchtern, einer bejahrten ernsthaften Schwester und einem artigen Hündchen, das sich

*) Johann Ernst Roßkämmer war schon 1717 als Kantor bei der Dorotheenstädtischen Kirche angestellt und starb um 1788 in sehr hohem Alter.

immer freute, so oft ich kam. Obwohl es in diesem Hause sehr sittsam zuging, so war ich dennoch gern da und suchte mich auf meine Art besonders den Frauen gefällig zu machen, die mich dann auch mit allerlei weiblichen Aufträgen versahen. Als ich einst kam, war das Hündchen krank und die jüngste Tochter meinte, daß es sterben solle; es hatte einen Knochen quer im Maule sitzen, der sich nicht herausziehen ließ, weil der Hund entsetzlich schrie, wenn er angegriffen wurde. Wie ich in die Stube trat, kroch das kranke Thier hervor und klagte jämmerlich; ich nahm es auf und riß ihm den Knochen aus dem Maule, worüber das Haus in Freuden und das Thier in kurzer Zeit hergestellt war.

Da der Organist mehrere Schüler hatte, so war auf einen Sonnabend ein Examen in der Kirche angesetzt, wo einer von uns den Sieg davon trug, der mich wegen meines angenehmen Verhältnisses im Hause des Organisten beneidete und zum Bertollius gesagt hatte, ich sei des Organisten Hundedoktor; auch hatte er mein Fußexperiment an dem Bertollius verrathen, das konnte ich an den Frauen im Hause merken. Dieser Mensch war seines Ernstes und Fleißes wegen weiter im Spielen, als wir andern und der Organist überließ ihm oft in seiner Abwesenheit die Orgel, welches besonders mit mir niemals geschah. Mir aber gefiel dieser Mensch von Natur nicht.

Er war nicht eben klein, auch einige Jahre älter als ich, aber etwas stark verwachsen, hatte lange Beine, wie eine Spinne, mit denen er sich dann auf dem Pedal breit machte und mich seine Uebermacht sehen ließ; da er jedoch wenig Fleisch auf den Lenden hatte, saß er unsicher und machte überhaupt vor der Orgel eine possirliche Figur. Ich war sehr schlecht auf ihn zu sprechen; schlagen wollte ich ihn nicht; da er selber es nicht an Gelegenheiten fehlen ließ, ihn lächerlich zu machen, so hatte er beständig zu klagen.

Eines Sonntags, als wir auch unsere Künste während des Gottesdienstes hören ließen, hatte ich einige Hölzchen mitgebracht, welche ich still unter die Orgelbank legte. Der Organist war unten im Schiff und wollte von fern zuhören. Den ersten Choral spielte ich; das Hauptlied ein anderer und das letzte Lied nebst dem Ausgange spielte mein Bifax. — Bei diesem Ausgange hatte er das volle Werk gezogen und indem er sich etwas stark übernahm und seine Geschicklichkeit auf dem Pedale zeigen wollte, glitschte er von der Bank, welche überschlug und lag, wie er gewachsen war, auf dem Pedale, welches ein horrendes Spectakel gab, je mehr er sich bewegte und sich gar nicht helfen konnte. Ich schrie vor Lachen und rief den Currendeknaben zu: es sei eine große Bestie von der Bank gefallen. Ich nahm die Hölzchen zwar von

der Erde auf, er bemerkte es aber und verklagte mich beim Organisten und ich ward förmlich zur Verantwortung gezogen. Bifax, der andere Schüler, der Calcant und der Currendeführer mußten dem Verhör beiwohnen. Ich bestand fest darauf, daß ich die Keilchen zu meiner Bequemlichkeit untergelegt hatte, weil mir die Orgelbank zu niedrig sei, auch hätte ich solches anzeigen wollen, aber vergessen. Eine Bestie aber hätte ich ihn deswegen genannt, weil er mich einen Hundedoktor genannt hätte, weswegen ich ihn würde geprügelt haben, wenn ich ihn nicht seines elenden Wachsthumes wegen verschont hätte. Die Sache sollte endlich dahin vermittelt werden, daß ich dem Bifax Abbitte thun und er mir die Hand reichen sollte; dies wollte ich nicht und lief davon. — Als ich am nächsten Sonnabend zum Organisten kam, fand ich ihn nicht zu Hause. Auf einer von ihm beschriebenen Tafel las ich, daß er mir seinen Unterricht aufkündige, mir sein Haus und seine Orgel zu besuchen verbot, weil er wohl jugendlichen Muthwillen verzeihe, doch die Bosheit nicht um sich leiden wolle. Ich wandte mich an die gute Frau, sie verwies meinen Eigensinn mit den liebevollsten Worten, und schloß damit, daß sie sich darin nicht mische. Nun wurde die Tochter aufgefordert, sich für mich zu verwenden; diese sagte, es käme ja nur darauf an, die Abbitte zu thun, was ich jedoch entschlossen

ablehnte. Endlich ging ich zur alten Schwester. Hier kam ich erst schlecht an; diese hielt mir ein solennes Postludium mit vollem Werke. Endlich fiel mir selber das Letzte ein und wurde versucht. Vor dem nächsten Sonnabend traf der Geburtstag des Organisten ein. Erst sandte ich den Bertollius, der die Sache zwischen mir und dem Vikar ausglich, ohne daß wir uns zu sehen brauchten; dann machte ich eine Bittschrift in Versen, worin der kleine Hund seinen edlen Herrn um Gnade für den Retter seines Lebens anrief. Dem Hündchen machte ich eine artige spanische Fraise von Papier um den Hals, worin ich die Bittschrift aufstutzte, und am Morgen des Geburtstages ließ ich das Thierchen in die Schulstube, da es dann sogleich auf's Bett sprang und sich das Papier abnehmen ließ. Die Sache gelang und ich konnte künftigen Sonnabend wieder dort zu Mittage essen, da denn häufig gelacht wurde, wie ich dem unschuldigen Thiere die besten Bissen reichte und der Hund sie so zu nehmen schien, als ob er sie verdient hätte. Uebrigens hatte die Sache zu meinem Vortheil gewirkt; es wurden hundert närrische Dinge vorgebracht, um nur lachen zu können, weil mich keiner im Hause ansehen konnte, ohne in Lachen auszubrechen. Selbst das Gesicht der alten Schwester hatte einige Falten verloren und es

schien, als wenn man mich jetzt, wo nicht mehr liebte, doch achtete. —

Ich ging nun in's 17. Jahr; aus der Schule war ich entlassen und gegen den Sommer sollte ich bei der Profession arbeiten und mauern lernen; dies wollte mir aber durchaus nicht gefallen, und doch wußte ich nicht, was ich lernen sollte. Ganz entschiedenen Trieb zu einem bestimmten Fache zeigte ich wenigstens nicht. So standen die Sachen, der Sommer war gekommen und nun sollte ich mauern. — Hier ergriffen mich die fürchterlichen Blattern; kaum entrann ich dem Tode und darüber verging der beste Theil des Sommers. Durch die Krankheit waren meine Augen angegriffen und ich mußte lange nachher noch eine Augenbinde tragen. In dieser langen Nacht und beim Erwachen neuer Kräfte suchte ich mir den Flügel auf und tappte auf dem Klavier umher; die Finger fanden Töne, zu den Tönen fanden sich Gedanken, die Gedanken gestalteten sich zu Bildern. Ich phantasirte nach meiner Art und lernte das Griffbrett ohne Augen jetzt erst kennen.

Ich ward vollkommen gesund; der Winter kam und nun legte ich mich mit Eifer auf das Klavierspielen. Im Hause war eine schlechte Violine, worauf der Organist meiner Schwester die Sonaten begleitete; diese nahm ich

und suchte mir die Skala; dann nahm ich das Choralbuch und spielte die Choräle auf der Violine, weil ich keine anderen Uebungsstücke hatte. Diese Choräle thaten mir fast die Dienste eines guten Meisters; ich lernte den Ton ziehen und halten, und von nun an waren alle meine Sinne auf Musik gerichtet.

Eines Abends wurde mein Vater von einem seiner Freunde, der nachher mein Lehrmeister in der Profession ward, abgeholt, um in einen öffentlichen (den Brunowschen) Garten zu gehen, wo ein Concert sollte aufgeführt werden; mein Vater nahm mich mit dahin. Es war im Winter; ich fand eine Menge Bürger, Offiziere und Königliche Civil-Bedienten, die Taback rauchten, Bier, Caffee, Wein u. dergl. tranken, Billard, Karten spielten, oder sich durch die neben einander liegenden Säle des Hauses bewegten und lebhafte Conversationen unterhielten. In dem einen Saale war das Concert. Eine rauschende Sinfonie von Hertel*) machte den Anfang. Da die Violinen nicht stark besetzt waren, so machten die Trompeten, besonders aber die Pauken die Hauptparthie aus. Vor der Sinfonie wurden auch Aufzüge geblasen und den Pauker, der ein geschickter Mann war, umstanden eine Menge Zuschauer,

*) Johann Wilhelm Hertel, Hofcomponist zu Ludwigslust, geboren 1727 zu Eisenach. Von seinen Sinfonien gab er 6 im Jahr 1767 und 6 dergleichen 1774 heraus. (Gerber.)

die seine Kunst und Fertigkeit bewunderten. Nach der Sinfonie wurde ein Flügel-Concert, ich glaube von Agrell*) gespielt. Da einige hundert Menschen gegenwärtig sein mochten, welche sich durch die Musik in ihren Gesprächen nicht stören ließen, so war von dem Spiele des Flügels nichts zu hören. Nur die Ritornelle waren stark genug, neben dem Gewirre der verschiedenen Gespräche gehört zu werden, woraus ein gar sonderbares Ganze entstand, das mich nicht wenig in Verwirrung setzte. Ich hatte mich hinter den Flügelspieler gestellt, um wenigstens spielen zu sehen. Dieser Flügelspieler war ein junger Kaufmann von 21 Jahren, Namens Possin,**) sehr geputzt und mit einem Degen an der Seite und einer köstlichen Porzellanpfeife im Munde. Sein Spiel wurde von mir bewundert, überhaupt aber bewies ich der Musik eine entschiedene Aufmerksamkeit, die mein Vater bemerkt haben mußte.

Am andern Tage fragte mich mein Vater, ob ich

*) Johann Agrell, geb. 1701 zu Löth in Ost-Gothland, starb 1765 als Kapellmeister zu Nürnberg. Seine Compositionen waren zu seiner Zeit beliebt. (Gerber.)

**) Johann Samuel Carl Possin sollte nach Gerber in seiner Jugend Apotheker werden, folgte aber später ganz seiner Neigung zur Musik und studirte dieselbe unter Leitung des Kapellmeisters Johann Abr. Peter Schulz, dem er auch 1787 im Amte als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen folgte, später aber nach London ging, wo er 1822 starb. Er ist 1755 zu Berlin geboren.

Unterricht auf der Violine nehmen wolle; dies bejahte ich freudig, und nun lernte ich Violinspielen von einem Regiments-Musikus, Namens Märker, den ich bald übertraf. Märker verschaffte mir jedoch die nähere Bekanntschaft des jungen Klavierspielers Possin und nun war meine Freude vollkommen. Ich und Possin waren bald unzertrennliche Freunde; ich besuchte ihn, er mich und wir trieben zusammen sehr ernsthaft Musik. Wir schrieben Noten ab und da ich in der Fingersetzung vernachlässigt war, so unterrichtete er mich darin, indem er mich einige Concerte spielen lehrte. Zu dem nächsten Concerte, das ich mit Begleitung spielte, hatte ich mir eine lange, schwere Cadenz ausgearbeitet, und hoffte meinen Possin, der zugegen war, damit nicht wenig zu überraschen. Als ich an die Cadenz kam, war mir der Anfang derselben entfallen und ich saß, wie ein Stock vor dem Flügel, indem das Orchester die Cadenz erwartete. Possin rief mir leise zu: „mache doch den Triller!“ Ich saß ohne Bewegung. Nachdem er noch zwei oder dreimal gerufen hatte, sagte er endlich: „Du Rindvieh, mache doch den Schlußtriller!“ und nun erwachte meine Cadenz, die mir rund von den Fingern ablief, worauf denn unmäßiges Gelächter und Beifall folgte.

Den 26. Januar 1775 starb mein Großoheim, der

Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt,*) der gut musikalisch war. Meine Großmutter mütterlicher Seite und deren Schwestern waren die einzigen Erben seines für einen Künstler bedeutenden Vermögens. Der Anblick eines ordentlichen Künstlerhauses, das ich hier zum ersten Male sah, wirkte electrisch und bestätigte meinen Widerwillen gegen das Handwerk. Indessen die Frauen in den Schränken kramten und Gold und Silber suchten, stand ich versunken in dem Anblick einer staubigen Viole, eines Apoll oder Herkules. Was mich über alle Fassung entzückte, war die Entdeckung eines vollständigen Apparats der schönsten musikalischen Instrumente, um ein Concert auszustatten. Herrliche italienische Violinen und Bratschen; ein treffliches altes Violoncell; ein französischer Flügel und eine unendliche Anzahl Concerte, Ouvertüren, Sinfonien, Trios, Quatuors und Duetten, schön geschrie-

*) Nach Zelter's eigenhändigen Notizen war Schmidt eines Tuchmachers Sohn aus Berlin, und in Schönerlinde, einem Dorfe 2 Meilen von Berlin geboren. Er war schon als Bombardier eingekleidet, wozu man ihn als einen guten Zeichner bald befördert hatte. Er hatte vielfältig seinen Abschied nachgesucht, der ihm aber immer verweigert ward und er sagte daher öfter zu seinen Kameraden da man ihm den Abschied nicht geben wolle, würde er ihn nehmen, daß sie es Alle hören sollten. Einst hatte er den Nachtposten bei der Lärmkanone, die abgefeuert ward, wenn ein Soldat desertirt war. Er feuerte die Kanone ab und ging davon, gerade nach Paris, wo er des Kupferstechers Carmasin Schüler wurde.

ben und von den besten Meistern. Als Erbe einer Erbin dieses Vermögens eignete ich mir alle diese schönen Sachen in Gedanken zu und nahm mir vor, Aehnliches zu leisten. Tag und Nacht stellte ich mir diese göttlichen Meister vor, sinnend und arbeitend an Werken himmlischer Weisheit, in dem Gefühle der Unsterblichkeit und ewiger Jugend des Schönen. Nur die Kunst, schien es mir, dürfe reden, unterrichten, könne erbauen und bilden. So verlor ich mich hier wie ein Fremdling in einem unbekannten schönen Lande. — Ein Geheimrath und Vetter unserer Familie, er hieß Troschel, bemerkte meine Verzückung und warnte mich in Gegenwart meiner Mutter nach seiner Art väterlich: die Kunst, sagte er, sei eine Sirene für junge Leute, die von ernsthaften Wissenschaften ablenke und an den Abgrund führe. Ich solle mich damit sehr hüten, des Guten zu viel zu thun; ich würde ihm solches einst danken. Auch er habe in seiner Jugend an der Poesie gehangen und damit viel Zeit verschwendet, welches ihn noch jetzt reue; jedoch sei er zur guten Zeit noch seinen Irrthum gewahr geworden. Ich wußte nicht, wie mir der Mann vorkam, doch konnte ich es nicht vergessen und noch lange nachher, wenn ich ihn sah, fiel mir immer Shakespeare's Polonius ein, der sich beklagt, in seiner Jugend so sehr viel von der Liebe ausgestanden zu haben. Ich lernte seine ernst-

hafte Wissenschaft indessen bald näher kennen. Meine Mutter hatte mir bei den beiden Schwestern ausgewirkt, daß ich die beste Violine haben sollte; die andern hatte sich der Geheime Rath für seinen Sohn ausgebeten; ich entdeckte jedoch nachher, daß der Geheime Rath die beste bekommen hatte. Ich sagte dies meiner Mutter und Großmutter, dieser aber schien der Gegenstand nicht bedeutend genug, um davon viel Redens zu machen. Ich selbst war froh genug, eine gute italienische Violine zu haben und so blieb die Sache, wie sie war.

Schmidt war der berühmteste, wo nicht der geistvollste Kupferstecher seiner Zeit. Er war im Jahre 1712 am 24. Januar mit Friedrich dem Großen in einer Stunde geboren. Die Freude seiner Mutter, als sie die Kanonen um die Geburt des Kronprinzen donnern hörte, überbot die Schwäche der Wöchnerin, indem sie ausrief: „Ich habe ein großes Glück geboren, mein Sohn wird die Freude und die Ehre seines Stammes sein.“

Meine Mutter war der Theilung dieser Erbschaft wegen den ganzen Tag im Erbhause; dadurch war ich in unserm Hause fast allein und widmete diese Ruhe und Muße gänzlich der Musik, wodurch ich denn bald auf meine Füße kam und Violinconcerte spielte. Ich bekam noch Unterricht von einem guten Violinisten, Namens

Schulz,*) der Kenntnisse in der Komposition hatte. Ich fing also an zu componiren und Schulz ging mir dabei mit Rath an die Hand. Endlich war die Erbschaft getheilt und meine Mutter kehrte wieder zu ihrer eigenen Häuslichkeit zurück. Sie bemerkte bald, daß gar nichts anderes als Musik getrieben wurde. Dies war ihr zwar in sofern lieb, als es mich im Hause hielt und von dem vorigen Lotterleben entfernte, doch konnte sie es meinem Vater nicht verschweigen, daß vom Zeichnen und der Geometrie nicht viel die Rede war. Es wurden mir Vorstellungen gemacht, die ich billigen mußte; ich zeichnete, rechnete eine Zeitlang, doch ehe ich es mir versah, saß ich wieder tief in der Musik, wo dann wieder neue Ermahnungen folgten. Es war nun wieder Frühling. Voriges Jahr hatte der Krankheit wegen aus der Mauerei nichts werden können, doch jetzt war es nöthig, das Versäumte nachzuholen. Auf Befehl meines Vaters fing ich nun mit Macht an zu arbeiten; doch die Lust war bald

*) Johann Christoph Schulz, Musikdirector und Vorgeiger beim Orchester des Döbbelinischen Theaters zu Berlin in der Zeit von 1768 – 1793. Von ihm befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter andern ein Werk: Musikalische Magie pour clavicin von J. Ch. Schultovius. (Neue Art Kunststück, kann rückwärts gespielt und gesungen werden.) Von Zelter's Hand steht auf diesem Werke: die gute Seele hieß Schulz. Er hat mich eine Zeitlang auf der Violine unterrichtet und ist bis an seinen Tod mein Freund geblieben.

vorüber, weil meine Hände durch Kalk und Steine und den Angriff des Werkzeuges hart und unförmlich zur Musik wurden. Ich bediente mich daher der gewöhnlichen Mittel, besonders des häufigen Waschens, um solche weich und geschmeidig zu erhalten.

Um diese Zeit gerieth ich in das Haus des Stadtmusikus George,*) der seine beiden Brüder als Gehülfen, einen Sohn und andere Lehrlinge bei sich hatte.

Mußte ich diesen George zuerst für einen rohen, gemeinen Mann halten, so lernte ich ihn bald als einen durchaus geschickten Musikus kennen. Er spielte alle gangbaren Instrumente gut, Violoncell und Klarinette vorzüglich; als Contraviolinist war er jedoch einzig zu nennen. Die Gewandheit, Reinheit, Kraft und Präcision, womit er das Rieseninstrument handhabte, wüßte ich nicht auszuloben; es war, als ob die majestätischen Schritte eines Gottes durch die ganze Musik erklangen. Eine unerschöpfliche Freude und Lust an der Musik rechtfertigte seinen entschiedenen Haß gegen Plumpheit, Verdrossenheit und Pfuscherei der Untergebenen, die es in solchem Falle sehr schlimm bei ihm hatten; dagegen war er mild und schmeichelnd gegen muntere Jünger, denen gewisse practische

*) Lorenz George, Stadtmusikus an der St. Georgenkirche und in der Königsstadt zu Berlin, versah über 50 Jahr das Amt und starb wahrscheinlich um 1783.

Vortheile geheimnißvoll mitgetheilt wurden. Das Eigenste aber, wo nicht das Wunderlichste, war das Hauswesen des guten George.

Er pflegte sich in einer Gegend der Stadt niederzulassen, wo er ohne zu große Kosten geräumig wohnen und einen Garten dabei haben konnte. In vier bis fünf großen Stuben waren die Wände mit üblichen musikalischen Instrumenten bekleidet. Mitten in der Wohnstube stand ein Familientisch, an den Seiten wenige Stühle, eine Drechselbank mit Zubehör, Rappiere, Flinten, Aexte, Sägen; Nutzhölzer traten unter den Oefen und Betten hervor; Feuerwerksgeräthe, auch eine Electrisirmaschine fehlten nicht und hundert Dinge, die man selten beisammen sieht.

Das Bett, worin er und seine Frau beisammen schliefen, stand auch hier und war nebenher von vielen, vielleicht 5 bis 10 kleinen Hunden bewohnt, die, so wie jemand in's Zimmer trat, nach einander hervorkamen und zur Lust und Freude des Ehepaares den Willkommen bellten, dann aber ebenso in die warme Feste zurückkehrten. Die Namen der Hunde waren: Syrinx, Pan, Tubal, Midas, Viola, Clarin, Cornetta, Gavotte u. a.

In den andern Stuben waren große hölzerne Böcke aufgestellt, um darunter wegzugehen und durch die Thür zu kommen. Die Böcke waren oben mit Dielen belegt,

worauf den Winter über Blumen und Staudengewächse in Kasten standen.

Unten trieben sich Kaninchen, ein Schaaf und Haasen herum; die übrigen Bewohner waren Tauben und Vögel der verschiedensten Art, entweder frei oder in Käfigen; auch ein Paar Raben wurden täglich im Sprechen unterrichtet. —

Die Frau lag Kränklichkeits halber fast immer mit den Hunden im Bette; desto früher stand George Morgens auf. ließ von den Burschen die Zimmer reinigen, den Thieren Futter geben, die Gewächse begießen und den Garten bestellen. Er selbst sah nach den Instrumenten, bezog sie, reinigte sie vom Staube und so ging der Vormittag hin.

Nachmittags mußten die Leute zusammentreten und Musik machen, Noten abschreiben ꝛc.; waren keine Aufwartungen bestellt, so wurde lange musicirt und im Sommer im Garten gefochten, gerungen, voltigirt, Comödie aus dem Stegreif gespielt und tausend beliebte Uebungen vorgenommen. Da George sich auch mit dem Feuerwerkswesen beschäftigte, wobei jeder seiner Freunde helfen mußte, Papier, Pulver ꝛc. anzuschaffen, so gab es auch dann immer ein Feuerwerk, bei dessen Abbrennung geblasen und die Pauken gerührt wurden. Er nannte dies sein Augenconcert und konnte sich Tage lang vorher

kindlich auf den Augenblick freuen, alle diese Dinge anzünden und in die Luft spielen zu sehen.

Es wurden papierne Drachen von ungemeiner Größe verfertigt mit Kunstfeuern illuminirt und im Herbste auf dem Stoppelfelde gegen Abend mit langem Feuerschweife in die Luft gezogen. Der Jubel dabei, wenn alles wohl gerieth, war erfreulich und viele Tage nachher der Gegenstand der Unterhaltungen. Wer sich dabei ungeschickt anstellte, oder verbrannte, wurde vom Meister ernsthaft angelassen. —

Das thätige Leben dieses Hauses mußte mir sehr gefallen, wie empörend mich auch anfänglich die verschiedenen Gerüche dieser Dinge angingen. Doch über der Musik, woran ich hier Theil nehmen durfte, gingen alle andere Sinne verloren. Wenn dieser George seine Leute hart anließ, so war es mir fast leid, von ihm schonender behandelt zu werden, denn da er ein sehr geschickter Mann war, so war sein Schelten und Schimpfen meinen Ohren so gut Musik, als sein Spielen und ich würde meinen Vater, den ich sehr liebte, angebetet haben, wenn er mir erlaubt hätte, statt des gottlosen Mauerns, die Stadtpfeiferei zu lernen. Ich konnte mich hier Stunden lang frei auf allen Instrumenten üben, was ich zu Hause nicht durfte; ich ging mit auf die Thürme der Stadt, auf Hochzeiten, Serenaden und half die Aufwartungen ver-

sehen; Alles dieses mußte jedoch meiner Mutter weislich verschwiegen bleiben. Einst war ich mit George allein im Garten; er sagte: „Sie werden ein guter Musikus werden, aber mehr müssen Sie auch nicht werden wollen.“ Ich sagte, daß ich auch keinen höheren Wunsch habe. „Ja,“ fuhr er fort, „das sind Redensarten, die mir sehr bekannt sind, denn eigentlich wollen die Herren alle nebenher große Musici, oder andere Künstler werden, aber das geht nicht. Ich will mit diesen Leuten nichts zu thun haben, und so einer werden Sie am Ende doch auch. Sie sehen wohl junger Mensch, wie es hier zugeht, das kann Ihnen nicht frommen. Endlich heißt es, man hat Sie verführt und dann ist der Kukuk los; ich bin Ihnen herzlich gut, weil Sie so viel Lust zur Musik haben, aber bleiben Sie von mir.“

Diese Reden trafen mein Innerstes, vor Allem aber rührte mich die Aufrichtigkeit des Mannes in tiefster Seele; ich wurde auch dadurch wirklich aufmerksam. Ich sah ein, daß sich diese Leute in dem beschränkten Kreise niedriger Gemeinheit umtrieben und mitten in dem sogenannten lustigen Leben Hunger und Frost litten. Kam der Winter, so fehlte Holz; an Kochen und Essen wurde gedacht, wenn der Mittag da war. Man war verdrießlich, nichts zu finden; es wurden nun Leckereien, Liqueurre, Kuchen und Obst erborgt und verzehrt.

In dem Hause meiner Eltern dagegen wartete jede Mahlzeit ihren Gästen auf; der Unterschied zwischen Ordnung und dem Zigeunerleben jenes Hauses erschien mir deutlich. Ohngefähr anderthalb Jahre hatte ich das Wesen angesehen und mitgetrieben und es gab Stunden, wo ich den lebhaftesten Ekel dagegen empfand. Was endlich der Sache den Ausschlag gab, war, daß ich in der Musik höher hinauf wollte, als ich es hier erreichen konnte. Man trieb die Musik nur des Geigens und Pfeifens wegen, was mir auch ganz recht war, doch ich verlangte ein Mehreres und dadurch wurde ich gleichsam unwillkührlich von diesem Hause nach und nach entfernt. Da ich jedoch nicht wußte, wo ich mit meiner über Alles geliebten Musik hin sollte; so fing ich an, wirklich zu leiden. Es war mir nicht verboten, zu Hause zu spielen, nur so viel, als ich brauchte und Lust hatte, d. h. unaufhörlich. Legte ich mich des Abends nieder, so wünschte ich nur, daß der Morgen wieder da wäre; ich hatte nur für die Musik Gedanken, Alles andere flog meinen Sinnen vorüber, wie die Vögel in der Luft. Mein Vater sprach mir ernsthaft zu: „er habe mich die Musik lernen lassen wollen, um mir ein bildendes Medium in den Stunden der Ruhe zu geben; immer zu musiciren und an alles andere gar nicht zu denken, würde eben so sonderbar sein, als wenn ich immer ruhen, immer schlafen

wolle. Ich werde einsehen, hoffe er, daß jedes Gewerbe seine Uebung in Handgriffen, besonders aber ununterbrochene Thätigkeit erfordere; die Jahre vergingen und ehe man es sich versehe, sei man Bürger, Vater und hätte höhere Pflichten, als die bloße Selbsterhaltung."

Solche Vorstellungen waren mir allerdings einleuchtend, doch was war zu thun? Hätte ich einen Mentor gehabt, einen Freund, der mir diesen Weg nicht blos gewiesen, sondern mich auch geführt hätte, ich wäre gern mitgegangen, doch unter den Handwerksgenossen hatte ich keinen, den ich Freund nennen konnte, weil ich mich nicht zu ihnen hielt. Meine Freunde bestanden in lauter jungen Musiklustigen, die ich alle zu übertreffen strebte; und so war ich thätig genug, nur nicht auf die Art, wie es mein Vater wollte, den ich übrigens seit meiner Krankheit ganz unendlich liebte, weil ich seine Besorgniß um mich gesehen hatte.

Das Zeichnen und die Akademie hielt ich für zweckmäßig; auch deswegen, weil es mein Vater gern sah, verdoppelte ich hier meinen Fleiß. Mein Freund Hackert, den ich auf der Violine unterrichtete war in meiner täglichen Gesellschaft. Er hatte das Kupferstechen angefangen und sollte nach einem Jahre zu seinem Bruder nach Neapel kommen. Ich machte mir eine Aussicht, mit ihm nach Italien zu gehen, um in diesem Lande der

Kunst, den Nektar süßer Gesänge an der Quelle zu trinken. Ich war voll Hoffnung; meine Fortschritte im Zeichnen wurden bald bemerkt; der damalige Director der Akademie (Lesueur) schenkte mir Aufmerksamkeit und lieh mir Zeichnungen mit ins Haus. Wenn ich in der Akademie war, setzte er sich neben mich, und unterwies mich, wie ich zeichnen sollte. Er sprach französisch mit mir, welches mir schmeichelte, und wenn ich eine Zeichnung vollendet hatte, unterhielt er mich darüber und zeichnete mir eigenhändig ein Köpfchen, eine Hand, ein Auge, auf den Rand meines Blattes. Durch Hackert, der mit seinen Schwestern bei seiner Mutter wohnte, wurde ich in einem Kreise junger Schöngeister bekannt. Die jungen Leute, welche theils Theologen und Juristen, theils Künstler werden wollten, beschäftigten sich unter einander mit litterarischen Productionen, welche in den Kreisen verlesen wurden; dabei wurde stark Taback geraucht und Bier getrunken. Gelesen hatte ich, außer Gellerts und etwas von Zacharias Schriften, Klopstocks Messias, und die Bibel hatte ich meiner Mutter öfter vorgelesen und aus der Letzteren Vieles behalten. Die Sprache der Bibel aber war mir besonders natürlich und deutsch vorgekommen und ich fand zwischen ihr und dem Messias einen Unterschied, als wenn es zwei verschiedene Sprachen wären, von denen ich die eine wohl nie lernen würde. Las ich

die Prosa der Bibel, so fanden sich zu den Perioden sogleich Melodien in mir ein, die ich nicht wieder los werden konnte und daher behielt ich das Gelesene im Gedächtniß. Las ich Klopstocks Hexameter, so war mir's, als ob die Quelle, woraus jene Melodien sonst unversiegbar flossen, sich auf einmal verschloß; daher war mir's unmöglich, nur einen einzigen Vers dieses unsterblichen Gedichts im Gedächtniß zu behalten.

In diesen Kreis ließ ich mich nun ordentlich aufnehmen, doch ich wußte nicht, was ich vorlesen sollte. Mein Talent fühlte ich, ahnete es in mir; doch es lag so tief, so dunkel da, daß, wenn ich danach griff, ich immer etwas Unförmliches haschte. Ich war hier der Einzige, der auf Musik steuerte; selbst was ich sprach, hatte nur musikalische Beziehung und wurde nicht verstanden. Um doch einmal etwas vorzulesen, nutzte ich gerade diesen Umstand, indem ich mir sagte, du kannst ja wohl schreiben, was du willst; zu verstehen brauchen sie es nicht.

Ueber Musik hatte ich noch nichts gelesen, weil ich kein musikalisches Buch kannte; zufällig kam mir „Sorge's Vorgemach der musikalischen Composition" in die Hände.*)

*) Georg Andreas Sorge, Gräfl. Reuß-Plauen'scher Hof- und Stadtorganist zu Lobenstein, geb. 1703, gestrb. 1778. Gerber giebt den ganzen ungewöhnlich langen Titel des in Rede stehenden

Dieser Autor hat sich im Anfange seines Buches die Mühe gegeben, durch Deduction des harmonischen Dreiklangs (Trias harmonica) den ungläubigen Juden und Türken, die Dreieinigkeit Gottes zu beweisen.

Hier ging auch mir ein Licht auf. Ich fertigte einen Aufsatz, in welchem ich als Erfinder dieser Idee erschien, und zuerst die Dreieinigkeit Gottes und seiner Allgegenwart überall, wo Luft und Odem ist, bewies. Ich ging noch weiter in die Idee hinein und erklärte nach meiner Art auf's Lebendigste und weitläufig genug das ganze Heer der Cherubim, Seraphim und einer unendlichen Anzahl von immer kleiner werdenden Engeln, je größer meine Idee wurde. Gegen das Ende wurde die Sache theologisch und am Schlusse meiner Vorlesung bemerkte ich noch, daß meine Zuhörer sämmtlich ihre Pfeiffen gestopft und sich in verschiedenen Gruppen abwärts verfügt hatten, um sich unter einander zu unterhalten. Ich schob diese Unaufmerksamkeit auf die Tiefe der Materie und auf die musikalische Tendenz, indem ich den Gedanken nicht fahren lassen konnte, daß in diesem Schacht ein wichtiger Fund verborgen sein müßte. Ein junger Theologe, der sich an die werdende Aufklärung der damaligen Zeit

---

Werkes, das 1745—47 erschien, mit der Bemerkung an: „Dies ist unstreitig sein bestes Buch, weswegen ich auch hier den ganzen Titel desselben mittheile.“

anschloß und seine Zweifel über die Gottheit Christi mit Thatsachen belegen wollte, tadelte in meinem Aufsatze die Wahl der zwölf Jünger Jesu als menschlich und trüglich und setzte hinzu: Jesus würde den Judas nicht zum Jünger gewählt haben, wenn er ihn von Anfang an gekannt hätte. Dieser Einspruch erregte meine polemische Natur. Ich suchte zu beweisen, daß es nicht blos Jesus sei, der diese Jünger gewählt hätte; sie seien ihm vielmehr von Ewigkeit zugeordnet gewesen, um die Weissagung der Propheten zu erfüllen. Alles Menschliche an ihnen und zumal die Verschiedenheit ihrer moralischen Tendenz sei ein Werk der höchsten Weisheit zu nennen. Zuletzt kam ich insbesondere auf den Judas. Dieser, sagte ich, sei ein Jude gewesen, was man noch heute einen Juden nennt; ein Mensch, dem ein angeborner Erwerbs- und Handelsgeist beigewohnt, der die Dinge dieser Erde irdisch ergriffen und verfolgt, der gewußt habe, daß man ohne Geld nicht kaufen und ohne Essen nicht leben und lehren könne. So habe ihn Jesus gekannt und eben diesen und keinen andern nach Jerusalem gesandt, „das Osterlamm zu bereiten." Geld habe ihm Jesus nicht gegeben, weil er selber keins gehabt, und es ihm also überlassen, wo eine solche Mahlzeit herzunehmen sei. Diesen Auftrag habe Judas ohne Einrede gewohntermaßen angenommen und auch wie ein echter Handelsmann vollführt, ohne

das Lamm zu rauben oder zu borgen. Bei seinem Eintritt in die Stadt hatten ihn die Feinde Jesu gefragt: „ob er den Meister kenne?“ „Allerdings,“ habe er geantwortet. „Was geben wir dir, wenn du ihn uns zeigst?“ — „Gebt mir Geld, das brauche ich jetzt, so will ich ihn euch zeigen, daß ihr ihn nicht verkennen sollt.“ Nun habe Judas mit Eins Geld gehabt, vielleicht auch etwas bei dem Handel zu Verübrigen gedacht und die Mahlzeit bereitet. Daß es zum Sterben kommen sollte, konnte ihm bei weitem nicht einfallen. Er wußte ja aus Erfahrung, wie Jesus bei der Frage vom Zinsgroschen, vom Sabbath, bei der Unterredung mit dem Versucher in der Wüste und vielen andern Verfänglichkeiten mitten durch die Gefahr geschritten war. — Kommt nur an! mußte er denken, er wird euch antworten, daß euch die Ohren klingen! —

Jesus kam nach Jerusalem und was nun geschah, wissen wir. Er starb den Tod der Missethäter, aber nicht, weil er verrathen war; — für die Wahrheit seiner Lehre, die er ebensowenig verleugnen, als auf abgeschmackte Fragen antworten wollte, starb er! — Vielmehr wußte er seinen Tod vorher, dem er recht gut entgehen konnte, wenn er gewollt hätte. — Was that aber Judas, als er diesen Verfolg der Dinge sah, wie er seinen Herrn nicht mehr retten konnte, ihn verlassen sehen mußte fast von allen

andern Jüngern, die sich verkrochen, unkenntlich machten, flohen? „Ich habe unschuldig Blut verrathen!“ sagte dieser Weltmensch, und in der Fülle der Lebenslust, im Triebe weltlicher Regsamkeit, konnte er das Leben nicht mehr ertragen; der Schmerz einer wahren Freundschaft überwältigte ihn und er gab sich den Tod.

Jetzt lasse ich allerdings dahingestellt sein, was meine damalige Meinung für oder gegen sich habe, genug, daß mir diese Rede die Freundschaft des nachherigen Professors Moritz erwarb, welche er mir bis an seinen Tod gewährt hat.

Der neue Frühling des Jahres 1776 war gekommen und ich sollte, leider! nun wieder mauern. In Berlin wurde ein neues Königliches Kadettenhaus gebaut, daran sollte ich arbeiten. Mein Vater übergab mich einem andern sehr geschickten Lehrmeister, Namens Lemmius; hier sollte ich das letzte Lehrjahr bestehen und das Versäumte nachholen.

Die erste Bekanntschaft, welche ich hier machte, waren die Hautboisten des Kadetten-Corps, welche ganz unwissende Leute waren; jedoch ich nahm mit ihnen und sie auch mit mir vorlieb, denn am Ende war ich doch nichts, als ein Maurerbursche. Lemmius war in seiner Art ein gebildeter Mann zu nennen; er war klug, kalt und wußte sich zu helfen, um allenfalls für etwas mehr zu gelten;

auch gab es in seiner Zeit noch mehrere Handwerker dieser Art.

Es waren bis dahin in ganz Deutschland die Stände, besonders die Gewerke deutlich von einander geschieden gewesen, indem jedes für sich eine Kaste bildete, die sich genau zusammenhielt; daraus waren Gebräuche entstanden, woran sowohl die Stände selbst, als auch die Glieder derselben genau zu unterscheiden waren.

Aeußere Eingriffe in diese Kasten oder excentrische Ausschreitungen von innen mußten daher scharf bemerkt werden und Unruhe erregen.

In dem Kreise der Gewerke entstand dadurch eine Art Familienpolizei, die desto aufmerksamer und ahndungsvoller für die Mitglieder war, je weniger sie außer diesem Kreise bemerkt wurde. Von Außen war sie nirgends anzutasten, weil sie nirgends zu erkennen war und die Gesetzgeber und Staatsmänner beeiferten sich oft genug vergebens dagegegen, indem sie keine Gewerbsleute waren. Die Kaiserlichen und Königlichen Privilegien deutscher Gewerke sind zwar alle so präkär gestellt, daß sie oft ganz verschiedene Deutungen zulassen; doch die Gewerke selbst als Eigenthümer dieser Privilegien wußten sich solche nach und nach eben deswegen so dem Begriffe jedes Handwerks anzupassen; daß durch vieljährige ruhige Observanz mit Genehmigung der obrigkeitlichen Autoritäten

nur das darunter verstanden werden konnte, was die Besitzer wollten. So beruhte in den Gewerken selbst ein allgemeiner Begriff, den ich den Kreisverstand nennen möchte. Wenn ein Handwerker mehr verstand, als sein Handwerk, so war man sehr geneigt, ihm dies von seiner Gewerbsthätigkeit zu subtrahiren, indem es auf der andern Seite keinem Handwerker schimpflich war, nicht schreiben zu können, weil dem Handwerke selber alles andere nachstehen mußte, und daher schreibt sich wahrscheinlich die große Virtuosität der Vorfahren in allem, was mit Menschenhänden gemacht werden kann. Mein Vater vertraute mir, als er mich in den Gebräuchen des Handwerks unterrichtete, daß er in dem Hause des Dresdner Advokaten, wo er als Schreiber gedient, schon zum Handwerker verdorben sei, und blos durch sein exemplarisch sittliches Betragen und durch sein Zeichnen und Rechnen seinem Meister, wo er gelernt und als Geselle gearbeitet, sich unentbehrlich zu machen gewußt und deshalb mit den Gesellen immer auf einem still gespannten Fuße gestanden habe. Man habe ihn spottweise „den gelehrten Maurer" genannt und wo er als Geselle in Deutschland gewandert sei, habe man ihm überall dies und jenes unter seinen Mitgesellen verschwiegen, was er zwar recht gut errathen, aber niemals aufrichtig von ihnen erfahren habe.

Im Handwerke galt eine Handwerkssittlichkeit; wer

diese verletzte, ward bestraft, ja oft hart bestraft, und so war es möglich, die Handwerke in Flor zu bringen.

Entstanden nun An- und Eingriffe von Außen auf das Handwerk selbst, so war die Bewegung gewaltig, weil sie ganz war und zusammenhaltend. Die Handwerksehre ging dem Handwerker über Alles und der geringste Schimpf oder die leichteste Verletzung erschuf eine Bewegung. Solcher Bewegungen entstanden während meiner Lehrjahre und kurz vorher mehrere.

Die Artilleristen, welche vor den Thoren der Stadt Kanonen probirten, schossen einst den Galgen ein. — Der König wollte den Galgen sogleich wieder aufgebaut wissen, doch dies ging nicht sogleich. Der Stadt-Magistrat mußte sich in Pleno hinausverfügen, den ersten Schlag an dem Gebäude thun, und die Stadtfahne darüber schwenken, ehe die dabei arbeitenden Maurer, Schmiede, Schlosser und Zimmerleute, welche mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen hinterherzogen, Hand anlegen wollten.

Friedrich der Große, seit dem langen Kriege an philosophische Ruhe und Uebersicht gewöhnt, nannte dies ein Possenspiel und verbot es für die Zukunft. Mein Vater war der Meinung, das Kleine beim Kleinen zu lassen, und den Leuten zu gewähren, was in seiner Art unschuldig sei und bleiben könne, wenn die Polizei nur aufmerksam genug sei; auch stimmten alle erfahrene Mitglieder der

genannten Gewerke hierin überein, und baten den Magistrat, dagegen beim Könige Vorstellungen einzureichen. Des Königs Wille war bekannt genug geworden und nun mischten sich die Philosophen der Stadt in die Sache; es ward darüber gesprochen und geschrieben, und Niemand wollte so verstandlos sein, die Albernheit solcher Aufzüge nicht einzusehen, welche nur Unordnungen und Müßiggang veranlassen könnten. Mein Vater sagte dagegen: „Wenn die Leute Aufzüge machen, können sie freilich nicht arbeiten; da sie aber täglich arbeiten müssen, um zu leben, viel arbeiten müssen, wenn sie auf ihre Kosten Aufzüge veranstalten wollen, so verbiete sich der Müßiggang von selber und gegen Unordnung gäbe es unter den Gesellen selber Mittel." Indessen blieb immer die Frage stehen: *Wofür sind solche Aufzüge gut?* und diese Frage ließ sich weder gegen Oberbehörden, noch gegen jene Stadtphilosophen so beantworten, daß an ein rechtes Einverständniß zu denken gewesen wäre. Selbst im Gewerke waren darüber verschiedene Meinungen. Mein Vater behauptete: es werde dies bald Folgen haben für die Gewerke und späterhin für das Land, indem dies eigentlich der Zügel sei, an welchem man mit gehöriger Klugheit die Gewerke führen und leiten könne; er halte es daher auch für unpolitisch und sei überzeugt: eine politische Regierung müsse die stärksten Arme des Landes

(unter Bedingungen, die das Gewerk genug begrenze) freilassen, um so mehr, wenn sie auf der andern Seite hergebrachte Befreiungen allgemeiner Lasten respectire.

Die Gesellen thaten sich bei solchen Aufzügen in Kleidung und Anstand hervor; trugen Degen und beeiferten sich, ihrem Stande Ehre zu machen. Wer gut focht, die Fahne spielte, tanzte, galant war gegen das Frauenzimmer, ward angesehen; dagegen ein Gesell, der Sonntag und Werkeltag arbeitete und sich nicht sauber zu kleiden wußte, weniger geachtet war. Wer schlechtes Handwerkzeug hatte, oder sich wohl gar dies und jenes leihen mußte, nachlässig oder unsauber arbeitete, ruchlose Reden führte, sich in fremde Händel mischte, die Arbeit verunreinigte, ward zur Buße gezogen von den Mitgesellen. Man konnte den Ton dieser Leute unter sich gut nennen. Waren Vergehungen nicht entehrend für den ganzen Stand, so bestanden die Bußen in Freihaltungen, wobei alles lustig zuging; waren sie es aber, so war die Buße oft grausam und mit Ausstoßungen verbunden, von denen keine Errettung war im ganzen Deutschland.

Es dauerte nicht gar lange, so zeigte sich eine Gelegenheit, die Prophezeiung meines Vaters zu bestätigen. Ein Geselle warf dem andern eine todte Katze in seinen Kalkkasten. Augenblicklich warf dieser sein Handwerkszeug von sich, erregte die übrigen Arbeiter, welche das

Aehnliche thaten und alle Gesellen dieses Baues zogen in Gesellschaft umher, riefen die Leute von andern Bauen ab und es entstand eine Bewegung in der ganzen Stadt. So unrecht dies war, eine einzelne Sache zu einer allgemeinen Sache der Stadt zu machen, so gewaltig waren die Anstalten dagegen.

Ueberließ man dem Gewerke die Sache zu vermitteln, so war dieselbe in einem Tage abgemacht und die Schuldigen konnten nachher zur gebührenden Strafe gezogen werden. Dagegen ward aber das ganze Militair der Stadt in Bewegung gesetzt, um einige hundert trunkene Gesellen zu zerstreuen und zum Theil aufzubringen und es gab einen Lärm, der eine ganze Woche dauerte.

Mein Lehrmeister war nicht unmusikalisch, denn er spielte etwas Violine und Violoncell, und wenn Sonntags noch einige Freunde dazu kamen, so kam in den Wintertagen ein kleines Concert bei ihm zusammen, wobei auch ich thätig war, indem ich bald den Flügel, bald die Violine, Flöte und was eben erfordert wurde übernahm und hier gleichsam den Meister des Meisters spielte.

Da ich schon componirte, so wurden meine Versuche hier an's Licht gezogen und wie sie nun gegen andere beliebte Stücke ausfielen, belächelt oder belobt. Damit ich mir aber auch hier nicht zu viel zu Gute that, so hatte Lemmius meinen Violinmeister Schulz, welcher die Com-

position recht gut verstand, mit in sein Haus gezogen, weshalb ich mich denn nicht mausig machte, weil Schulz mir die Fehler laut und derb verwies.

Zu diesen vielen Lustbarkeiten gehörte noch das Montagsconzert im Brunowschen Garten, wo man Sinfonien, Concerte und italienische Opernarien (welche letzteren auf der Oboe geblasen wurden) hörte. Ein Jude, Namens Levin führte dies Concert nicht ungeschickt an, was in einer rauschenden Gesellschaft im Nebel unzähliger Tabackspfeifen nicht leicht sein mochte. Was hier meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog, war der Paukenschläger Froloff, der meines Wissens noch lebt. Dieser schlanke, lange Mann wußte durch eine sinnreiche Führung der Schlägel, welche er an beiden Enden gebrauchte, ein interessantes Spiel für Alt und Jung zu veranstalten, und mir einen ganz besondern Respect gegen ein Paukenpaar abzugewinnen. Ich wüßte kaum zu sagen, ob seit all' der Zeit eine Paukenmusik noch zu einem ähnlichen Antheil mich bewegt hätte. Ueber einen ruhigen Wirbel als Grundton, floß ein sanftes melodisches Wesen daher, das man zu verstehen glaubte. Durch eine Unzahl Kurven, welche sein Schlägel, vom Centro nach der Peripherie und zurück beschrieb, entstanden Tonleitern nach oben und unten, denen er durch Anwachsen und Zunehmen eine modulatorische Haltung zu geben wußte. Ungeachtet einer

Menge von Künsteleien, womit er Frauen und Kinder ergötzte, indem während des Spiels die Schlägel in die Luft geworfen und aufgefangen wurden, war ihm die seltene Eigenschaft natürlich, daß er, die Umstehenden im Auge, zu schließen wußte, wenn er sein Höchstes ereicht hatte.

Dies war endlich nicht sein ganzes Verdienst:

Sein Paukenpaar belebte, ja es dirigirte das Orchester. Eine Sinfonie, von ihm begleitet, durfte jeder hören, obgleich es schien, als wenn die Schlägel kaum die Felle berührten.

Da ich ihm günstig war, so war er auch mir gewogen, indem ich ihm oft etwas aufgab, das er auf der Stelle ausführte.

Sein Paukenpaar hielt er wie Augäpfel. Wenn ein Stück aus war, hing er seine Schlägel an den Knopf seines Kleides. Einst wußte ich ihm die Schlägel unvermerkt abzunehmen und seine Pauken damit zu versuchen. Froloff kam wie ein Pfeil geschossen; mit einem Griffe waren die Schlägel in seiner Hand, dann machte er selber eine Cadenz, die ich unvollendet gelassen und steckte die Schlägel in den Busen.

Unterdessen hatte ich nun eine gute Zeit lang aufmerksam gemauert; ich möchte sagen, mit Lust, so lange nämlich neue Fälle meine Erfahrungen bereicherten; auch

sah ich hin und wieder neben mir kräftige Leute tüchtig arbeiten und konnte an diesen sogar ein freies, geniales Wesen auch im Handwerke bemerken, wogegen den meisten dieser Leute die Arbeit blutsauer ward, ihr ganzes Kommen und Gehen, ja ihr Essen und ihre Freude schleppend und träg erschien.

Völlig unausstehlich und gemein aber war mir das Verderben der Hände uud Füße durch das ewige Wühlen und Treten unter Schutt und Steinen, Kalk und lauter ätzenden Sachen, die mich um so empfindlicher angingen, wenn nasse Witterung oder Kälte die Gliedmaßen steif machten. Unter solchen Umständen waren mir denn Arbeiten, welche dem Körper große Bewegungen gaben, die liebsten. Wenn es etwas zu graben, zu laufen, zu schleppen gab, war ich gern dabei, und wohin keiner wollte, bot ich mich an. Indessen ward ich bald gewahr, daß meine Mitarbeiter in solchen Fällen darauf rechneten, mir aufzutragen, was sie nicht gern thun wollten, und da ließ ich mich denn weniger willig finden und hatte oft die tödtlichste Langeweile, wenn ich bedachte, wie viel lieber und besser ich mich bei der Musik als beim Mauern ausnehmen müsse. Ich fühlte hier recht tief und schmerzhaft das Glück Derjenigen, welche mit einem Talente unter begünstigenden Umständen in die Welt treten. Wäre mein Vater ein Tonkünstler, oder ich mit einem Talente

zur Architektur begabt gewesen, so hätte meinem Glücke bei so trefflichen Eltern nichts gefehlt; da ich hingegen ein so trauriges Leben führte. Unter meinen Mitschülern im Gymnasio oder beim Stadtpfeiffer war ich munter, aufgelegt zu freien Ausbrüchen des Geistes; hier unter diesen Leuten war ich traurig, ohne Leben, Witz, Heiterkeit. Oft habe ich zu Gott gebetet, daß er mir mein musikalisches Talent in ein architektonisches verwandeln möchte, um meinem geliebten Vater frei und fröhlich unter die Augen treten zu können; zuletzt glaubte ich, es müsse so sein und ergab mich, bis dann wieder einmal meine allmächtige Liebe zur Musik mich packte und alles gewaltsam auseinander riß, was die Resignation mühsam erbaut hatte.

Meine Lehrzeit war endlich um, ich wurde am 10. Februar 1777 losgesprochen.

Mein erster Gedanke war, als Geselle in die Fremde zu gehen und mich in der Entfernung von meinen Eltern ganz leise auf die Musik zu legen; doch ich wußte nicht genug Musik und wollte mich erst weiter bringen. Ich gerieth in neue musikalische Zirkel, ging von einem Concerte in's andere und es wurde dabei nichts rechtes geleistet, weil ich mich wohl an der freien Gesellschaft ergötzen, aber von diesen Leuten nichts lernen konnte. Darüber vernachlässigte ich auch das Zeichnen in der

Akademie und sah nun meinen Freund Hackert seltener.

Nach einiger Zeit kam Hackert zu mir, um Abschied zu nehmen. Er fand mich auf dem Hofe beim Kalklöschen. Sein Bruder ließ ihn nach Neapel kommen, um ihn zum Künstler auszubilden. Dieser Abschied durchdrang wie ein Wetterschlag mein Innerstes; ich fühlte heute recht lebhaft den Abstand von mir zu einem freien Künstler und seinem Wesen. Ich weinte acht Tage, nicht so um den Verlust des Freundes, als, ich wußte selber nicht, warum. — Das Land der Gesänge zu kennen war mein heißer Wunsch, doch ich kannte die Sprache nicht; dabei hatte ich eine ungeheure Vorstellung von der Weite und Würdigkeit des Landes der Virgile, Horaze und Tasso's. Den Himmel dachte ich mir dort höher, Sonne, Mond und Sterne wärmer, heller und alles schöner.

Italienische Componisten kannte ich nur durch den großen Ruf; auch glaubte ich, Italien sei nicht das Land, wo man lerne, sondern von da aus die Welt unterrichtet werde. Die sieben Hügel und die Peterskirche werde nur von Heiligen, von Geweihten, betreten, an denen sich die Gnade Gottes offenbaren wolle; und für einen so hoch Begünstigten konnte ich mich noch nicht halten. Darüber versank ich eine Zeit lang in brütende Melan-

cholie; ich las, schrieb, zeichnete und trieb allerlei Dinge durch einander, um die Zeit los zu werden.

Mit Hackert hatte ich einen Briefwechsel verabredet, und um diese Zeit kam sein erster Brief aus Neapel. Ich habe diesen lieben Brief unzählige Male gelesen, geküßt, an mein Herz gedrückt und mit Thränen der Sehnsucht benetzt. Hackert schrieb mir, daß er mein gedenke, so oft er die große Menge alterthümlicher Wunderwerke der Kunst betrachte, womit Italien wie besäet wäre, daß er eigentlich dort keinen Menschen habe, dem er seine Gedanken und Empfindungen ausschütten könne. Mit den Neapolitanern könne er noch nicht viel reden und mit den meisten Deutschen hier zu Lande würde er so bald fertig, daß er sich immer lieber gar nicht auf ernsthafte Gespräche einlassen möchte. Ich sei es, der ihm hier fehle, um seinem Herzen Luft zu machen, und es thue ihm aufrichtig leid, seinem Bruder von Berlin aus nicht sogleich den Vorschlag gethan zu haben, mich mit nach Italien kommen zu lassen. Sein Bruder sei ein großer Künstler, der nur mit großen und gemachten Künstlern umgehe; gegen ihn sei er ernsthaft, streng und ohne Ergießung.

Das Jahr 1777 war gekommen, und seit der Zeit meines Gesellenstandes war außer der Musik so viel als

nichts geschehen. Mein Vater verlangte nun von mir, daß ich die Musik auf eine Zeitlang gänzlich solle ruhen lassen, um mich ganz und ernsthaft den Baugeschäften widmen zu können; besonders aber solle Zeichnen und Geometrie zur Tagesordnung gehören.

Dies Alles nun geschah wirklich, wie es befohlen war, oder wie es gehen wollte. Es wurde ein besonderer Instruktor angenommen, der mich täglich in der Trigonometrie und Mechanik unterrichtete; da mir nun das Mauerwesen immer mehr zuwider wurde, so beschloß ich, mich auf den Wasserbau zu legen, wogegen mein Vater nichts einwendete. —

Es war der Professor Wegener, der mich in allen diesen Dingen unterrichtete. Er war ein geschickter und berühmter Mann, von großer Gefälligkeit gegen seine Schüler, welches Letztere ich mir sehr bald zu Nutze machte, indem ich auf meine trigonometrischen und algebraischen Hefte neben mathematischen Figuren, musikalische Liniensysteme und Melodien hinzeichnete, die ich ihm zu seinem großen Erstaunen vorsang, und worin er dann die Zeichen musikalischen Genies an mir erkennen wollte, obgleich er selber keine musikalische Ader in sich trug.

Wegener wohnte in dem Hause eines Planetenlesers oder Wahrsagers, Namens Paul, welcher Letztere mit dieser Speculation ein sehr einträgliches Gewerbe trieb

und daher gemächlich lebte, wenn hingegen jener als ein wissenschaftlicher Mann sich sehr einrichten mußte. Daraus entstand ein sonderbares Verhältniß, in sofern Paul sich gern zu den unterrichteten Leuten zählte und Wegener sich Pauls guten Tisch gefallen ließ, wodurch denn Verwechselungen entstanden, indem Leute zu Wegener kamen, um sich wahrsagen zu lassen. Dieser Paul war sonst, wenn ich nicht irre ein Weber gewesen und führte daher alberne Reden, wenn er von seiner jetzigen Wissenschaft sprach.

Ob ich nun gleich nach diesem Hause keinen musikalischen Zug hatte, so weiß ich doch selber nicht, wie es zuging, daß ich nicht ungern hinging; vielleicht war es die neue Lebensmethode, was mich reizte. Wegener und seine Frau, der er sehr zugethan war, wohnten mit einigen großen Hunden im obersten Stock allein. Ihr Hauswesen war ganz unerfreulich, wie ihre Armuth, Unordnung und der üble Geruch, welchen die Hunde verursachten. Ganz unten wohnte der Wahrsager mit seiner Frau und einer mannbaren Tochter. Hier war Ordnung und Reinlichkeit, doch schien es, als ob dieser Mann zugleich auf Pfänder lieh, denn in zwei gar nicht geräumigen Stuben, worin ein großes Ehebett und einige große wohlausgeschweifte Schränke standen, waren die ungleichartigsten Dinge an den Wänden, auf Tischen und

Consolen in großer Anzahl zu sehen. Ein Holzschnitt, welcher eine Art von Portrait vorstellen sollte und sich der Manier näherte, wie die obere Seite eines Gewürzkuchens gestaltet ist, hing neben der Thür, darunter stand: Paulus, Sortilegus Berolinensis. Mit diesem sogenannten Portrait bildete sich Paul ein, ein rechter Mann zu sein, und vergaß nicht, dabei zu sagen, daß der Prinz von Oels ihn habe in Kupfer stechen lassen. Die Hausfrau war ein gutes, kleines, außerordentlich breites Gewächs mit einer so großen Fettbeule am Halse, daß sie beinahe zweiköpfig erschien; das Töchterchen aber von etwa 24 Jahren war lang, mager, pockennarbig, weißhaarig und hatte die schönsten Zähne, welche man sehen konnte.

Im mittelsten Stockwerke wohnte ein junger Feldmesser von etwa 24 Jahren, der sich hier eingemiethet hatte, um Wegeners Unterricht zu genießen und sich beim Oberbaudepartement examiniren zu lassen.

Wegener hatte einen großen Ruf und bei der unordentlichen Lebensart nahm er vielleicht öfter mehr Lectionen an, als der Tag Stunden hat. Er ließ sich das Unterrichtsgeld gern vorher bezahlen und wenn der Schüler kam, fand er oft die Thür verschlossen. So ärgerlich dies war, so war es zugleich spaßhaft, wenn zwei oder drei Schüler an die Thür traten und solche verschlossen

fanden. Es hieß dann, Wegener sei ausgegangen, obgleich er zu Hause war und dem Vierten die Lection gab. Man kam zuletzt hinter die Sache; denn, war er zu Hause, so waren die Hunde still, welche allein und eingeschlossen einen entsetzlichen Lärm machten, so wie Jemand klopfte. Sammelten sich nun mehrere Schüler vor seiner Thür, so blieben diese beisammen auf der Treppe und trieben ihre ganze Stunde lang für ihr Geld allerlei Possen. Wegener aber, um seine Gegenwart nicht zu verrathen, hetzte dann die Hunde, daß sie bellen mußten und wie man auch dies merkte und nun die ganze Stunde gepocht wurde, so schlugen auch die Hunde unaufhörlich an, so daß die darinnen auch nichts Ernsthaftes vornehmen konnten. Zuweilen war der Spektakel so scheußlich, daß die Nachbarschaft in Aufruhr kam und der Wirth in seiner prophetischen Geschäftigkeit gestört wurde.

Heiland, so hieß der Bewohner des zweiten Stockwerks, war eines reichen Müllers Sohn aus der Provinz. Er mochte zur Feldmesserei so viel Lust haben, als ich zur Mauerei, weil er doch am Ende des Vaters Mühle annehmen sollte. Da er ein lockerer Zeisig war und an allem Theil nahm, was ihn auf seine Art belustigen konnte, so gab er in seiner Wohnung kleine Gelage, ordnete Landpartien an, an denen, wo nicht Geschmack, doch gute Laune das Beste war, weil immer Wegeners

und die Planetenleute dabei sein mußten. Das Ende solcher auswärtigen Lustbarkeiten bestand dann darin, daß neue Gäste aus der Stadt geholt werden mußten, die alten zu Hause zu führen.

Als ich mich in diesem Wesen gegen zwei Jahre umgetrieben hatte, fing mir's an zuwider, oder vielmehr unerträglich zu werden; denn gefallen konnte mir's niemals, die Gemeinheit, die Wildheit und die Unreinlichkeit, wie drei Facultäten unter einem Dache zu sehen. Von hier kam ich um das Jahr 1779 zum Geheimen Ober-Bau-Rath Riedel, um bürgerliche Baukunst zu lernen. Mein Vater behauptete; so viel müsse ein jeder vom Wasserbau verstehen, sich das Wasser vom Leibe zu halten; aber ein gutes Haus und ein gutes Dach darauf zu bauen sei auch eine Kunst und man müsse nicht im Sande Wasserbau treiben wollen; demnach sollte ich nun bürgerliche Baukunst treiben. Jetzt war mir, außer der Musik, alles einerlei, was ich trieb; indessen fing ich hier ein anderes Leben an. Der Geheime-Rath war ein guter Zeichner, malte in Oel und war im Allgemeinen ein Mann von Geschmack, dem alles ansprach, was dem Schönen gemäß war.

Die erste Entdeckung, welche ich in seinem Hause machte, war ein altes Klavier; darauf spielte ein alter Jäger, der Diener des Hauses, der Richter hieß, einige

Choräle. Sein Herr aber phantasirte ein wenig, suchte und griff Harmonien, wie sie ihm ungefähr gelangen; hier konnte ich nun beiden dienen. Ich merkte, was sie suchten und half ihnen; da ich viel mehr spielen konnte, als beide zusammen, so war ich eine glückliche Erscheinung in diesem Hause. Man hielt mich für einen Menschen von Genie, und da meine Zeichnungen, wenn ich mich nur daran hielt, erträglich ausfielen, so war ich hier geschätzt und in einer nicht schlechten Lage. Der Geheime-Rath, der oft auswärtige Baucommissionen hatte und sich eben so ungern von mir trennte, als ich von ihm, nahm mich mit sich. Hier kam ich an die Luft, lernte, was man Praxis nennt, die Häuser guter Domainen-Beamten kennen und meine Musik ließ es mir nirgend an Freunden fehlen. Eine dieser Commissionen war mir besonders merkwürdig; sie bestand in Revision und Abnahme eines nach einem Brande ganz neu aufgebauten Königlichen Domainen-Amtes.

Gleich am Tage unserer Ankunft daselbst sah ich die älteste Tochter des Hauses, wie eine Sonne an mir vorübergehen. Sie mochte 16 Jahre alt sein; es war, als wenn das Licht aller Planeten in mir aufging. Ich trug die Akten vom Wagen in die uns angewiesene Stube, worin vier weiße Wände, zwei Betten, ein Tisch und drei Stühle standen. Das Bild des Mädchens lag mir

in Gedanken; ich war heftig ergriffen. Man rief uns zum Abendessen. Hier fand ich den Amtmann, einen voll- und wohlgewachsenen Körper; seine Frau von etwa vierzig Jahren mit einem von Pockenflecken bedeckten Gesichte, woraus zwei ruhige blaue Augen und die gefälligste Weiblichkeit hervorsahen; einen nicht ganz jungen Hauslehrer, der für mich gar kein Gesicht hatte; eine Erzieherin ohne Erziehung, die sämmtlichen Schreiber und Wirthschaftsleute des Amtmanns. Die Erzieherin nahm bei Tische das Geschäft auf sich, die jungen Leute aufzuziehen, die dann, bald der eine, bald der andere, so replicirten, daß ich sogleich von der Achtung dieser Hausgenossen gegen einander aufs Vollkommenste unterrichtet war. Der Hofmeister unterhielt sich mit dem Amtmann, der am Tische saß und anstatt des Essens Taback rauchte, über die Pferde und Fohlen, lobte den Schimmel, den er Nachmittag geritten hatte, und sprach mit großer Verehrung von dem Scharfrichter, welcher die Fuchsstute vom Kropfe kurirt hatte. Die Hausfrau legte das Essen vor und goß den Gästen Wein ein. Nach dem Essen gingen wir auf unsere Stube. Der Geheimrath entdeckte mir hier die Ursache, warum der Amtmann ihn kaum, wie sonst bewillkommnet hatte. Es sei hier wahrscheinlich von allerlei Contraventionen die Rede und es sei ihm nicht unangenehm, wenn der Amtmann so wenig

als möglich sein Herz zu bestechen suche, desto ungebundener könne man die Sache untersuchen und den Dienst versehen.

Wir legten uns nieder; als ich nach einer Stunde noch nicht eingeschlafen war, stand ich auf, zog mich wieder an, ging in der heitern Nacht im vollen Monde vor dem Hause unter den Bäumen auf und nieder und hörte den Nachtwächter, der die Stunde abrief, mit einer vollen, höchst anmuthigen Tenor-Stimme geistliche Abendlieder singen, wie es hier Gebrauch war.

Am andern Morgen fing das Geschäft an. Es fand sich bald genug allerlei, das nicht zu vertreten war, und die Stimmung verzog sich immer mehr. Man sprach von Neidern und Anschwärzungen, der Hofmeister mischte sich in die Untersuchung, sprach von Aufhebensmachen von Kleinigkeiten; der Revisor hörte blos und antwortete nicht, und eben so wenig der Protokollführer, denn das war ich.

So kam der erste Mittag heran. Es war Sonntag; der Prediger aß mit uns. Ich war während des Frühstückens einen Augenblick in der Kirche gewesen und hatte einen Theil der Predigt gehört; der Prediger hatte mich gesehen; ich dankte ihm für sein herzliches Gebet am Ende der Predigt. Wenn wir nur erst, sagte er, einen besseren Küster hätten, der Mensch ist im Stande, mich

mit seiner unangenehmen Stimme in meinem Vortrage zu stören. Ich sagte: Machen Sie doch Ihren Nachtwächter zum Küster, dieser singt ja so schön, daß einem das Herz aufgeht. Der Amtmann sah mich mit vollen Augen an; „der junge Mensch hat, so wahr Gott lebt, Recht,“ sagte er, „Alles im Dorfe erfreut sich an den Gesängen des Nachtwächters, jeder schimpft auf den Küster und noch hat Keiner an das Natürlichste gedacht. Dazu kommt, daß der Nachtwächter eine gute Hand schreibt, Kenntniß von der Wirthschaft hat, und niemals in den Krug geht, wie der Küster, der lieber bei der Flasche ist, wie in der Schule.“

Hier war nun auch die Tochter Bertha am Tische, die mich gestern so schnell eingenommen hatte.

Vor dem Amtmann stand Rheinwein, den er dem Geheimen-Rath und dem Prediger einschenkte. Mir hatte der Hofmeister, wie den übrigen Tischgenossen, rothen Wein eingegossen. Bertha nahm ein Glas, das vor ihr stand, goß es voll Rheinwein, setzte es mir vor, und sagte: das ist dafür, daß sie meinem lieben Nachtwächter das Wort reden. Mein Vater sagt zwar, es hat noch keiner daran gedacht, den Nachtwächter zum Küster zu machen; ich habe wohl daran gedacht, aber wer hört darauf, was ein einfältiges Mädchen sagt.

Ich konnte mich kaum auf meinem Sitze erhalten

vor Freuden, mein Lob von diesen lieben Lippen so unbefangen aussprechen zu hören; dagegen empfing ich von der Erzieherin und dem Hofmeister Blicke, die mich wieder in meine Fassung brachten. Nach Tische trat ich zur Hofmeisterin, küßte ihre Hand und sagte, ich sähe dort einen Flügel stehen und bäte sie, etwas hören zu lassen. „Ja, sagte sie, ich lehre die Kinder spielen und singen, aber Mlle. Albertine ist mir über den Kopf gewachsen, wenigstens glaubt sie es.“ Darauf setzte sie sich hin und spielte ein Rondo auf dem ziemlich abgespielten Flügel, worüber ich sie sehr lobte und nun etwas von ihrer Gunst gewann; denn nun sprach sie doch auch etwas mit mir. Bertha trat herzu und verlangte, daß ich spielen solle. Ich sagte, dies wolle ich gern, doch vorher solle sie mir erlauben, ein Messer und Rabenfedern zu holen, um das Instrument zu bekielen, denn so wäre es nicht möglich darauf zu spielen. „Ach! wie glücklich sind Sie, diese große Kunst zu verstehen. Wir müssen immer einen Wagen nach der Stadt schicken, um den Stimmer zu holen und manchmal reißen die Saiten, oder verstimmen sich gleich wieder, wenn er fort ist.“ Ich bot mich an, diese Kunst ihrem Nachtwächter zu lehren, wenn er Lust dazu hätte, welches angenommen ward.

Nachmittags ging ich auf die Stube, um mein Jour-

nal in Ordnung zu bringen, unterdessen die Gesellschaft im Garten Kaffee trank.

Der Amtmann kam mir auf die Stube nach und fing an zu reden: „Sie scheinen mir ein wackerer junger Mann zu sein, und so nehme ich keinen Anstand, Ihnen Folgendes zu eröffnen: Ich bin von Neidern wegen der Führung der neuen Gebäude angeschwärzt, das wußte ich, ehe Sie kamen und jetzt merke ich, der Geheime-Rath sinnt auf Kleinigkeiten, um den Verdacht zu bestätigen. Wie kann man glauben, ich werde mir selber schlechte Gebäude bauen, da ich das Amt behalten will, um die Kammer um einige armselige Hundert Thaler zu betrügen? Der Bau ist noch nicht ganz fertig, also weder abgenommen, noch übergeben und man kommt schon mit einer Untersuchung. Sagen Sie selbst als ein verständiger Jüngling, ob das recht ist?" Ich antwortete, daß ich hier kein Recht zu sprechen hätte; die Instruktionen des Gerichts kenne ich nicht, ich wäre in meiner Pflicht und es würde mich unglücklich machen, in einem so lieben Hause ein unangenehmes Andenken zu hinterlassen. Uebrigens irre er sich vollkommen in dem Charakter des Geheimen-Rathes, der ein ernsthafter, billiger, liebenswürdiger Mann sei, aber doch seine Sendung erfüllen müsse; mit diesem solle er offen und frei

reden, und ich sei versichert, er werde mich loben, wenn er meinem Rathe folge. So ging er aus der Stube.

Die Sache aber war, wie sich nachher zeigte, folgende: der Amtmann war ein Liebhaber schöner Pferde, mit denen er Handel trieb. Er ließ also den Stall für diese Thiere auf's Allerbeste zuerst bauen und einrichten.

Dies hatte Aufsehen erregt; man hatte geglaubt, der Amtmann ließe die andern Gebäude schlechter bauen, um jene mehreren Kosten zu decken, und ihn dieserhalb also beim Minister verklagt.

Ehe ich jedoch dies letztere wußte, ward mir sehr bang um's Herz. Ich nahm Anstand, dem Geheimen-Rath meine Unterredung mit dem Amtmann zu berichten; in einem Hause, wo ein so schönes Mädchen wohnte, sollte ich ein so fatales Geschäft vollbringen helfen; das that mir weh! — Manches hatte sich schon gefunden und das Schlimmste, fürchtete ich, müsse nachfolgen.

Vor dem Abendessen ging ich vor dem Hause unter den Bäumen auf und ab. Bertha trat in die Hausthür; sie näherte sich und wir gingen zusammen. Sie erzählte mir, der Vater sei eben mit dem Geheimen-Rath in lautem Wortwechsel begriffen; sie wisse gar nicht, was das bedeuten solle; die Mutter weine und das ganze Haus sei auseinander; ich solle doch den Geheimen-Rath zu beruhigen suchen, sie wolle den Vater

bewegen. Uebrigens sei der Nachtwächter gekommen, sie habe ihn rufen lassen und ich solle ihn lehren den Flügel bekielen.*) Alle diese Dinge wirkten, ich weiß selber nicht, was bei mir, ich war in entsetzlicher Herzensangst.

Der Nachtwächter war ein Mensch von 32 Jahren und sah wohl aus. Ich fand ihn so gelehrig und anstellig, daß ich ihn bald fragen mußte, wie er hier zu dem Dienst komme und darin beharre. Er versetzte, er wolle mir dies auf den Abend erzählen; um 10 Uhr ginge er singen und wenn ich mit ihm sein wolle, so wolle er mir die ganze Nacht erzählen. Ich bestellte ihn auf den andern Tag wieder, um ihn ferner zu unterrichten und er ging von dannen.

Ich ging nun auf die Stube zum Geheimen-Rath und erzählte ihm meine Unterredung mit dem Amtmann,

*) Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man Flügel d. h. mit Stahlsaiten bezogene Tasteninstrumente, deren äußere, vorn breite, hinten spitz zulaufende lange Form Aehnlichkeit mit einem wirklichen Vogel-Flügel hatte. Der Anschlag dieses eigenthümlichen, jetzt ganz veralteten Flügels geschah aber nicht durch Hämmer, wie bei den Fortepianos, auch nicht durch Stiftenden, sogenannte Tangenten, wie bei dem Klavier und jetzigen Flügeln, sondern die Saiten wurden durch Stückchen Rabenfeder-Kiele, die in den Decken angebracht waren, gerissen. Später erfand der Orgel- und Instrumentenmacher Wiklef 1740 statt der Kiele, die einer steten Ausbesserung bedurften, an den Decken kleine Messingfedern, welche die Saiten zum Klingen brachten.

(v. Schilling's Lex. d. Tonkunst.)

und daß ich es für Pflicht hielte, ihm solches wieder zu sagen. —

„Dieser wunderliche Mensch," sagte der Geheime-Rath, „sieht in mir durchaus nichts, als den Feind seines Hauses; er tritt in die Stube, fährt daher, und sagt Bitterkeiten über mein Amt, als wenn er der schuldigste Mensch wäre. Ich weiß nicht, was er will, denn ich bin im Stillen überall schon umhergestreift und finde mehr zu loben, als zu tadeln. Der Stall ist freilich kostbar gebaut und größer, als er zu sein brauchte, doch ist an den andern Gebäuden nichts gespart oder weggelassen. Ich bin der Meinung, er ist aus Neid angeschwärzt; aber ich muß doch untersuchen, die Sache mag ausfallen, wie sie wolle; wenigstens von seiner Seite ist an gar keinen Betrug zu denken, und was die Werkleute versehen haben, sollen sie verbessern, ehe ich von hier gehe."

„Sie aber, fuhr er fort, „werden auch zu flicken haben an Ihrem Herzen, wenn Sie von hier weg sind. Ich merke, die Mademoiselle Albertine, die Sie sich schon zu einer „Bertha" getauft haben, hat Ihnen einen schönen Stich beigebracht. Wenn der Minister merkt, daß wir uns hier verliebt haben, ist er im Stande eine zweite Untersuchungs-Commission herzuschicken." —

Ich war ausgelassen vor Freuden über des Gehei-

men-Rathes Gesinnung gegen den Amtmann, doch eben so sehr erschrocken über seine Entdeckung, denn er sagte mir, was ich mir selber noch nicht gesagt hatte: ich liebte! Ja, ich liebte die schöne Bertha, nun war mir Alles klar und alle meine Angst fiel von mir, wie Blei, ich flog wie ein Vogel davon.

Mein erstes Geschäft bestand darin, Bertha aufzusuchen; sie war lange nicht zu finden; endlich kam sie von der Tochter des Predigers. Ich sagte ihr meine Neuigkeit, welche jedoch nicht den erhofften Eindruck machte, da sie von einer kranken Freundin kam, für die sie sehr besorgt schien.

Die Revisions-Angelegenheit war endlich zur Zufriedenheit aller Theile beseitigt, doch der Minister hatte dem Geheimen-Rath aus der Residenz geschrieben, daß er ihn hier abholen werde, um die umliegenden Aemter zu bereisen; bis dahin also mußten wir hier bleiben und hatten wenig zu thun. Eines Morgens kam mein Nachtwächter, der Martin hieß, zu mir. — „Ich habe Sie," sagte er, „alle Abend erwartet; es kann sein, daß Ihnen an meiner Geschichte nichts liegt, doch mir liegt daran. Sie gehen doch nach Berlin zurück und können mir, wenn Sie wollen, einen Dienst thun."

Er erzählte nun, er sei eines Landpredigers Sohn aus Westphalen. Während seiner Studien in Halle habe

er nach 15 Monaten Streit mit einem andern Studenten wegen eines Mädchens bekommen. Er habe ihn am Kopfe verwundet, der Mensch aber habe verdorbene Säfte gehabt, die sich auf seine Wunde geworfen und nach zwei Monaten sei er gestorben. Sein Vater sei über diesen Zufall untröstlich, wolle ihn nicht mehr sehen und ihn enterben. Er habe flüchtig werden müssen und sich, da er alle Land- und Feldarbeiten verstehe, von Dorf zu Dorf als Drescher oder Knecht bis hierher umgetrieben, wo er nun seit einem Jahre Nachtwächter sei, und sich den Augen der Welt also am leichtesten verbergen könne. Er wohne hier in dem Hause eines Tagelöhners, wo er am Tage Vogelkäfige schnitze und Felgen zu Wagenrädern aushaue. Der Amtmann habe ihn gestern gerufen und ihm gesagt, daß er nächstens Küster werden solle, er habe darauf nichts geantwortet, bestände aber der Amtmann darauf, so müsse er auch von hier wieder fortgehen. Nun sei er auf den Gedanken gekommen, sich mir anzuvertrauen; er hoffe, ich werde dies Vertrauen nicht mißbrauchen und ihm eher nützlich, als schädlich sein. Sein Leben sei ihm längst zur Last, da er jedoch von einer Mutter zärtlich geliebt werde, die er nicht betrüben wolle, so habe er beschlossen zu leben, so lange es gehen wolle. Kurz vorher, ehe Sie kamen, fuhr er fort, war ich Willens, Bertinchen

meine Sache vorzutragen, da sie ein treffliches Mädchen ist, und mir schon viel Gutes gethan hat, doch fürchtete ich, sie möchte es ihrem Bräutigam wieder erzählen, den ich nicht leiden kann, weil er ein gar zu massiver Menschensohn ist, der durchaus kein Interesse nimmt, als an Weizen, Hafer, Gerste, Kühen und Pferden. Er mag übrigens ein guter Wirth sein und Vermögen haben, das Mädchen aber ist etwas besseres werth. —

„Wie!" rief ich aus, „Bertha ist verlobt?" „Ja," sagte er, „schon seit Ostern. Auf Pfingsten kommt er wieder her; er ist ein und zwanzig Jahr alt und scheint sich gar nicht sonderlich um das Mädchen zu kümmern. Da er dem schönen reinen Wesen so nahe ist, könnte er wenigstens jede Woche einmal kommen; doch er kommt nur, wenn er weiß, daß der Amtmann ein neues Pferd im Stalle, oder neue Ostfriesische Kühe hat, und dann ist, so wie er vom Pferde steigt, sein erster Weg zum Stalle; nach dem Mädchen sieht er kaum." Es war mir unmöglich, die zerreißende Bewegung meines Busens zu verbergen. „So jung noch, sagte ich und schon in Banden, schon in Gefangenschaft?" — „Ja," sagte er, „das ist hier nicht anders. Auf dem Lande ist solch ein Mensch was werth und der Amtmann hat ihn gern; er kauft kein Pferd, Kraft (so hieß der Bräutigam) muß es erst reiten; warum ich ihn nicht wohl

leiden kann, ist, weil er nichts schätzt, als was er brauchen kann, alles Andere ist für ihn nicht in der Welt."

„Ich hatte," fuhr er fort, „einen Nachtigallen-Käfig sauber geschnitzt, und brachte ihn der Bertinchen am Ostermorgen mit einer herrlichen Nachtigall. Das Kind machte ihn auf die fleißige Arbeit und den schönen Gesang des Vogels aufmerksam. „Ein Schwein auf dem Koben und die Nachtigall auf dem Baume sehe ich lieber!" — Er hatte sich einen Wagen in Frankfurt machen lassen, der kam hier an, und wurde allgemein bewundert. Da ich nichts sagte, so fragte er mich: „Nun Martin, was sagst denn Du?" — Der Wagen, sagte ich, sieht gut genug aus; ich mag aber das Pferd nicht sein, das ihn zieht; er geht schwer im Sande, und lange wird er nicht halten. — „Mach's besser, dummer Hans!" rief er aus; „ein Vogelbauer ist es nicht, Du wirst so einen Wagen nicht machen." — Da machte ich mich daran, suchte mir das Holz aus und baute dem Amtmann einen Wagen. Dieser hat ihn beschlagen lassen, und ist letzthin damit zum Schwiegersohne gefahren, der seinen neuen Frankfurter Wagen glücklich zerbrochen hat. Da hat denn Kraft gesagt: „Das hätte ich in dem Jungen nicht gesucht, daß er das könnte; er soll mir auch einen Wagen bauen." Doch das wird Martin bleiben lassen.

Martin sagte mir nun ferner, er habe einen Oheim, der Kammer-Gerichts-Rath in Berlin sei; diesem solle ich melden, daß er lebe und eine Vereinigung mit seinen Eltern wünsche; zum Studiren habe er die Lust verloren, aber er wolle dem Vater die Wirthschaft führen, daß er mit ihm zufrieden sein solle.

„Doch," fuhr er fort, „Sie nehmen, wie ich merke, großen Antheil an dem Mädchen. Sie sind erst wenige Wochen hier; Sie können höchstens 20 Jahr alt sein. Haben Sie dies Haus schon sonst gekannt?"

„Ach," sagte ich, „hätte ich es niemals kennen gelernt!" — Ich gestand ihm, daß der erste Anblick des Mädchens mich durch und durch ergriffen hätte; daß er mich in diesem Augenblicke zu dem unglücklichsten Menschen mache durch seine Nachricht. „Dies thut mir leid," sagte er, „aber erfahren mußten Sie es doch; ich hätte Ihnen das Mädchen gewünscht; sie ist Ihrer vollkommen würdig." Und nun fuhr er, wie ein Strom fort, sich über das Lob dieses Mädchens zu ergießen. „Sie ist wie ihre Mutter, die ich trotz ihrer Narben schön finden kann, denn diese regiert das ganze Haus mit Liebe und Freude. Sie ist eine vollkommene Wirthin; ich kenne nur eine, mit der sie zu vergleichen ist, das ist meine Mutter. Eine größere Kennerin des Gesindes, als die Amtmännin, ist uns nicht vorgekommen. Eine Magd,

die sie in Dienst nimmt, ist auch gewiß gut und wird alle Tage besser. Gehen Sie durch das ganze Haus, durch die Molkerei, in's Brauhaus, in die Brennerei, in die Kuhställe, überall finden Sie Ordnung und Reinlichkeit. Dabei schilt und schimpft sie nicht; auf dem ganzen Amte ist es ruhig. „Aber,“ setzte er hinzu: „Was hätten Sie denn auch mit dem Mädchen gewollt? So jung Sie sind, ohne Amt, mit Ihrem Talent und mit Ihren Aussichten müssen Sie jetzt, können Sie jetzt nicht heirathen. Hätte ich Ihr musikalisches Talent gehabt, ich wäre geraden Weges nach Italien gegangen, wozu ich eine sonderbare Neigung habe; wollen Sie denn nicht nach Italien gehen?“ — Ich erschrak, als der Mensch diese Saite tönen ließ. „Geben Sie mir Ihre schöne Stimme, und ich gehe von hier dahin, ohne vorher nach Berlin zu gehen, wo mir das Herz im Leibe friert. Aber Sie irren sich in mir; ich bin allerdings nicht ohne Naturel und Trieb zur Musik, aber mein Spiel, welches hier freilich hinreicht, ist noch zurück, und wird niemals besonders werden, weil meine Hände schon vom Handwerke angegriffen sind. In der Composition ist noch soviel als gar nichts geschehen, denn ich habe keine ordentliche Unterweisung darin gehabt; was ich thue, geschieht aus angeborner Lust; meine Stimme ist schwach und in Italien müßte ich verhungern, schon

deswegen, weil ich die Sprache nicht kenne.“ — „O, wenn Sie sonst keine Sorge haben,“ sagte er, „so müssen Sie auch wissen, daß man in Italien beinahe von gar nichts leben kann und eine Sprache lernt sich.“ — Als Martin fort war, kamen mir meine eigenen Gedanken wieder. Es war mir doch seltsam, daß Bertha auch nicht ein Wort von ihrem Bräutigam gesagt hatte. Ich entschloß mich indessen, sie nicht zu fragen und die Sache in Geduld abzuwarten; doch wollte ich wissen, ob sie ihn liebe; — und wenn sie ihn nicht liebt, wird sie darum dich lieben? wird sie überhaupt einen Mann besonders lieben können? sie, die von Allen geliebt wird, eben, weil sie selbst gegen Alles voll Liebe ist? — Alle diese Fragen durchkreuzten sich in mir und thaten wenigstens eine temperirende Wirkung auf meine erregte Leidenschaft.

Sonntag früh kam der Minister, den Geheimen-Rath abzuholen. Es war nur ein Platz im Wagen und ich mußte zurückbleiben; sie fuhren noch vor Tische ab.

Kurz vor der Mahlzeit kam unerwartet der Bräutigam, der junge Herr Kraft an. Ich war in großer Bewegung und fürchtete einen Auftritt. Wie mir Martin gesagt hatte, so war es: der Amtmann war auf dem Hofe; Kraft stieg ab, begrüßte seinen Schwiegervater und sie gingen gleich in die Ställe umher, und traten nicht eher in's Haus, bis das Essen aufgetragen war;

so hatte ich Zeit, mich abzukühlen. Ich hatte eine Art Ehrfurcht vor dem jungen Mann bekommen, indem er sein sicheres Eigenthum nicht vor meinen Augen in Besitz nahm. Er trat in die Stube und verneigte sich kurz gegen mich, nachdem mir ihn der Amtmann vorgestellt hatte; man setzte sich an den Tisch.

„Ich wäre," sagte er, „nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß der Geheime-Rath schon wieder fort ist; denn diesen wollte ich um etwas fragen. Der Vater hat voriges Jahr eine Eisgrube bauen lassen. Sie ist nach dem besten Muster gebaut, aber wir haben schon jetzt kein Eis mehr und ich wollte den Geheimen-Rath fragen, woran das liege?" — Ich fragte, ob er mir das Gebäude wohl genau beschreiben könne? — „Ich habe," sagte er, „die Zeichnung mitgebracht, wonach sie genau gebaut worden ist." Er nahm sie aus der Tasche und gab sie mir.

Ich sagte, gegen die Struktur wäre nichts einzuwenden, wenn sich jedoch das Eis darin 8 bis 9 Monate halten solle, so müsse sie wenigstens noch einmal so groß sein, weil eine so kleine Masse Eis sich nicht so lange halten könne. „Habe ich's nicht gedacht!" rief er aus. Die Eisgrube, nach welcher diese Zeichnung genommen, ist gerade noch einmal so groß; mein Vater aber sagte: was soll ich mit alle dem Eise

machen? Ich will das Gebäude nur halb so groß haben und nun ist all' das Geld weggeworfen."

Nach Tische ward allerlei vorgenommen; Bertha sang einige Lieder sehr artig; der Hofmeister bat, sie möchte doch singen: „Das ganze Dorf versammelt sich." — „Ach!" sagte sie, „damit verschonen Sie mich. Traurige Lieder muß man nur singen, wenn man traurig ist und allein; mir wird allemal nicht wohl um's Herz, wenn ich ohne Noth die lamentablen Gesänge hören muß. Ich mag gern Antheil nehmen, aber ich muß helfen können, und wer kann vergangene Schmerzen lindern." —

„Das ist auch mein Sinn," sagte Kraft, „mich kann's fast aus der Fassung bringen, wenn mich einer traurig machen will, man hat andere Sachen zu thun, als bei guten Tagen zu trauern."

Der Hofmeister nahm wieder das Wort, indem er ausrief: umnibus hoc vitium est cantoribus! Es wäre nun die Art aller Virtuosen, sich nicht hören zu lassen, wenn sie gebeten würden; schon Horaz habe darüber geklagt und so sei es noch; und nun sprach er noch lang und breit über dies Capitel. „Nun," sagte Kraft, „wenn Horaz es gesagt hat, so dächte ich, Sie hielten das Maul. Tinchen hat gespielt und gesungen ohne Umstände und Ihre Predigt paßt also nicht

hierher. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich auch nicht geneigt wäre Jedem aufzuspielen, der es verlangte und wenn wir ehrlich sein wollen, denken wir vielleicht Alle so, wenigstens handeln wir meistentheils so. Hab' ich nicht recht?" fragte er, indem er sich gegen mich wandte. „Ein Jeder," sagte ich, „hat Recht, der ehrlich sagt, was er denkt. Es ist natürlich, daß das, was einer kann, sich nicht zu allen Stunden gut hervorbringen läßt; wer dagegen aus Ungefälligkeit ablehnen wolle, den könne man billiger Weise tadeln, das aber würde unsere schöne Bertha immer nicht treffen, die ja das Gegentheil von aller Ziererei sei."

„Ja," sagte die Erzieherin, „wenn's darauf ankommt, der Mademoiselle Albertine das Wort zu reden, so regen sich alle Zeugen; diese muß nicht Unrecht haben!" — „Nein," sagte Kraft, „das muß sie auch nicht, wenn sie unschuldig ist."

Man fing an, ernsthaft gegen einander zu werden und die Amtmännin sagte: „Der Kaffee ist im Garten, ich denke, wir reden jetzt von etwas Anderem." „Und ich," sagte Kraft, „werde nach Hause reiten, sonst wird es Nacht." So ging er und kam nicht wieder, Bertha begleitete ihn. —

Der Kaffee ward im Garten getrunken. Bertha ging mit mir einen Gang auf und ab. „Ich hatte

Ihnen," sagte sie, „noch nicht gesagt, daß Kraft mein Mann werden soll; ist es nicht ein recht guter Mensch?" „Er gefällt mir über alle Maßen," antwortete ich, „ich beneide ihn um Vieles, aber ich muß ihn schätzen." — „O," sagte sie, „wollen Sie wissen, was er von Ihnen sprach, da er sich auf's Pferd setzte? Das ist ein ganz anderer Junge, als der überweise Hofmeister. Ich käme öfter her, aber dieser Mensch und die Mamsell könnten mich aus dem Himmel verjagen; ich kann sie alle Beide nicht leiden; ihre Nase ist zu spitz und seine zu breit." Nun wußte ich denn Alles, was ich wissen sollte. Es überfiel mich eine Achtung gegen die beiden jungen Leute, die sich so rein und wahr gegen einander verhielten, wogegen mein entflammtes Herz eine traurige Figur machte. Nach einigen Tagen kam der Minister mit dem Geheimen-Rathe zurück. Er sah unsere Revisions-Protokolle durch, unterrichtete sich augenscheinlich von der Verfassung der neuen Gebäude, lobte den Stall und die schönen Pferde und reiste ab. Nach einigen Tagen gingen auch wir in Frieden und gutem Andenken nach Berlin zurück.

Bei meinem Abschiede fragte ich Bertha, ob es Kraft wohl nicht übel nehmen würde, wenn sie mir zum unvergeßlichen Andenken einen Kuß mitgebe? „Wenn es unvergeßlich sein soll, muß ich Ihnen wohl zweie geben, daß es vorhält; auf Pfingsten ist unsere Hochzeit, dann

denken Sie an uns und kommen Sie lieber selber." Ich fuhr auf sie zu und küßte sie in der Inbrunst meines Herzens zum dritten Male.

„Nun," sagte sie mit großer Anmuth, „diesmal sei es genug, sonst müssen wir Erlaubniß nachsuchen." — So fuhr ich von dannen, und noch heute habe ich keinen Ausdruck für die Wirkung dieser Küsse. Bertha ist mir das Modell geblieben zu allem, was weiblich schön und liebenswürdig ist; die völlig ausgewachsene Geistesgesundheit in einem so jungen, blühenden Körper, diese Erinnerung wird nur mit meinem Leben verlöschen. Sie starb leider im ersten Wochenbette an ungeschickter Behandlung und wie ich gehört habe, soll Kraft untröstlich gewesen sein.

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin suchte ich den Kammergerichts-Rath auf. Er wußte Alles, nur Martin's Aufenthalt nicht. Der Prozeß war entschieden, der Tod des Studenten war zwar die nächste Folge des Duells gewesen, doch hatte sich gezeigt, daß alle Säfte des Patienten verdorben, und sein Tod auch ohne den übrigens nicht tödtlichen Hieb, so gut als gewiß gewesen wäre. Nur durfte Martin nicht wieder auf die Universität kommen, das Uebrige konnte mit Geld abgemacht werden, weil das Zeugniß der Professoren und der Eltern zu Gunsten des Angeklagten war.

Ich war nun im Violinspielen ziemlich fortgeschritten und seitdem ich eine gute Bratsche hatte, spielte ich auch Bratschen-Concerte, die man gerne von mir hörte. Dies veranlaßte viele Invitationen zu Concerten, wobei ich zuletzt wie unentbehrlich wurde, da ich auf 3 Instrumenten Concerte spielte. Dadurch lernte ich denn einen jungen Juristen, Namens Seebald kennen, von dem ich bald unzertrennlich wurde, weil er ein trefflicher Musikus war. Er hatte weder eine schöne Violine, noch einen schönen Ton, aber spielte rein und war der beste Anführer eines Liebhaber-Orchesters, denn er konnte mit sehr mittelmäßigen Leuten, wenn sie nur willig waren, die bestmöglichste Musik machen.

Durch Seebald wurde ich in einem Hause bekannt, das aus zwei Brüdern und einer Schwester bestand, die sämmtlich unverheirathet waren. Die Brüder bliesen beide Flöte; die Schwester, ein nicht ganz junges, aber kräftiges Mädchen mit den schönsten schwarzen Augen und Haaren, bewirthete sehr artig solche Gäste, mit denen ihre Brüder Musik trieben. Es gefiel mir bald in dem Hause, das ich denn auch oft genug besuchte, wo man jeden Abend wenigstens ein Trio haben konnte. Seebald liebte das Mädchen, das konnte ich bald merken; aber die Sache mußte traurig enden, indem der gute Mensch von einer schwachen Gesundheit war, welche

sichtbarlich abnahm, bis er zu meinem großen Leidwesen starb. —

Seit Seebald's Tode war ich nun Director aller Concerte an seiner Stelle geworden, in denen ich mit ihm zusammen gewesen war. Diese Concerte zeichneten sich dadurch aus, daß das Ganze kein bloßer liebhaberischer Zeitvertreib war, sondern auf ernsthafte künstlerische Beschäftigung deutete. —

Unter unsern musikalischen Häusern befand sich das eines Destillateurs, Namens Radicke, der sich neben seinem Erwerbe mit dem Orgelbau beschäftigte und außerordentlich sauber arbeitete. Seine Orgelpfeifen, seine Claviaturen, die er alle eigenhändig machte, waren daher Muster der Nettigkeit. Er war längst mit den besten Instrumentenmachern befreundet und sah diesen ihre Mensuren und äußern Handgriffe ab. Er baute sich einen großen Concertflügel mit 3 Claviaturen, der einen vollen, schönen Ton hören ließ und eine Menge Veränderungen hatte. Seinen Sohn ließ er im Clavierspielen unterrichten, so daß er ein leichtes Concert nach seiner Art spielen konnte. Daraus entstand ein kleines Concert in dem engen Hause, das anfänglich in jeder Woche einmal abgehalten wurde.

Zu diesem Concerte fand sich auch ein Mühlenbescheider Namens Bruvill ein. Dieser stille Mann

hatte sich seine Violine selber gemacht und nachher auch selber ohne mündliche Anweisung darauf spielen gelernt. Das Instrument war nach einem schönen italienischen Muster vollkommen nachgearbeitet. Er spielte rein, hatte einen guten Ton und lernte in diesem kleinen Kreise bald seine Stimme so verstehen, daß er brauchbar genannt werden konnte. Dieser wohnte in der Werderschen Wassermühle ganz oben unter dem Dache mit seiner Frau und einer etwa achtzehnjährigen Tochter. War nun Radicke ein sauberer Nacharbeiter im Kleinen, in der Schnitzelei und langsam an seinen Arbeiten; so war Bruvill ein Mann, der eine Mühle von sieben Gängen beschaffte und tüchtige Müllergesellen bildete; der ganze Styl dieses Mannes war daher derber, einfacher, man konnte sagen, tiefer.

Radicke hatte, ehe er seinen großen Flügel anfing, einen kleinen zur Probe gemacht, der ihm ganz wohl gelungen war; Bruvill beschloß auch einen Flügel für seine Tochter zu bauen. Er hatte unter den Instrumenten, die er zum Muster aufsuchte, einen großen Orchesterflügel vom alten Silbermann*) entdeckt, und sogleich die

---

*) Es giebt mehrere berühmte Orgel- und Instrumentenbauer dieses Namens. Drei Brüder Joh. Andreas, Johann Daniel und Johann Heinrich stammen aus Straßburg. Ferner Gottfried S. ein Vatersbruder der Obengenannten ist wahrscheinlich der von

sichere Meisterschaft daran wahrgenommen. Nach diesem Muster arbeitete er nun einen dreichörigen Flügel mit 2 Claviaturen aus. Er war nicht so groß, als der, den Radicke gemacht hatte, aber der Ton war noch schöner. Nun ließ er auch seine Tochter im Spielen unterrichten, die bald große Fortschritte machte, weil sie ausgezeichnetes Talent besaß.

Bruvill, dem das Concert in Radicke's Hause zu kleinlich sein mochte, indem in einer engen Stube die Instrumente nicht austönten, hatte unter dem Dache seiner Mühle einen Raum ausgemittelt, der am besten zu einer Stube genutzt werden konnte. Diese Stube wurde so groß als möglich mit Bretterwänden eingerichtet und bald stand eine artige Concertstube da, deren Wände mit musikalischen Sinnbildern geziert waren.

Nun wurde das Concert wechselweise eine Woche hier und eine Woche in Radicke's Hause gegeben. Die neue Stube war mehr, als noch einmal so groß und die Bretterwände thaten auch das Ihrige, einen bessern Klang zu geben.

Zelter genannte; er war zu Frauenstein den 14. Januar 1683 geboren und starb den 4. August 1753 zu Dresden. Er wird von Einigen als Erfinder des Pianofortes angegeben, was jedoch auch bestritten wird; jedenfalls ist er der Erfinder des Cembal d'amour. Seine Instrumente waren damaliger Zeit sehr beliebt.

Die ganze Musik bestand hier in fünf Violinen, zwei Bratschen, zwei Violoncellen, einem Contraviolon, zwei Flöten und dem Flügel. Seebald, der große Lust daran hatte, gab sich große Mühe. Er hatte von dem berühmten Dresdner Orchester gehört, daß der dasige Concertmeister Pisendel*) jede Stimme durch seine Hand gehen ließ, ehe sie aufgelegt wurde; dann bezeichnete er sie genau mit Auf- und Abstrich, mit Piano und Forte und allen Modificationen und hielt darauf, daß das ganze Orchester diese Zeichen befolgte; daraus entstand, daß der Componist jedesmal seiner Wirkung gewiß war. Man brauchte weniger Proben; die Artisten spielten mit Lust und Kraft und die Kenner behaupteten, daß alle Violinbögen im ganzen Dresdner Orchester zugleich auf- und abgingen und hierauf gründete sich der damalige Ruhm desselben. Dies sollte nun auch unter uns erreicht werden. Seebald bezeichnete die Stimmen; schwere Stellen wurden so oft wiederholt, bis sie gut hervortraten und in einigen Jahren hatte sich hier unter dem

---

*) Johann Georg Pisendel geboren zu Carlsburg in Franken den 26. Decbr. 1687, kam 1711 in die Dresdner Kapelle und starb 1755 den 25. November. Auch Gerber schreibt ihm das Verdienst zu, das Dresdner Orchester auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht zu haben. Pisendel war übrigens, wie oben zu ersehen, schon vor Zelter's Geburt gestorben.

Dache der Werderschen Mühle ein musikalisches Ensemble gebildet, das endlich die Aufmerksamkeit einiger Kenner auf sich zog. Der Concertmeister Joseph Benda und der Hoforganist Schale waren zuletzt immer gegenwärtig, unterstützten mit ihrem Rathe und gaben ihren Beifall durch das sichtbare Vergnügen zu erkennen, welches sie hier fanden.

Die schwersten Sinfonien, Concerte, Ouvertüren von Bach, Graun, Goldberg, Müthel, Benda, Händel, Wolf, Vivaldi, Tartini, Hasse, Kirnberger und Quanz wurden hier sicher und natürlich aufgeführt. Ein Vorfall machte dem kleinen Orchester viel Freude. Ein fremder, nicht unfertiger Klavierspieler erschien und legte ein neues Concert vom Weimar'schen Wolf vor. In der Mitte des ersten Allegro hatte der Concertist das Unglück, zwei Blätter umzuschlagen, ohne es zu merken, denn er spielte fort. Das Orchester ward dadurch so wenig gestört, daß alle zugleich, wie verabredet, den Ort trafen, wo er fortfuhr und mit dem folgenden Riturnell auf den Punkt eintraten. Das Concert war aus G-dur. Als das Stück geendet war, trat der Hof-Organist Schaale*)

---

*) Christian Friedrich Schaale, oder Schale, Königl. Preußischer Kammermusikus und Violoncellist und zugleich Hof-Domorganist zu Berlin, geboren 1713 zu Brandenburg, war ein Schü-

heran und sagte: die Modulation des Stückes sei ihm ganz neu; der Componist sei mit einem Male aus D-dur in E-moll gerathen. Er habe dies anfänglich für einen Schreibfehler gehalten, da aber das Orchester gefolgt, müsse es am Stücke liegen. Hier nun ward das wahre Verhältniß der Sache aufgedeckt, wer aber von dem allen nichts glauben wollte, war unser neuer Klavierspieler. — Alle einmüthigen Versicherungen der Ripianisten, daß sie beinahe eine ganze Seite hätten überspringen müssen, waren nicht hinlänglich, ihn zu überzeugen, bis denn zuletzt der alte Schaale an den Flügel trat und ihm die zwei Folioseiten zeigte, die man nicht gehört hatte, weil sie nicht waren gespielt worden. Das Stück ward nun noch einmal wiederholt, wo denn Alles seinen ordentlichen Gang ging.

Nach Seebald's Tode ward ich mit einem Musikus aus dem Orchester des Döbbelin'schen Theaters, Namens Schobert, bekannt. Dieser hatte eine angenehme junge Frau, welche zu den bessern Soubretten dieses Theaters gehörte. Da beide nur eine geringe Gage vom Theater hatten, so mußte Schobert nebenher

---

ler von Christ. Ernst Rolle, ward 1742 Königl. Kammermusikus und 1764 zugleich Organist. Er gründete in Berlin das sogenannte Liebhaber-Concert und starb 1800.

Unterricht in der Musik geben. Dadurch bekam ich Gelegenheit, öfter im Orchester an seiner Stelle den Dienst bei der ersten Violine zu versehen. Ich fand mich bald so fleißig zu allen Proben ein, wurde mit den Schauspielern und Schauspielerinnen, denen ich ihre Singrollen einlernen half, bekannt, und ward diesen so unentbehrlich, daß ich hier ein ganz thätiges Leben fand. Manchmal stritten sich zwei, drei, ja vier dieser Leute um mich, wenn ich um 9, 10, 11 oder 12 Uhr accompagniren sollte. Ich lernte hier die Arien der Hiller, Andrée, Georg Benda, Schweitzer, Neefe u. a. kennen; zugleich aber auch das innerliche Leben des Schauspieler-Gewerks, von dem ich freilich durch Georgens Haushaltung einen kleinen Vorschmack hatte.

Indessen lebte man hier mit mehr Geschmack, indem man wenigstens noch einmal so viel verzehrte, als man einnahm. Was man wünschte, war vorhanden; es fehlte nie an einem guten Frühstück, oder sonstigen Leckereien; eher an einem Fleckchen in der Stube, wo man es hinstellen, oder einem Stuhl, worauf man es verzehren konnte; denn Alles war bedeckt und belegt mit den Werkstücken des gestrigen oder heutigen Schauspiels. Das bunte Leben hatte sein Gefälliges, obgleich ich mich dabei nicht ganz wohl befand, weil von eigentlicher Kunst gar keine Rede war. Man fragte nur immer, wo man sich

nach dem Schauspiele treffen wolle? Das bekannte Pathos des alten Döbbelin, der seine Persönlichkeit in die Rollen und seine Rollen in's gemeine Leben übertrug, mißfiel mir deswegen nicht ganz. Ich konnte den Ernst verehren, mit dem er in Kleinigkeiten zu Werke ging. Recht schien er immer zu haben, besonders gegen viele dieser Leute, die gar nicht von ihm annehmen wollten und sich weit über ihm glaubten. Das deutsche Theater hatte jedoch damals wirklich bedeutende Subjecte. Fleck spielte als ein junger Mann schon ernsthafte, hohe und alte Rollen mit Glück; eine Madame Strußel (?) war als Lady Macbeth eine hohe Erscheinung; Mademoiselle Döbbelin, Langerhans, Brückner und dessen Frau, eine Mlle. Withöft, Madame Mejo, waren in ihrer Blüthe; Mlle. Niclas war eine Julie, wie man sie wünschen konnte; dazu kamen die Gastrollen eines Schröder, Brockmann u. a. — Die Shakespear'schen und Lessing'schen Stücke wurden mit Glück und mit Genuß gegeben. Wäre dazumal eine Seele gewesen, die den schönen Körper regiert hätte, ein deutscher Fürst, der das Deutsche aus Deutschheit geliebt, die Dichter ermuntert, die Künstler angefeuert, geehrt hätte; die Epoche wäre erwünscht genug gewesen, um für eine lange Reihe von Jahren ergiebig zu sein, anstatt daß das deutsche Theater schon seit manchen Jahren wieder von den Brosamen der Fran-

zosen leben und sich an fremden in's Deutsch übersetzten Sitten wo nicht bilden, doch daran gewöhnen muß.

Schobert hatte einigen Verdruß beim Theater bekommen und wollte ein anderes Engagement suchen. Dies eröffnete er mir zuerst und da er zu diesem Endzwecke verreisen mußte, ersuchte er mich, an seiner Stelle zu spielen, bis er wieder käme; dies that ich sehr gern. Kurz vorher hatte ich den Anfang gemacht, seine Frau, die er Rosa nannte, im Singen zu unterrichten; diese Rosa war ein sehr junges munteres Wesen von gutem Hause und war mit Schobert davon gegangen; ob sie förmlich verheirathet waren, weiß ich nicht. Man konnte sie keine Schönheit nennen, aber sie war wohlgebildet, bewegsam und von guter Stimme, mit der sie übrigens wenig anzufangen wußte, weil sie nicht ordentlich gelernt hatte; indessen sang sie, wie damals mehrere ihres Gleichen frisch weg große Arien.

Diese Epoche jedoch war für mich nicht ganz unfruchtbar. Ich las mit Begierde die Litteratur- und Theaterzeitungen; ich hatte mir bald im Orchester einen beständigen Platz ausgemittelt, wo ich bald bei den Violinen, bald bei den Bratschen thätig sein konnte. Ich bekam Lust, eine Oper zu componiren; aber es war kein Gedicht zu bekommen; endlich machte ich mich an die Gellert'sche Oper: das Orakel, in der ich einen guten

Theil fertig hatte, als mir Jemand sagte, ich hätte keine Hoffnung, dies veraltete Gedicht auf's Theater zu bringen, daher ich denn davon abließ.

Um diese Zeit waren die Benda'schen Opern auf's Theater gekommen,*) an denen ich einen so großen Antheil nahm, daß ich im Orchester mit meiner Violine in der Hand, Thränen bittern Antheils vergoß. Der Componist selber (Georg Benda) erschien in Berlin und dirigirte seine Opern. Ich war sehr aufmerksam auf alle Worte und Zeichen, die der originelle Mann von sich gab, dem Orchester und den Sängern seine Meinung deutlich zu machen und ich glaubte Alles zu verstehen, da ich mit den Personen des Stückes bekannt war. Juliens Bild, wie es sich durch Benda's Musik in mir eingegraben hatte, konnte ich nun gar nicht mehr los werden; ich lebte und litt, ich lag im Sarge mit ihr. So weit wollte ich es bringen; die Composition eines solchen Stücks sollte mein Ziel sein.

Schon die Ouvertüre erregte meine ganze Eifersucht.

---

*) Die erste Oper Georg Benda's, der Holzhauer, ward 1774 zu Berlin gegeben, dann folgte das Duodrama, Ariadne auf Naxos 1776, d. 23. August zuerst gegeben und im Ganzen 35mal, Medea 1774 d. Jahrmarkt 1778; Romeo und Julie, Oper in 3 Akten v. Gosler; d. 8. Febr. 1779 zuerst gegeben; sie hatten sich lange auf dem Repertoir gehalten und Medea ist noch in unserm Hoftheater aufgeführt worden.

Der stille Anfang derselben; das Abwechseln der Instrumente des Orchesters mit denen auf dem Theater; die obligaten Violinen und Flöten; das stille Säuseln des ganzen Orchesters, das nur von einzelnen ahnungsvollen Accorden unterbrochen wird, erschuf mir das unvermischte Bild einer süßen, geheimnißvollen Frühlingsnacht, durchwirkt von schmetternd rührenden Nachtigallgesängen, die sich endlich in den Schlummer der ganzen Natur verlieren. — In solcher Nacht, so fühlt' ich's, kann die Liebe den Liebenden erwarten. In einer Probe dieser Oper, an der Stelle, wo Laura erscheint mit den Worten: „Ach eben schloß ihr müdes Auge der Schmerzen stillende Schlaf," begleitete das Orchester nicht sanft genug. Benda rief den Spielern zu: „Meine Herren, Sie werden das arme Kind wieder aufwecken, spielen Sie ja sanft." —

Noch erinnere ich mich der Sorgsamkeit, mit welcher ich den sanftesten Ton aus meiner Violine zu ziehen suchte, um nur die heilige Ruhe dieser Nacht nicht zu stören, in welcher Romeo zu seiner Julie schleichen sollte. Ich hatte bisher die Violin- und Flügel-Concerte dieses Componisten, wie ein zu lernendes Pensum mit Eifer gespielt, ohne daß ich mir gefiel und nahm mir das Herz, den guten Benda zu bitten, sich von mir eines seiner Soli vorspielen zu lassen. Er sagte mir

das gewöhnliche Bravo! — Nun bat ich ihn, mich nicht so abzufertigen und mir seine Meinung offen zu sagen! Darauf versetzte er in seinem treuen böhmisch-deutschem Dialekte: „Ich glaubte, Sie wollten nur gelobt sein; ich habe dies Solo für mich und meine Hand gesetzt, und es gespielt wie das Meine; wenn es Ihnen also gefallen soll, so müssen Sie es spielen, als wenn Sie es gemacht hätten, sonst mag ich es auch nicht gemacht haben.“ — Nun wußte ich, woran ich war, ohne mir den Sinn dieser Worte erklären zu können, die sich in meinem Gemüthe wie ein Räderwerk bewegten. Unterdessen spielte ich mehrere Wochen lang nur dies Solo und fiel endlich darauf, mir eine Stelle nach meiner Hand abzuändern, wodurch ich vermögend wurde, das ganze Stück mit gefälliger Bequemlichkeit bis an's Ende zu bringen. Dadurch fing mein eigner Vortrag an mir zu gefallen und nun war ich im Stande, dem Stücke einen Totalausdruck abzugewinnen, wodurch es mir immer lieber wurde.

Ungefähr acht Tage darauf wurde Benda's Ariadne probirt und Benda selber führte die Musik an. Ich saß an der ersten Violine neben dem Vorspieler, der mich unterrichtet hatte. Nach der Sinfonie kehrte sich Benda zu mir, rückte meinen Oberleib zurecht und sagte: „Wer nicht sehen kann, muß sich auf's Rathen legen,

und darauf müssen Sie halten, sagte er zum ersten Violinisten. Im Nu, als er diese Worte gesprochen hatte, rückte sich das ganze Orchester zurecht, und mir war es eine Ursache, von der Zeit an eine Brille zu tragen.

Als Benda fort war von Berlin, fing mir an das Leben und mein Dienst bei den Schauspielern langweilig und heillos zu werden. Die Benda'schen Musiken hatten zugleich so auf mich gewirkt, daß mir die Musiken der andern Theater-Componisten nach und nach immer weniger schmecken wollten. Ich vermißte darin jene glühende Leidenschaft, die mich eben wie aus dem Schlummer erweckt hatte. Gar zu lange konnte ich dies nicht verhehlen; ich ließ mich darüber in etwas derben Worten aus; man fing an kälter gegen mich zu werden, und kaum war Benda nicht mehr in Berlin, so war auch ich nicht mehr im Orchester, nachdem ich mich etwa ein volles Jahr in diesem Wesen versucht hatte.

Einer meiner heißesten Wünsche war indessen unerfüllt geblieben. Ich kannte noch keine ordentliche Partitur und hatte schon längst gewünscht, ein Benda'sches Stück in Partitur zu sehen; auch dazu war mir nun durch die Entfernung vom Theater die Hoffnung ganz abgeschnitten.

Darüber fiel mir ein, daß ein Bratschist aus dem Orchester, der nebenher ein Taubenhändler war, einst

gesagt hatte, er besäße die Partitur von Benda's Ariadne auf Naxos. Zu diesem nun ging ich hin; er besaß die Partitur wirklich, wollte sie aber nur verkaufen und verlangte so viel Geld dafür, als ich nicht hatte. Eines Tages kam er zu mir, und sah auf meinem Hofe ein Paar Tauben sitzen, welche meinem Nachbar gehörten und verlangte von mir, ihm diese Tauben zu geben, er wolle mir dafür die Partitur der Ariadne leihen. Daraus konnte nun freilich nichts werden, weil ich nicht einmal wußte, wessen die Tauben wären; indessen hatte ich bald ausgemittelt, daß sie einem Secretair gehörten, mit dem ich öfter in Concerten gewesen war. Zu diesem nun ging ich hin und nach manchem Hin- und Herreden wurde ich mit ihm einig, daß ich ihm für diese Tauben ein neues Bratschen-Concert komponiren sollte; darüber erhielt ich meine Tauben, welche ich sogleich gegen die Partitur umtauschte, an der ich Tag und Nacht schrieb, um solche sobald als möglich zurückzugeben.

Das Vergnügen, welches ich beim Abschreiben dieses Werkes empfand, ist nicht auszusprechen. Ich sah das Theater vor mir mit Allem, was darauf gehört, und nahm mir vor, ein ähnliches Stück zu componiren, worin es an Löwen und Ungeheuern nicht fehlen sollte. Das Gedicht selbst mißfiel mir übrigens im höchsten Grade; der Name Theseus zwar war mir ehrwürdig; aber den

Besieger des Minotaurus, den Retter der Söhne seines Vaterlandes, sah ich hier klagen, ohne daß ihm ein Finger weh that, wie einen bankerotten Kaufmann davon laufen und seine edle Retterin in der Einsamkeit unter den Thieren der Wildniß verlassen. Die Musik riß mich hin zum Antheil, an den Personen dieses Stücks konnte ich keinen nehmen. Ariadne kam mir vor, wie ein deutsches Bürgermädchen in fremdem Kleide versteckt. Erst schläft sie, dann schimpft sie und endlich stirbt sie. Theseus kommt, Niemand weiß, woher? warum? und noch weniger weiß er selber, warum er geht. Das Ganze erschien mir, wie eine Reihe von Alltäglichkeiten in griechisches Gewand gehüllt, mein Antheil an Ariadne, mein Unwille über den Theseus und meine Bewunderung der herrlichen Musik verwirrten mich. Was einen tieferen, obgleich weniger gefälligen Eindruck machte, war die Medea des nämlichen Componisten, ich sage: die Medea, denn auch Jason war keinen Augenblick im Stande etwas anderes, als meinen Haß zu erregen. Er erscheint weder als ein Held von Colchis, noch als ein Mann und Medea mußte von Rechts wegen ein gemeines Weib sein, um solch einem Kerl nachzulaufen. Doch die Musik glich Alles aus. Es war natürlich, daß die Empfindung, welche mir bang machte, oder wohl that, wie den gegenüberstehenden Helden uns beide

vereinigen mußte. Hätte die Musik jedoch mehr Antikes gehabt, so wäre der Dichter verloren gewesen, dem man um des Componisten willen gern verzieh.

Ich dachte lange darüber, wie man nur so etwas darstellen wolle? und fiel auf den Gedanken, daß wohl noch ein Mehreres hinter dieser Fabel verborgen sei, welches aus diesem Stücke nicht hervorgeht. Ich fragte meinen Freund Moritz,*) und nun war's am Tage, daß dieser Dichter nur den Componisten wollte Gelegenheit geben, äußere Zustände mit Musik zu begleiten; daher nahm ich mir vor, wenn ich einst ein solches Stück componiren würde, meinen Dichter besser zu beobachten, damit nicht das, was die Empfindung baue, durch Verwirrung der Begriffe wieder zerstört werde.

Etwas Aehnliches hatte ich auch an der Oper Romeo und Julie auszustellen; das Ende des Stücks war mir völlig zuwider, ja verhaßt. Diese schnelle Verwandlung des tiefsten Todesschmerzes, in wilde ausgelassene Freude war mir zerstörender, als der Tod selber. Dies klagte ich dem Professor Engel,**) der mir weiter nichts sagte,

---

*) Moritz war Professor beim Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster, welche Stelle er um 1787 aufgab und nach Italien ging. —

**) Johann Jacob Engel, geboren 1741 zu Parchim, starb 1802 zu Berlin. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaf-

als: „Das ganze Gedicht sei keinen Schuß Pulver werth.“ —

Nun hatte ich auch mein Bratschen-Concert fertig. Es war der erste eigentliche Versuch, in einem Concerte etwas mehr, als das bloße Spielen, das Hörenlassen zum Besten zu geben. Ein pathetisches Allegro sollte eine ernsthafte Stimmung geben, darauf sollte ein bewegendes Adagio dieser Stimmung Unruhe und Arbeit verschaffen, die sich zuletzt im Rondeau zu freier Behaglichkeit erheben und das Ganze heiter abschließen sollte. Mein Secretair hatte eine unendliche Freude, als er sein Concert zum ersten Male spielen hörte. Es wurde zweimal nach einander gespielt und die es hörten, bewiesen mir ihre Zufriedenheit und munterten mich auf, diesen Weg zu verfolgen und mehr dergleichen zu componiren. Dies war jedoch nicht mein Sinn, ich dachte auf ganz andere Dinge.

Bis jetzt hatte ich noch gar keinen Unterricht in der Composition gehabt. Ich wußte nur zu gut, wie sauer mir dies Concert geworden war, um meine Intention

---

ten und Lehrer König Friedrich Wilhelm III., ward 1787 Director des Königl. National-Theaters, welche Stelle er 1797 aufgab. Seine Schriften über musikalische Malerei und über Mimik werden für werthvoll gehalten. Er war auch Verfasser einiger Schauspiele, z. B. der Edelknaben.

darin nur einigermaßen klar zu machen. Diese Intention bestand in nichts Geringerem, als ein klassisches Werk zu liefern und mich bei Kennern geltend zu machen. Ich saß daher während des Componirens überall fest, ohne die Mittel zu kennen, mir fortzuhelfen; dazu glaubte ich, müsse man die Kunst im ganzen Umfange verstehen und nun dachte ich auf weiter nichts, als wie ich mir diesen Unterricht verschaffen wollte. — Ich hatte längst gewünscht, eine Kirchenmusik zu komponiren. In der St. Georgen-Kirche wurde an einer neuen Orgel gebaut, welche ihrer Vollendung nahe war. Ich ging zum Kantor Schmidt und trug ihm mein Verlangen vor, ihm eine Musik für die Einweihung seiner Orgel anzufertigen, wenn er mir einen Text geben wolle. Der etwas steife Mann maß mich mit den Augen von unten bis oben. Er habe zwar, sagte er, noch keine Musik zu dieser Feierlichkeit, doch sei ihm eine versprochen und einen Text habe er nicht.

Ich merkte recht gut, daß mich der gute Mann nicht für voll ansah; das bloße Uebelnehmen konnte aber nicht helfen, weil eine so gute Gelegenheit zu einer neuen Kirchenmusik nicht gar oft eintritt. Ich nahm daher einen schon komponirten Text, änderte darin Allerlei nach meinem Sinne und trug diesen Text zum Kantor mit der Frage, ob ich ihm diesen komponiren solle? Er

nahm ihn mir nicht ohne Gravität ab und sagte, er wolle ihn durchlesen und mir Antwort sagen. Ich war sehr ungeduldig keine Antwort zu erhalten, deshalb ging ich zu meinem Freunde Georg und erzählte ihm mein Bedürfniß. Er lächelte und sagte: Ihr seid Beide ein Paar wunderliche Leute; er schämt sich eine Musik umsonst anzunehmen, die er doch braucht, und Sie brennen vor Begierde, ohne Noth einem Undankbaren zu dienen. Ich werde mit ihm reden und wenn er noch keine Musik hat, werde ich ihm sagen, daß er ein Narr ist. Georg kam zurück, brachte mir meinen Text wieder und sagte: Mit dem Menschen ist nichts anzufangen; wie ich denn noch niemals einen Pedanten gesehen habe, der wüßte, was er will. Mein Rath ist der: „Componiren Sie Ihren Text, wenn Sie der Lust nicht widerstehen können und wenn Sie fertig sind, wird sich das Andere von selber finden."

Ich hatte wirklich schon den Anfang gemacht, der erste Chor und ein Recitativ waren fertig. „Wer hat Ihnen denn diesen Text gemacht?" fragte Georg. Ich sagte ihm, es sei der nämliche, den der hiesige Kantor Kühnau*) auch componirt hatte. — „Das müssen Sie

*) Joh. Christoph Kühnau, Musik-Director und Kantor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin, geboren den 10. Februar 1735.

ja nicht sagen," rief er, „sonst thut's der Mann gewiß nicht; sie sind einander spinnefeind." —

Ich fuhr also muthig fort, auf's Ungewisse meine Musik zu machen, und war bei guter Zeit damit fertig. Die Orgel war vollendet und Schmidt hatte noch keine Musik, weswegen er dann auf Georg's Versicherung, daß die Musik gut sei, meine Arbeit passiren ließ. Georg und ich hatten zur Aufführung dieser Musik alle unsere Freunde zusammenberufen und ich durfte auf eine Aufführung hoffen, die meiner Arbeit vortheilhaft war. Da die Musik zur Einweihung einer Orgel gemacht war, so hatte ich eine Arie mit concertirender Orgel angebracht. Der Organist Böhme*) war ein alter stumpfer Mann und verbat sich diese Arie; das war mir ein Donnerschlag, eine meiner ersten Intentionen vernichtet zu sehen;

Die von Zelter erwähnte Cantate ward von Kühnau zur Einweihung der Orgel der Dreifaltigkeits-Kirche, die am 5. November 1776 (nicht wie Schilling angiebt, 1775) stattfand, aufgeführt. Kühnau hat außer vielen Kirchenmusiken, das Orat. d. Weltgericht 1783 componirt; besonders hat er sich aber durch Herausgabe seines Choralbuches, das 6 Auflagen erlebte, verdient gemacht. Er starb 1805. —

*) Joh. Friedrich Böhme ward 1765 Organist bei der Georgen-Kirche zu Berlin. Er starb den 10. Juli 1819, nachdem er schon vorher in den Ruhestand versetzt war; so sehr alt kann Böhme zu damaliger Zeit noch nicht gewesen sein, da er noch 36 Jahre lebte; doch jungen Leuten kommen Männer in reifem Alter gewöhnlich schon alt vor.

überhaupt war es mir unangenehm, daß dieser alte unwissende Mann zu meiner neuen Musik die Orgel spielen sollte. Ich bat einen Freund, der ein guter Orgelspieler war, den Mann zu disponiren, ihn die Orgel spielen zu lassen, wenn meine Musik gegeben würde. Dieser kam zurück und brachte abschlägliche Antwort; des Organisten Frau kam zu mir und erhob ein jämmerliches Geheul, daß ihr Mann gerade am Tage der Orgel-Einweihung nicht selber spielen sollte. Der Kantor sagte, er könne sich darein nicht mischen und ich gerieth in einen hoffnungslosen Zustand. Es wurde eine Probe in der Kirche gehalten, die unglücklich ablief, denn der Organist kam gar nicht vom Flecke und meine Musik, woran ich so warm und fleißig gearbeitet, klang ganz entsetzlich. Meine Noth wuchs mit jeder Stunde, ich schämte mich, ich weinte die Nächte hindurch, ich ärgerte mich, daß Alles so ruhig um mich her, jeder sein Geschäft trieb. Der Organist erklärte endlich, dies sei keine Kirchen-Musik, er könne sich damit nicht befassen und werde bei meiner Musik die Orgel verschließen. Dies gab mir Muth, indem es meine Entschlossenheit erweckte. Ich lief zum Stadtpräsidenten Philippi, stellte ihm mein Ungemach vor: „Wie ich aus gutem Herzen Alles gethan zum Lobe Gottes und zur Feier des Festes.“ Meine Rede floß mir von den Lippen, ich war auf's Höchste

gespannt und forderte Gerechtigkeit. Der alte würdige Stadtpräsident griff mir freundlich an's Kinn, indem er sagte: „ich solle ganz ruhig sein, die Orgel solle zu meiner Zeit mein sein und keines Andern; er werde selber in der Kirche sein, und meine schöne Musik, wie er sie nannte, anhören."

Dies beruhigte mich und ich ging. Zu Hause fand ich ein Billet; meine erste Sängerin war krank geworden. Ich lief zu ihr und überzeugte mich. Es war im Monat November, seit 14 Tagen hatte es immerwährend geregnet, der Koth auf den Straßen war ermüdend, den ganzen Tag war ich erhitzt und durchnäßt, die Nächte ohne Schlaf gewesen; ich spürte ein Fieber und nun konnte gar das Unglück kommen, daß ich am Tage meiner Musik im Bette sein mußte; die Angst meines Herzens war gräßlich. Ich witterte eine Sängerin aus, doch diese verstand so wenig Musik, daß ich keine Hoffnung vor mir sah, ihren Vortrag nur einigermaßen mit Zufriedenheit gekrönt zu sehen.

Die General-Probe kam heran; sie ward in der Kirche gehalten. Es regnete den ganzen Tag; der schnöden Witterung wegen kamen viele Musiker nicht in die Probe, aber meine kranke Sängerin erschien und sagte: sie habe von meinem Unglücke gehört und wolle singen, so gut sie könne. Ich mußte nun die Orgel selber spie-

len, da jeder andere durch die Weigerung des Organisten verscheucht worden war. Die Probe ging so gut, als sie konnte, denn Georg, der Contraviolon spielte, nahm sich der Musik hülfreich an. Er bat die Herren, öfter zu wiederholen und für heute ging die Sache gut genug, indem er mir die Versicherung gab: Morgen würde Alles da sein, und Jeder würde das Seinige thun. Alles das war nun auf den Kantor Schmidt auch nicht ganz ohne Einfluß gewesen. Er hatte meine Angst gesehen, meine Sorge und Bemühung mit zu großer Gelassenheit ertragen, das fühlte er wohl. Er fragte mich, wie viel Texte er wohl solle drucken lassen? Ich rieth ihm zu dreitausend Stück. — „Gott behüte!" schrie er, „wo denken Sie hin! dreihundert wird zu viel sein! Ich kann das Stück nicht unter einem Groschen verkaufen, weil der Text einen ganzen Bogen beträgt und ich leide den größten Schaden! wenn was übrig bleibt, wird es Makulatur; ich kann die Musik ja niemals wieder aufführen."

Es war das erste Mal, daß ich diesen Mann in voller Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens, wie eine Flamme aufschlagen sah. Ich sagte ihm: „Thun Sie was Sie wollen, aber ich halte es für besser, daß einige Texte übrig bleiben, als daß Ihnen welche fehlen." Endlich sprach ich mit seiner Frau, mit der ich dann han-

delte und sie von Hundert zu Hundert hinauf stimmte; es wurde beschlossen, achtzehnhundert Stück drucken zu lassen, denn bis auf 2000 konnte ich sie nicht bringen.

Bis jetzt war ich in einer beständigen Fieberbewegung gewesen. Ich bekam Hunger und aß mit Begierde. Die Nacht hindurch schlief ich mit Ungestüm und der Morgen fand mich gerüstet.

Mein erster Gang war zum Kantor, der mir nicht ohne Heftigkeit sagte, er habe noch keinen einzigen Text verkauft. Ich stand an der Kirchenthür und sah die Leute hereinströmen und zu meiner Freude viele alte Musiker und endlich den alten Marpurg,*) der mich sehr munter und freundlich grüßte. Als ich diesen gesehen hatte, ging ich an mein Amt; vertheilte die Stimmen, als meine Freunde die Musiker sich nach und nach ansammelten und mich grüßten. Die Trompeter und Pauker waren die devotesten und so ging es nach und nach etwas kälter hinauf bis zu den ersten Violinisten und Sängern, in deren Händen das Schicksal eines angehenden Componisten liegt. Meine Musik begann. Noch

---

*) Friedrich Wilh. Marpurg, geb. d. 10. Octbr. 1718 zu Seehausen in der Altmark, Königl. Preuß. Kriegsrath und Lotterie-Director zu Berlin, einer der berühmtesten Musik-Theoretiker seiner Zeit und ein Gegner des ebenfalls damals zu Berlin lebenden Joh. Phil. Kirnberger. Er starb den 22. Mai 1795 zu Berlin. —

tönen die herrlichen Trompeten in meinen Ohren. Alles lösete sich zu meiner Zufriedenheit auf, indem Alles vor mir abging, ja abfiel, wie eine leichte Decke. Besonders gefiel meine Orgel-Arie, welche mir doppeltes Vergnügen brachte, weil ich sie selber spielte. Nach der Musik ward ich von allen Musikern auf's Freundschaftlichste angesehen. Georg umarmte mich kräftig und gerührt; seine Gehülfen und Lehrlinge sahen in einiger Entfernung meiner Erhebung zu; ich war glücklich.*) — Nach der Musik ward ich von der Kantorin förmlich zu Tische gebeten; bei Tische ward von mir gesprochen und der Kantor legte etwas von seiner Würde bei Seite, indem er sagte: „Er wünschte, daß er mir gefolgt wäre. Er habe alle seine Texte verkauft und nun nach der Musik schickten die Leute noch immer nach Texten."

Ich war über allen Ausdruck glücklich, und ward es immer mehr. Am andern Morgen erhielt ich ein Schreiben mit fingerlangen Buchstaben von Herrn Marpurg, worin er mich auf das Freundschaftlichste anzufeuern suchte, die Ordnung meiner Composition lobte u. dgl.

Das Sonderbarste bei dieser Geschichte bestand darin,

---

*) Die Orgel der St. Georgen-Kirche zu Berlin war durch den damals beliebten Orgelbauer Ed. Marx aus Berlin angefertigt und ward am 23. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1782 durch diese Kirchenmusik eingeweiht. —

daß mein Vater von allen diesen Dingen nichts wußte, oder nichts zu wissen scheinen wollte, da so viele Leute davon wußten.

Um diese Zeit wurde mein erster Versuch in Clavierstücken bei Rellstab gedruckt und in der Zeitung angekündigt. In einer Gesellschaft, in der mein Vater Mitglied war, ward die Zeitung vorgelesen und also auch diese Ankündigung. Mein Vater sagte, es sei das erste Mal, daß ihm sein Name auf diese Weise vorkomme und er habe nicht gewußt, daß außer ihm und seinen Söhnen noch Jemand in Berlin diesen Namen führe; der alte Schmäling (Vater des berühmten Mara) war zugegen und sagte: „Das ist ja auch Ihr Sohn und kein Anderer;“ doch mein Vater glaubte dies nicht eher, bis er mich selber gefragt hatte: „Wer mich so viel Musik gelehrt hätte?“ Ich sagte, daß ich sie ohne Lehrer gelernt hätte, doch gern weiter fort wolle, denn ohne eine ordentliche Schule sei doch nichts Rechtes zu leisten; man müsse so viel versuchen und darüber verginge so viel Zeit. — Musik, meinte mein Vater, wüßte ich genug und fragte: ob ich italienisch lernen wolle? Der Professor Sanseverino habe seinen Unterricht angeboten. Ich war voller Freude und das Italienische ward angefangen; doch ich sollte nur 3 Monate lernen, denn der

Professor hatte gesagt, in 3 Monaten könne ich so weit sein, mir selber fortzuhelfen.

Dieser Sanseverino (Verfasser der vita di Bianca Capello) war Dichter, das war mir lieb. In der ersten Stunde konnte ich lesen und mit Hülfe des Lateinischen auch manches verstehen. Der Poet verfertigte eine Cantate: la Medea, die ich sogleich in Musik setzte; von ihm erhielt ich auch die Partitur von Schwanenberg's Romeo e Giulia, welche ich abschrieb; und nun war ich eine Zeit lang sehr glücklich und dachte häufig nach Italien.

Ich faßte nun den Entschluß, den ordentlichen Cursus der Harmonie bei Fasch zu lernen; dieser aber war so besetzt, daß er keine Lection annehmen konnte. Einer von Faschen's Schülern sagte mir, er höre auf, Lectionen zu nehmen, und wenn ich noch gesonnen sei, Unterricht zu nehmen, so wolle er mich vorschlagen. Ich war bereit. Fasch verlangte erst etwas von meiner Arbeit zu sehen, so ging ich hin und zeigte eine Sinfonie und eine Sonate vor, welche Fasch durchsah; ich ward angenommen und nun ging ich zu Fasch in die Lehre. Als ich hier angefangen hatte, schickte Kirnberger*) zu mir und ließ mich rufen. Ich kam; er

*) Joh. Phil. Kirnberger, Hof-Musikus der Prinzessin Amalie von Preußen, geboren den 24. April 1721 zu Saalfeld; einer der

kannte mich schon, wie ich ihn. „Sie haben ja," sagte er, „eine Kirchenmusik gemacht, die ich so rühmen höre, lassen Sie mich doch diese sehen. Wo haben Sie denn gelernt?" — Ich antwortete: „Ich habe nirgends und so viel, als nichts gelernt; erst seit Kurzem ist Herr Fasch so gütig, mich durch seinen Unterricht zu beglücken." — „Nun," sagte er, „wenn Sie das lernen wollen, was er kann, haben Sie alle Hände voll zu thun. Den Contrapunkt versteht er ordentlich; seine Canons sind gewiß gut und dabei hat er einen guten, ja einen feinen Geschmack. Sebastian's Sachen habe ich von keinem besser spielen hören und des Hamburgers Sachen spielt er noch besser. Was mir nicht an ihm gefällt ist, daß er Allen alles Recht machen will."

Ich glaubte meine Sache sehr gut zu machen und erzählte Faschen, daß mich Kirnberger hätte rufen lassen und was er mir Alles zu seinem Lobe gesagt hatte. Fasch hörte mich ruhig an, bis ich fertig war. Nachdem die Lektion geendigt war, sagte er, er müsse gestehen, daß die vielen Lektionen ihm anfingen beschwerlich zu werden für die wenigen heitern Stunden, welche

---

berühmtesten Theoretiker und auch Componist in gelehrtem Styl. Die Unfehlbarkeit seiner Lehren wurde zu seiner Zeit schon durch Marpurg und in neuerer Zeit durch B. Klein u. a. angefochten. Er starb den 27. Juli 1783. —

ihm seine Kränklichkeit übrig lasse. Obgleich er gern und mit Genuß unterrichte, müsse er doch anfangen nachzulassen, denn es sei fast zu viel, vom frühen Morgen an und auch nach Tische immerfort zu unterrichten. Dagegen habe Kirnberger gar nichts zu thun und leide einigermaßen Noth, ich solle daher Fasch en die Liebe erzeigen, ihn von meinem Unterricht zu dispensiren; er könne mir dagegen Kirnberger als einen vollkommenen, gründlichen Harmonisten anrühmen, der sich zugleich freuen würde, einen geistvollen Schüler zu finden.

Mich traf diese Rede wie ein Blitz; ich konnte vor Wehmuth nicht gleich antworten und stand traurig da; es war, als wenn ich mein Todesurtheil aussprechen hörte. Als ich die Sprache wieder bekommen hatte, sagte ich, daß ich ja nur eine einzige Stunde wöchentlich bekäme, wenn er in Berlin sei und da er sechs Monate des Jahres in Potsdam lebte, so erhielte ich ja im ganzen Jahre kaum ein Viertelhundert Lektionen; ich hätte Jahrelang auf seinen Unterricht gewartet und mich darauf gefreut; woher es denn komme, daß von allen seinen Schülern er mich auswähle, mich allein verstoßen wolle? Ich liebte ihn, ich hinge an ihm und seiner Lehre mit ganzer Seele; ob er denn von diesem allen nichts fühle? — „Ich kann Ihnen aber nicht nützlich genug sein; doch wenn Ihnen die wenigen Lektionen hin-

reichen, so bleiben Sie in Gottes Namen; an 25 Lektionen mehr im Jahre werde ich nicht sterben, doch Sie werden davon auch keinen rechten Vortheil haben, denn Sie sind alt genug, keine Zeit mehr verlieren zu können. Herr Kirnberger ist beständig in Berlin, Sie können daher beständig von ihm lernen. Wollen Sie indessen bei mir bleiben, verstoßen will ich Sie nicht."

Ich war sehr niedergeschlagen, indem ich glaubte, Fasch habe etwas gegen meine Conduite, in welchem Punkte ich nicht sein aufmerksamster Schüler sein mochte. Indessen konnte ich hinwiederum bemerken, daß er mit meiner Intelligenz nicht unzufrieden war; besonders da ich zu seinen einzeln vorgetragenen Lehren immer sogleich mit einer Anzahl Beispielen bereit war, worauf sich jede Lehre anwenden ließ.

Ich wußte nun nicht, ob ich zu Kirnbergern wieder hingehen und diesem meine Kirchenmusik bringen sollte, da sie Fasch noch nicht einmal gesehen hatte; endlich sagte ich mir: „Kirnberger hat Deine Musik verlangt; verlangt sie Fasch auch, so kann auch er sie haben."

So trug ich meine Musik zu Kirnberger; er las erst den Text, welchen er kannte. Als er das Ganze durchgegangen war, sagte er: „Ei, das mag wohl recht stark klingen." Ich bat ihn, mir seine Meinung nicht

zu verhehlen; ich sei überzeugt, noch weit zurück zu sein, doch voll des besten Willens empor zu kommen, und was er mir sagen werde, solle mir ein Evangelium sein; ich wolle gern auf den Grund; die Wahrheit ginge mir über Alles.

„Wahrheit!" sagte er, „das schwere Wort reden Sie so hin, als ob Sie längst wüßten, was Wahrheit ist. Freilich wissen Sie Alle es: was sie gern hören, ist ihnen auch Wahrheit; man darf ihnen nur schmeicheln und man kann ihnen weiß machen, was man will; und dann gehen Sie von Haus zu Haus und erzählen, was Kirnberger gesagt hat. Ihre Musik, junger Herr, muß wohl klingen, ja schallen, knallen muß sie; aber wenn ich nun hinzusetze, daß sie nicht singt, nicht andächtig, heilig, kirchlich; dagegen aber weltlich, leidenschaftlich und frech ist, — ist das auch wahr? — sprechen Sie!" — „Wenn Sie es sagen, Herr Kirnberger, ist es gewiß wahr." — „Sie haben also," fuhr er fort, „das Beste ausgelassen; so gut macht es jeder Anfänger, und so hört jeder Pfuscher auf; denn was für Kunst kann darin sein, im Schweiße des Angesichts Noten so oft auf einander zu passen, bis sie harmoniren und wenn Sie nichts besseres werden wollen, als ein solcher Hucker und Drucker, so bleiben Sie bei der Kelle." Der Schmerz, den ich bei dieser harten Rede empfand, war

so überwältigend, daß es Kirnberger merkte und sagte: „Dies scheint Ihnen wehe zu thun und Sie nehmen es gewiß übel; das mögen Sie nur thun, und wenn Sie deswegen von Ihrer Componirerei ablassen, so habe ich gewiß zu Ihrem Heile beigetragen. Es giebt nichts Erbarmungsvolleres, als einen gemeinen Künstler, deren so viele sind; dagegen ein gemeiner Handwerker immer eine würdige Person bleibt, so bald es ihm bei geringer Fähigkeit nur Ernst ist."

„Was müßte ich denn aber thun," sagte ich, „da ich doch einmal den Trieb und die Lust habe, etwas Musikalisches zu leisten?" „So sprechen Alle," antwortete er, „noch habe ich keinen gesehen, der nicht seine ersten Aufwallungen für Beruf, ja für Glück gehalten hätte. Es hat sich mit dem Genie! Genie ist etwas anderes, als ihr jungen Herren glaubt. Da läuft eine Heerde von Genies herum, die das Brod nicht werth sind, was sie essen. Glauben Sie mir, junger Freund, die Natur ist nur auf die Natur angewiesen; was nicht zu ihr gehört, kann sie nicht ernähren; was ist denn also ein Musikus ohne Naturell? ein Sänger ohne Stimme und davon ist die Welt voll. — Erst fangen sie an Liedchen, Sonatchen, Sinfoniechen, Cantatchen; Alles so niedlich, artig, anzufertigen, daß ihren Eltern oder ihren Mädchen das Wasser im Munde zusammen-

läuft und nun denken sie: sie hättens, und des Genies ist kein Ende, bis man zuletzt ein Mann, ein Vater und ein Stümper ist. Soll man nun einem Menschen rathen, ein Künstler zu werden? Die Musik ist die gefährlichste von allen Künsten für den Künstler; das Beste was er leisten kann, kommt so leicht und harmlos hervor, daß jeder es für sein Eigen hält und keinem dabei der himmlische Geist einfällt und die unsägliche Mühe, den Ton sicher zu finden, der in eines Menschen Herz bringt. Die Welt nimmt es hin, wie die Blätter und Früchte des Baumes, wie das Licht des Tages, weil sich das von selber versteht, und wer wird seinem Gotte für solche gemeine Dinge danken? Da will man denn Außerordentliches leisten, es muß auffallend sein; da müssen denn die Trompeten heran und des Gepaukes ist kein Ende."

„So mein junger Freund ist es mit dieser Musik und Papa und Mama denken gewiß, das sei ganz was Erstaunliches; aber haben Sie schon einen Choral vierstimmig setzen lernen? Sie fangen an bei dem Zwecke, womit wollen Sie enden? Ich habe noch keinen gesehen, der glücklich um die Schule herumgekommen ist; sie brechen Alle den Hals. Sie wollen ein Handwerk treiben, und eine Kunst auch, wissen Sie, was das heißt? — Ich habe mein Lebelang nichts, als Musik gemacht und

glaube was zu können, und Lebenslang gepfuscht, denn wenn ich große Meister betrachte, komme ich mir vor, wie ein verlorner Mensch; ich weiß mich vor Traurigkeit nicht zu lassen. Sie wollen Häuser bauen und nebenher componiren, oder wollen Sie componiren, und nebenher Häuser bauen?"

Das Gespräch wirkte zerschmetternd; ich fing an, an meinem Talente zu zweifeln, besonders deswegen, weil Fasch gar zu wenig Wesen aus mir zu machen schien, da er mir so mir nichts dir nichts den Unterricht aufsagen konnte. Wenn ich an die Musik dachte, schlug mir das Herz vor Angst und Sorge. Meine Kirchenmusik war mir zum Ekel geworden, und ich fand in allen Winkeln Fehler, die ich mir nicht erklären konnte. Klagen konnte ich Keinem; die meisten meiner Bekannten waren kalt, ich hatte sie für neidisch gehalten und ich würde vor Scham gestorben sein, wenn mein Vater oder einer von ihnen Kirnbergers Sermon gewußt hätte. Seine Schülerin, die Prinzessin Amalia, Schwester Friedrich des Großen, ließ mich rufen und verlangte, daß ich auf ihrer Orgel spielen solle. Ohne Vorbereitung und Vorrede setzte ich mich hin und spielte. Als ich lange noch nicht fertig war, sagte die Prinzessin: „Hör Er mal! Hör Er man auf! Er kann ja nischt! da reden die Menschen von Genie! das ist ja nischt! Geh'

Er man zu Kirnbergern, der wird Ihm schon sagen, wo's Ihm sitzt! denn was Er da macht, is alles nischt nutze." —

Wo mich nun diese gute Prinzessin hinschicken wollte, da war ich schon gewesen, und diese doppelte Demüthigung würde mich umgebracht haben, wenn ich vor Leichtsinn und was sonst der Jugend beiwohnt, an etwas anderes gedacht hätte, als es besser zu machen. Auch war ich in der That nicht der Meinung, etwas Besonderes geleistet zu haben, indessen wurde diese nämliche Musik bei anderer Gelegenheit, wozu Burmann*) einen neuen Text unterlegte, mehrmals wieder aufgeführt. Hier hörte sie der wohlbekannte Kapellmeister Schulz, der mir darüber manches Belehrende sagte, was mich wieder ermunterte.

Zufällig sprach ich später einen von Kirnbergers Schülern, der in meiner Kirchenmusik mitgesungen hatte. Er lobte meine Musik und sagte mir, Kirnberger halte etwas auf mich. Ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen und setzte ihm entgegen, daß ich dies besser

---

*) Gottlob Wilhelm Burmann oder Bormann, Componist, Clavier-Virtuos und Dichter zu Berlin, nach dem gelehrten Berlin von 1795 geboren den 9. Mai 1736; er soll klein, hinkend und mißgestaltet gewesen, aber einen lebendigen Geist und Sinn für das Edle und Schöne besessen haben. Er starb 1805, den 5. Januar zu Berlin in großer Dürftigkeit. —

wisse. — „Wie," sagte er, „Sie haben ihm ja Ihre Musik selber gebracht und er hat mir davon gesagt, daß er bei einem so jungen Menschen weder den Ernst noch die Kühnheit gesucht hätte." „Hat er Ihnen dies wirklich gesagt?" fragte ich. — Er wiederholte mir diese Worte. Nun erzählte ich ihm treu, wie mir Kirnberger alles Componiren auf Lebenszeit verleidet hätte; seit der Zeit hätte ich keine Lust, eine Note zu schreiben. — „Das ist," versetzte er, „nichts Ungewöhnliches bei ihm; je besser man es ihm macht, desto unleidlicher wird er, und eigentlich lobt er nur die, von denen er nichts hofft, bekümmert sich wenig um sie und sagt dann: sie hätten's schön gemacht."

Diese Rede gab mir meine ganze Lebenskraft wieder.

Wenn ich über diesen ersten Versuch hier ausführlicher gewesen bin, als es meine Schularbeit verdient, so darf ich hinzusetzen, daß ich ihn ganz vergessen hätte, wenn nicht der sehr geschickte und bekannte Musikdirektor Schicht in Leipzig diese Musik ohne mein Wissen sich anzuschaffen gewußt hätte, der sie mir dann vor einigen Jahren bei meiner Anwesenheit in Leipzig, also nach 40 Jahren vorzeigte. Der nächste Vortheil, den ich nun von dieser Musik hatte, bestand darin: Ein Ganzes gefertigt zu haben, dessen Ueberblick mir die Einsicht gab, was mir fehlte.

Es war im Frühjahr des Jahres 1782. An einem Sonntage nach dem Mittagsmahle beschenkte mich mein Vater mit einem sehr sauber gearbeiteten Zollstocke. Dabei zeigte er mir an, daß ich dem Ende meiner Minderjährigkeit nahe sei. Morgen früh solle ich vor das Gewerk treten und mein Vorhaben anzeigen, Maurermeister zu werden. Auf einer Seite war ich durch diesen Befehl erschreckt und auf der andern Seite konnte ich kaum das Lachen verbeißen über das Vertrauen, welches mein Vater in meine Fähigkeiten setzte. Ich erwiederte, daß ich den redlichen Willen hätte, ihm wie immer zu gehorchen; er werde aber wissen, daß ich in der bürgerlichen Baukunst nur ein Anfänger sei, und nichts weiter gethan, als Zeichnungen copirt hätte; dagegen hätte ich mich seit zwei Jahren mit Mechanik und Hydraulik beschäftigt. — „Noch mehr aber," unterbrach er mich schnell, „mit Musik! Und was soll Dir das, wenn Du kannst, was Du nicht brauchst und entbehrst, was Du wissen solltest?" Ich bat ihn, die Sache so lange beruhen zu lassen, bis ich beim Ober-Bau-Departement mein Examen bestanden hätte, welches in wenigen Monaten vor sich gehen könnte; das Meisterwerden sei mir ja gewiß genug." — „Und eben deswegen," versetzte er, „muß man das Gewisse zuerst nehmen, denn nur was man hat, ist gewiß; wenn Du examinirt bist, hast Du nichts; dagegen

Du auf Dein Meisterstück wirst Meister werden und Dein Brod erwerben können. Wenn Du Meister bist, bist Du Dein Herr, dann thue was Du willst, bis dahin thue, was ich befehle."

„Ich bin aber darin wirklich nicht so weit," sagte ich, „ich werde mich prostituiren." — „Nein," sagte mein Vater, „Du wirst Deine Schuldigkeit thun, und es wird gelingen und ich will es!" —

Ich versetzte: „Nach dem Begriffe, der mir von der Meisterschaft beiwohne, sei ich zu weit zurück; die Forderungen seien streng, man würde ja darinnen nichts nachlassen und es sei ganz unmöglich ein Meisterstück zu machen, wenn man kaum ein guter Schüler sei; er solle mir doch nur vorher ein Jahr Ueberlegung verstatten." —

„Wunderlicher Mensch!" rief er aus, „was willst Du denn beginnen, so lange Du nicht auf Deinen eigenen Füßen stehst? — Das Meisterstück soll eben die Uebung sein; der Anfang im Meisterstücke und dazu mußt Du erst Meister sein, weil Du nicht eher Gelegenheit dazu hast; ja hier gehen erst die eigentlichen Lehrjahre an: die Verlegenheit, die Noth, der Verdruß, das sind die wahren Lehrmeister! Ich werde mich wohl hüten, Dich für mehr zu halten, als Du bist, doch was hier gefordert wird, wirst Du, mußt Du können."

Ob nun gleich mir dies Alles nicht ganz klar vorkam, so mußte ich doch nachgeben, denn mein Vater fing an warm zu werden.

Wie ich mir die Sache einsam überdachte, fielen mir allerlei Dinge ein, von denen die Musik nicht das Letzte war. Kirnberger's fürchterliche Ermahnung regte mir den tiefsten Grund auf. Was konnte er davon haben, mir von der Musik abzurathen? Er, der in Wahrheit hülfreich gegen angehende Musiker war und wie ich wußte, mehreren den Unterricht unentgeltlich gab? Es erschien mir daher ausgemacht, daß ich zur Musik, theils schon zu alt sei, theils kein entschiedenes Talent besitze; daher entschloß ich mich einmal wieder, mich mit aller Gewalt in's Handwerk zu werfen.

Am folgenden Morgen erschien ich vor dem Gewerke. Ich kann nicht sagen, daß ich dabei unruhig oder furchtsam gewesen wäre und fast war mir's, als wenn sich der Wunsch in mir regte, daß ich abgewiesen werden möchte, weil ich als Geselle wenig gemauert hatte; doch ich ward angenommen.

Mein Vater war zu der Zeit Oberältester. Seine sämmtlichen Freunde ermunterten mich, meinem sehr geschickten Vater nachzuschlagen, lobten meinen Vorsatz und es ward mir aufgegeben, vorher ein Haus zu bauen, woran ich als Polirer arbeiten sollte. Mein Vater hatte

bereits einen solchen Bau und ich trat mein Amt als Polirer sogleich an. Das Haus war angelegt und ich sah nicht ohne Zufriedenheit das Fundament unter meinen Händen aus der Erde hervorgehen, denn ich hatte dazu eine hinlängliche Anzahl guter Leute, die mit mir zufrieden waren, wie ich mit ihnen.

Seit dem vorigen Winter war ich in einem damals angesehenen jüdischen Hause bekannt, wo zwei erwachsene Töchter waren. Die jüngere, welche man Janny nannte, zeichnete und malte in Oel. Sie war achtzehn Jahr alt, von gedrungenem Wuchse, hatte die Farbe ihrer Nation, eine etwas gebogene Nase und einen unvergleichlich schönen Mund; Augen, Zähne, Arme und Busen waren das prächtigste, was man suchen konnte.

Die älteste Schwester Adele, war schöner von Farbe und Gestalt, von feiner weißer Haut, blauen Augen und sehr einnehmendem Wesen; dabei hatte sie eine rührende und weiche Sopranstimme und sang Stücke, die ihr gefielen, vortrefflich. Sie hatte einen Singmeister, doch unterrichtete auch ich sie in solchen Stücken, die ich ihr mitbrachte und mein Unterricht schien ihr annehmlich, indem sie bald bedeutende Fortschritte machte.

Das Familien=Verhältniß dieses Hauses zog mich eben nicht an. Die Mutter trieb ihr Wesen für sich und der Vater desgleichen auf seine Art; aber der Letz=

tere, welcher für einen schönen Geist gelten wollte und auch ein Drama geschrieben hatte, fand seine Freude darin, Gelehrte, Dichter und Künstler nicht selten in seinem Hause zu sehen. Dies war mir um so mehr willkommen und ich sah hier zuerst Moses Mendelsohn, Rammler, Engel, Stammfort, Meil, Brandes u. a. und erfreute mich im Stillen an den Reden dieser Männer. Willkommener noch waren mir die beiden sehr gebildeten Mädchen, die ich alle Tage sehen durfte, da sowohl die Mutter, wie der Vater jeder gleichsam für sich lebte und die Töchter desgleichen; Janny sowohl, als Adele sprachen und schrieben vollkommen französisch und waren der englischen und italienischen Sprache mächtig. Mit ihnen konnte ich ungestört stundenlang von Kunst reden. Es ward gesungen und gespielt und Janny malte und theilte ihre Bemerkungen mit. Es währte nicht gar lange, als sich zwischen der Letzteren und mir ein leidenschaftliches Verhältniß entspann. Wir sahen uns täglich, doch wurden nebenher Briefe gewechselt, in welchen sich bald meine Sehnsucht nach Italien verrieth und wovon endlich auch Janny angesteckt ward. Sie wollte auch ihre Kunst auf klassischem Boden gedeihen sehen um ihrem Vorbilde der berühmten Angelica*) näher zu sein.

*) Angelica Kaufmann.

Der Herbst war da, mein Haus fertig und von hier war ich nun erlöst. — Als ich jedoch nun meine Hände betrachtete, das war ein trauriger Anblick; die äußere Haut fiel fast herunter, und die Form derselben war so entstellt, daß ich lange Zeit Tag und Nacht Handschuh und erweichende Mittel brauchte, um sie wieder in gute Form zu bringen.

Nun erst wurde mir das Meisterstück selbst aufgegeben. Es bestand zuerst in einer Figur, sechshundert und acht Fuß lang und über siebenhundert Fuß tief, deren vordere Seite mit 3 Vorsprüngen versehen war; hinten aber und auf beiden Seiten hatte die Figur lauter Ecken und Winkel. —

In den Grenzen dieser Figur sollte ein Grundriß zur Wohnung zweier fürstlichen Familien angelegt werden. Die Familien sollten gänzlich abgesondert, zugleich aber auch gemeinschaftlich dieses Schloß bewohnen können. Das Gebäude sollte nach korinthischer Ordnung drei Geschosse hoch eingerichtet, alle Grenzen auf den Seiten fest zugebaut und von der nachbarlichen Seite kein Licht genommen werden. Zu diesem Plane sollten nun vier Grundrisse der sämmtlichen Geschosse, die Façade, ein Profil, die Chablonen der bedeutendsten Gesimse und zuletzt ein Kosten-Anschlag angefertigt werden. Diese Figur ward mir vor dem versammelten Gewerke zur

Ansicht überreicht und dann, so wie das Papier, worauf alles gezeichnet werden sollte, versiegelt. Nun gab mein Vater der Meisterschaft ein gutes Gastmahl, wobei es nicht an Munterkeit fehlte. Obgleich mein Vater Oberältester war, so durfte ich doch in seinem Hause nicht zeichnen, und ich ward daher in das Haus des Nebenältesten gewiesen, der mir ganz hold war, weil ich ihm nebenher seine Zeichnungen und Anschläge besorgte.

Am folgenden Tage ging meine Arbeit an. Ich fand dort zwei Meister, welche mir die Siegel löseten und meine Gesellschaft blieben.

Die Figur hatte dem ersten Anblicke nach ein sonderbares Ansehn, denn alles daran war mit Fleiß verschoben und verwoben. Die Maaße der äußeren Linien und unzähliger Sperrlinien waren mit Zahlen in die Figur geschrieben, und manche Linie, welche mit der Zahl 50 beschrieben, war dreimal so groß, als eine andere, welche mit 150 bezeichnet war; aus spitzigen Winkeln mußten stumpfe, wie aus Ecken, Winkel werden. Da ich nicht unerfahren in der Trigonometrie war, so bemerkte ich dies augenblicklich und in einer Stunde stand meine Figur ganz regelmäßig auf meinem Papier, wobei ich denn von meinen Gesellschaftern sorgfältig war beobachtet worden. Als die Herren dies bemerkt, und gefrühstückt hatten, zogen sie von dannen und überließen

mich meinen Gedanken. Eine so kindische Versuchung hatte ich nicht erwartet, aber es war hergebracht und ein alter Gebrauch, dessen Nutzen ich nachher wohl einsah.

Da ich verschiedene italienische und deutsche Prachtgebäude von Zeit zu Zeit copirt hatte, und bald inne wurde, daß hier von keinen Hexereien die Rede war, so wuchs mein Muth und meine Lust von Tag zu Tage. Mein wachhabender Gesellschafter kam Anfangs täglich zweimal, meine Zeichnung zu öffnen und wieder zu versiegeln. Nach 8 Tagen war der Grundriß des Hauptgeschosses in Ordnung, und nun kam man immer seltener und bald darauf gar nicht mehr. Dies war mir nicht einmal lieb, denn hatte ich Gesellschaft, so rückte ich weiter vor, dahingegen ich nun, den ganzen Tag allein, mir Noten mitbrachte, die ich abschrieb, oder etwas Neues componirte. Mein Vater hatte mir angeboten, ich solle mir die Figur zu Hause auch auftragen, damit er mich mit Rath unterstützen könne, weil er mich dort nicht besuchen dürfe; dies versprach ich, verschob es von einer Zeit bis zur andern, wie meine Zeichnung anwuchs und endlich war es zu spät. In fünf bis sechs Wochen war ich fertig. Mein Vater hatte eine sichtbare Freude, die saubere Zeichnung zum erstenmale zu sehen und als ich sie dem Gewerke zur Beurtheilung vorlegte, gab er ein

kostbares Gastmahl. Er hatte mich weder so fertig im Zeichnen, noch in der Distribution gehalten und war an dem Tage ganz ungemein vergnügt, obwohl er nicht einmal wußte, daß ich während dieser Zeit ein ganzes Oratorium von Hasse abgeschrieben und eine Cantate componirt hatte, meinen ununterbrochenen Briefwechsel mit Janny, die ich alle Tage sprechen konnte und der ich dennoch täglich schrieb, ungerechnet. Von dem Königl. Hof- und Schloß-Baumeister Naumann, dem das Gewerk die Meisterzeichnungen zur officiellen Beurtheilung vorlegen mußte, erhielt ich ein höchst schmeichelhaftes Zeugniß über die gute Anlage und saubere Arbeit, und meine Freude hätte grenzenlos sein müssen, wenn mir nicht das vermaledeite Mauern wieder bevorstand, denn nun mußte ich noch ein Haus in Natura bauen, an dem ein Eckpfeiler, ein Rauchfang und ein Kreuzgewölbe von meinen Händen gemauert werden sollte. Wenn ich daran dachte, so war mir's, als sollte ich mit Ruthen gepeitscht werden. Ein solches Haus war nun bereits vorhanden, dafür hatte mein Vater gesorgt; leider war dieses Haus so groß, daß ich keine Hoffnung sah, in diesem Jahre damit fertig und Meister zu werden. Meine Ungeduld war überschwänglich, ich war beinahe 25 Jahre alt und alle meine Gedanken waren wieder nach Italien gerichtet. — Der Banquier Itzig ließ dieses Haus auf

seiner Meierei vor dem Schlesischen Thore aufbauen. Es sollte 130 Fuß lang und 45 Fuß tief, 3 Geschosse hoch und durchaus massiv gebaut worden.

Ich legte mein Haus an. Mein Vater unterstützte mich gewaltig, indem ich täglich 50—60 Leute unter mir hatte und alles fordern durfte, was ich für nothwendig hielt. Wenn ich hier die Noth und Widerwärtigkeiten betrachtete, womit ich meine erste Kirchenmusik aufgeführt hatte, wobei mir jedes neue Hinderniß ein neuer Sporn gewesen war, ohne Hülfe, als die ich mir selber gab; so konnte ich kaum aus mir selber klar werden, mit welcher tiefen Trauer und undankbaren Kälte mich nun alle diese Hülfe in manchen Stunden erfüllte, indem mir dies alles vergeblich und unangewendet schien, das unmöglich zu etwas Gutem führen konnte. Ich stürzte mich in die Arbeit aus Pflicht, aus kindlicher Treue, ich wußte selbst nicht zu sagen, warum?

Da der Bau von meiner Wohnung über eine halbe Meile entfernt lag, so miethete ich mich dort außer dem Thore ein, um den weiten Weg zu gewinnen. Doch was half das alles mir? Nach Feierabend ging ich zu Jeannetten, die bei ihren Eltern am entgegengesetzten Ende der Stadt den Sommer über in einem Garten wohnte; und seit 4 oder 5 Monaten ging ich, wenn Fasch in Potsdam den Dienst hatte, jeden Freitag nach Potsdam

und nahm meine Lektion dort, von der ich jedesmal an demselben Tage wieder zurückkam. Fasch, der von meinem jetzigen Berufe nichts wußte, glaubte, daß ich in Potsdam Geschäfte besorgte, weil ich nicht widersprach, wenn davon die Rede war und sah mich gern, weil ich Fortschritte machte und er dort mehr Muße hatte, als in Berlin; da dies aber den ganzen Sommer hindurch regelmäßig geschah, so sagte er einst: „er müsse gestehen, daß ich mir seinen Unterricht etwas kosten ließ, wenn er die Zeit, die Zehrung und das Fuhrlohn rechne, oder ich müsse gute Geschäfte in Potsdam machen.“ Er wußte nicht, daß ich die Reise hin und her zu Fuße in einem Tage vollbrachte und am Abend wieder auf meinem Bau war. Die Sache war mir übrigens keines Weges ermüdend; des Morgens ging ich nach 3 Uhr von meiner Meierei und zwischen 8 und 9 Uhr war ich in Potsdam in Faschens Stube. — Meine Lektion währte bis 11 Uhr; dann ging ich in Sanssouci oder auf den Bergen umher. Gegen Mittag hatte ich mir die Mahlzeit vor dem Berliner Thore in einem guten Gasthofe bestellt und nach dem Essen ging ich bequem wieder nach Berlin, wo ich denn Abends bei Janny noch sehr lange munter war. Mein Vater und meine Mutter und überhaupt niemand wußte von der Sache. Der eigentliche Vortheil aber des Zuhausegehens bestand in der angenehmen Einsamkeit;

denn auf dem Wege arbeitete ich meistentheils meine Stücke aus, die ich nachher desto geläufiger niederschrieb.

Anfänglich hatte ich einigemal ein Fuhrwerk gemiethet, doch der Fuhrmann ließ mich warten; auf dem sandigen Wege kam ich nicht vom Flecke, ich kam spät nach Potsdam, wo dann am Thore unter der Regierung Friedrich des Großen des Examens kein Ende war: woher ich komme? Wie lange ich mich aufhalte? Was ich für Geschäfte habe u. dergl. — Allen diesen Unbequemlichkeiten, wie auch den bedeutenden Kosten des Fuhrwerks entging ich auf meine Art, bis endlich Fasch die Sache merkte, und keine Bezahlung mehr für seinen Unterricht annehmen wollte.

Durch diese contemplative Tendenz meiner Fußreisen aber fand sich noch ein Vortheil ein, der mir bald sehr nützlich wurde: durch den Mangel eines Notenblattes oder Claviers ward ich mit dem wesentlichen Nutzen des doppelten Contrapunkts bekannt. Aus den Ideen, welche entweder schon vorhanden waren, oder zufällig durch vorübergehende Gegenstände erregt wurden, entstanden Melodien; durch Umdrehen oder Verkehren dieser Melodien entstanden neue anologe Ideen, und ich merkte, daß der Contrapunkt für ein gutes Naturell ein zuverlässiges Medium des Interessanten, Schönen und Tiefen, besonders aber eines reinen Styles sei.

Ein sicherer Geschmack und Gefühl des Wahren muß in aller Kunst der Grundstein sein und kann daher auch hier nicht entbehrt werden; und so hoben sich mit einem Male alle Zweifel und Mißverständnisse, welche ich gegen den unschuldigen Contrapunkt hatte vorbringen hören.

So verflog mir eine Zeit, die mir außerdem würde unerträglich gewesen sein.

Durch mein Hin- und Herlaufen nach und von Potsdam aber entstand noch eine interessante Bekanntschaft. Einstmals besuchte ich den Hauptmann von Stammford, der bald mein intimer Freund ward; er führte mich in das Haus des anno 1777 verstorbenen berühmten Fagottisten Eichner, wo er täglich zu Mittag speiste, ich ward sein Gast, und einmal für allemal eingeladen, wenn ich in Potsdam war. Eichner hatte eine Frau und eine Tochter hinterlassen, welche letztere Sängerin des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm II. war. Seit dem Abgange der Madame Mara im Jahre 1781 sang sie auch in der großen italienischen Oper zu Berlin die zweiten Rollen.

Dies Mädchen war eine treffliche Natur; ihr Geist und Körper waren von einer Bewegsamkeit und Biegsamkeit, daß jeder, der für etwas gelten, oder sich angenehm unterhalten wollte, dies Haus besuchte.

Maria,*) so hieß dies Mädchen, ward von ihrer Mutter nach ihrer Art scharf gehalten. Doch regierte jene das Haus und die Mutter hielt alles Schöne und Angenehme, was hier geschah, für ihr eigenes Werk; ja, wenn es darauf ankam, machte sie die jugendlichsten Spiele und Kindereien mit, um Marien, die sie gleichwohl sehr liebte, zu gefallen. Da sowohl die Mutter, als auch die Tochter eine bedeutende Pension bezogen, bewohnten sie das ganze Haus allein, welches einen artigen Garten hatte. Die übrigen Hausgenossen bestanden in einer alten Köchin, einem Hausmädchen, einem Gärtner und einer Kammerjungfer, die Grete hieß, und die einen höchst sonderbaren Aufzug machte. Lang, hager, pockennarbig, mit einem gelben behaarten Gesichte, kleidete sich diese Grete und putzte sich durch abgelegten Staat und kleine Geschenke, welche sie von Marien zu dem Zwecke erhielt, auf so sonderbar romantische Art, in mannigfaltigen Farben nicht ohne Geschmack aus, daß sie in diesem Hause sich ausnahm, wie eine Art von Negerin in der Suite einer vornehmen Herrschaft.

---

*) Sie hieß Maria Adelheid Eichner und ward gewöhnlich Adelheid genannt. Zelter hat jedoch in dem Manuscripte überall den Namen Adelheid ausgestrichen und Marie dafür gesetzt. Sie war 1762 zu Mannheim geboren.

Für Marien war ich bald eine interessante Bekanntschaft geworden. Sie erfand sehr artige Melodieen zu Gedichten, welche Stammford brachte und die zum Theil von seiner Arbeit waren, sang sie mit unaussprechlicher Anmuth, aber war nicht im Stande, sie aufzuschreiben. Diese Arbeit verstand ich, und nun ward ich hier ein angenehmer Gast. —*)

Mein erster Vortheil von dieser Bekanntschaft war die Gelegenheit, die Kammermusik des Kronprinzen zu besuchen, wo z. B. die Haydn'schen Sinfonien in der höchsten Vortrefflichkeit ausgeführt wurden; das große Concert war Sonntags und nun ging ich auch öfters nach Potsdam, hörte die Musik und nach der Musik ging ich zu Stammford, wo ich ein Bett fand und die Nacht bleiben konnte. Hier hörte ich auch zum erstenmale Händels Messias. Niemals hatte ich bei einer Musik etwas Aehnliches empfunden. Da ich von Jugend an von meiner Mutter zum Bibellesen war angehalten worden, so war mir der Text innig bekannt, und Händels Musik eine erschöpfende Paraphrase jedes Worts; alles zusammen aber meiner Empfindung des lutherischen Christenthums so angepaßt, so damit zusammenfließend, daß

---

*) Von ihrer Composition erschienen: 12 Lieder mit Melodien für Clavier. Potsdam bei Herwarth 1780.

meine Freude in laute schmerzliche Aeußerungen ausbrach, und Aufmerksamkeit erregte. Man glaubte, mir sei nicht wohl, und der Kronprinz ließ fragen, was mir fehle? — Nach Endigung der Musik, welche bis nach 9 Uhr gewährt hatte, schlich ich mich schamhaft fort, lief in der Nacht zu Fuße nach Berlin und benetzte den Weg mit Thränen der Rührung. Andern Tages schrieb ich an die Freundin Eichner, entschuldigte mein Betragen und meine Entweichung so gut ich konnte, worauf ich denn vom Kronprinzen selber die Erlaubniß erhielt, allen seinen Sonntags-Concerten beizuwohnen. Zu meiner übrigen Thätigkeit fand sich nun das Bedürfniß ein, zu lesen. Jeannette hatte bald die Entdeckung gemacht, daß ich die bedeutendsten neueren Schriftsteller nicht kannte. Sie sprach häufig von und aus Büchern, ich konnte dagegen nur aus dem Herzen antworten, wenn mir solches eine Antwort gab; außerdem war ich stumm, wenn nicht die Rede von Musik war. Sie gab mir nun Lessings und Wielands, und endlich meines nachherigen göttlichen Freundes Göthe's Schriften zu lesen; das erste waren die „Leiden Werthers"; schon manche Zeit hatte ich die Sensation dieses Buches bemerkt und kannte es noch nicht. Es lag eine gute Weile bei mir, ich kann sagen, ich fürchtete mich es zu lesen, da Jeannette mir in allen ihren Briefen „die Leiden des jungen Werthers" so groß

und gewaltig pries. Er allein schien ihr ein wahrer Mensch, ein würdiger Liebhaber, und Lottens ward mit Kälte gedacht. Eines Abends legte ich mich sehr ermüdet auf mein Bett; neben demselben lag das Buch; ich nahm es und las die kurze Vorrede, welche mir wie Balsamtropfen auf dem Herzen zerfloß. Ich las weiter und fort war mein Schlaf. Es war meine Denkungsart, mein Ausdruck, meine Schreibart, die ich hier fand. Das Büchlein war längst mein Freund, wenn ich keinen hatte und keinen zu suchen wußte, und der Verfasser mußte es auch sein. Auch ich war verpflanzt auf fremden Boden, liebte, was nicht heimisch war; und ganz natürlich ging die Wirkung des Buches in meine Briefe an Jeannette über, und nun schwärmte ich mit ihr über einen Gegenstand; doch sie sprach von Sterben, von gemeinschaftlicher Aufopferung. Das brachte mich zum vollen Gefühl meines Lebens und nun stritten wir wieder. Ich stellte ihr das Leben vor als ein Capital, das Zinsen tragen könne und die Unsterblichkeit als die Fortsetzung eines lebendigen Zustandes. Ich tadelte den, der sich selber das erste und letzte Mittel entriß, etwas für seine Liebe zu thun. Hätte Werther Alberten umgebracht um Lottens Besitz, so hätte er allerdings ein Verbrechen begangen, allein dies wäre doch eine That gewesen; man müsse nichts allein besitzen wollen, was man nicht allein erwerben könne.

Dagegen sagte Jeannette: Werthers Aufopferung sei eine Heldenthat und lasse sich deswegen nicht nach allgemeinen Moralgesetzen beurtheilen.

Dies konnte ich zugestehen, indem ich die Nachahmung solcher Heldenthaten verwarf, woraus nichts entstehen könne. Einen Liebhaber, der Werthern nachahmen könne, verglich ich mit einem Maler, der Bilder copirt, und ebendeshalb kein Künstler heißen könne.

Wir geriethen über dies und ähnliche Kapitel in Streitigkeiten, ohne einig zu werden, und mein Beispiel von der Malerei ward etwas übel aufgenommen, da Jeannette selbst angefangen hatte zu malen und Bilder zu copiren; sie meinte, ich solle hübsch bei der Sache bleiben und nichts in den Streit mischen, was nicht darein gehöre; die Malerei habe mit Werthers Geschichte so viel gemein, wie die Musik. Selbst die Künste hätten nichts mit einander zu schaffen; jedes müsse für sich sein und beharren. Ich empfand wohl, wohin das gehörte und widersetzte mich tapfer, indem ich behauptete, es gebe nur eine Kunst; die Malerei oder Musik seien nur verschiedene Felder, Theile dieser allgemeinen Kunst; man müsse die Grenzen kennen, aber auch wissen, wie es darüber aussehe; ja der Maler, welcher musicire, so wie der Tonkünstler, welcher male, das seien die echten rechten Künstler; dagegen der trockne historische Abschreiber, wie der

Notensetzer, niemals im Geiste und in der Wahrheit ein Künstler genannt werden könne.

Das Reden und Schreiben hierüber ward so ernstlich, daß sich Jeannette zuletzt ihre Maler und schönen Geister zu Hülfe nahm; auch der Vater mischte sich in die Sache und Alle waren gegen mich. Ich hatte nur Adele auf meiner Seite, die aber fast beständig schwieg und mir bloß Beifall zulächelte, wenn ich recht glühend sprach. Man forderte mich auf, zu erklären, was es denn heiße: ein Maler solle musiciren? Benda und mehrere Musiker hätten das Brüllen des Löwen, das Zischen der Schlange, das Krähen des Hahnes musikalisch auszumalen gesucht; ob ich denn dies für schön halte? nicht in den allgemeinen Tadel solcher Pinseleien einstimme? Ich sah wohl ein, daß ich nicht verstanden werden konnte und verstummte. Man triumphirte und ich mußte manche Neckerei darüber anhören. Da mir's jedoch schien, als ob ich auch wohl unrecht haben könnte, wenn ich Dinge in der Tiefe ahnete, die von andern oben auf mit leiblichen Augen bemerkt werden wollten und nun desto schwerer zu bestreiten waren, so ging mir diese Sache gewaltsam im Kopfe herum. —

Indessen componirte ich für Adelens Stimme das Wieland'sche Gedicht Serafine. Das Gedicht schien meinem Zustande paßlich, auf diesem Grunde dachte ich, meine

Figur so zu gestalten, ihr Bild so erkennbar herzustellen, daß man von dem Tone der bloßen Stimme ergriffen, gerührt und hingerissen werden solle. Meine Scene war im Scheine des Vollmondes; auch diesen wollte ich darstellen, daß jeder seine Nähe fühlen müsse. Adele sang das Stück, wie sie sollte; auch sie war in ähnlicher Lage, indem sie einen Mann liebte, den sie nicht sehen durfte. Das Stück wurde im Corsika'schen*) Saal producirt und gelobt; doch von meinen schönen Heimlichkeiten verrieth kein Zuhörer etwas, das er hätte wieder verrathen können, als Jeannette, die meine Intention kannte und sich manchmal darüber lustig machte, welches mir bitter wehe that.

Seit einiger Zeit kam ein Maler in das Haus, der bei Tische öfter gegen das Hinlaufen der Deutschen nach Italien deklamirte, indem er behauptete, was man nicht dahin bringe, könne man weder dalassen, noch wieder mitbringen; die Natur sei überall und was ein guter deutscher Künstler in Italien lernen könne, könne er auch zu Hause vollkommen eben so gut; er selber, setzte er ernst hinzu, sei in Italien gewesen, und wisse davon am besten zu sagen. Ich konnte mich nicht mehr halten und erhub ein so unbändiges Gelächter, daß meine Un-

---

*) Im Corsika'schen Saale und im Englischen Hause wurden damals vorzugsweise größere Concerte in Berlin gegeben.

bescheidenheit eine große Unzufriedenheit bewirkte, die vielleicht mir übel würde bekommen sein, wenn der Schwätzer so viel Herz und Eifer für die Kunst gehabt hätte, als ich. Er nahm jedoch den Ton eines wohlerzogenen Mannes gegen einen Jüngling an und nach aufgehobener Tafel fragte er mich, was ich gegen seine Meinung einzuwenden habe, da ich nie in Italien gewesen sei? — Ich sagte: eingewendet hätte ich ja nichts, gelacht aber hätte ich, indem ich mir in dem Augenblick vorgestellt hätte, wie possirlich ich mir selber vorkommen würde, wenn ich nach meiner Zurückkunft aus Italien ein solches Geständniß von mir abzulegen gezwungen sein würde. Uebrigens sei ich seiner Meinung nicht entgegen, und überzeugt, daß man nach Italien etwas mitzunehmen habe, was sich jedoch leicht transportiren lassen werde. Hierüber beruhigte sich der Pinsel völlig und wir waren den Abend noch sehr aufgeräumt.

Ich war um die jetzige Zeit wirklich sehr vergnügt. Mein Bau ging gut und vor dem Winter hoffte ich noch Meister zu werden, doch bemerkte ich an Jeannettens Liebe einigen Nachlaß. Ihre Briefe, die sonst voller Gluth und wirklich schön waren, fingen an wortkarg und verlegen zu werden. Ich war arglos genug, dies alles auf die Rechnung meines geschäftigen Treibens zu schieben und mir allein die Schuld beizumessen, gestand ihr

auch übrigens zu, was sie gern hörte, daß Männer so nicht lieben könnten.

In meiner Musik war ich unterdessen ernsthaft fortgeschritten, und Fasch fing an, mir aus freien Stücken seine Zufriedenheit zu bezeugen. Anfänglich hatte er mich machen lassen, wozu ich Lust hatte, jetzt aber trieben wir die ordentliche Schule, welches mir um so lieber war, je leichter mir die Arbeit abging. Eine Zeit lang hatte ich vierstimmige Choräle geschrieben, dann sah ich mich im fünfstimmigen Satz um; dann gingen wir zu den Contrapunkten über, von diesen zum Canon, der mir gewaltige Freude machte, weil ich diese Thierchen auf meinen einsamen sandigen Spaziergängen nach Potsdam ausheckte und darin ganz gewandt wurde. Zuletzt hatten wir uns an den dreistimmigen Satz gemacht, den ich aber nicht wie das gewöhnliche Trio für Instrumente, sondern mit lauter Singstimme auf Textworte üben mußte, welches dann schon eine der schwersten Arbeiten war. Von hier war ich auf die sogenannten Charakterstücke und französischen Tänze übergegangen und damit sollte, was man eigentlich die Schule nennt, beschlossen und die Fuge angefangen werden, welches ich mir denn vorbehielt, bis ich etwas mehr in Ruhe sein möchte. —

Meine Kreuzgewölbe und Rauchfänge waren endlich vollendet und am 1. December 1783 ward ich auf meine

angefertigten Meisteraufgaben zum Meister gesprochen und aufgenommen. Ein kostbares Gastmahl krönte diese Feierlichkeit und nun hätte ich können der vergnügteste Mensch unter der Sonne sein. Mein Vater wartete nur darauf, mir das Handwerk mit seiner bedeutenden Kundschaft zu übergeben, die das ganze Jahr vollauf Reparatur-Arbeiten gab, ohne die neuen dazukommenden Bauten. Jedoch nie war mir so übel zu Muthe gewesen, als jetzt. Ich war unzufrieden, ich trauerte, ohne recht zu wissen, warum. Jeannettens Betragen gegen mich wurde immer gemessener, ich erhielt seltener Briefe und diese waren von trauriger Kälte. Eines Nachmittags ging ich zu ihr und fand sie allein. Ich forderte eine feste Erklärung, was dieses ihr Betragen bedeuten solle? Ob sie sich für beleidigt halte? und was sie verlange? Sie fing eine lange Erzählung an, von der ich nichts verstand; endlich fragte ich sie, ob sie einen andern liebe? sie könne versichert sein, er solle mir dafür büßen. Ich hatte, indem ich dies sagte, einen großen eisernen Nagel, der auf dem Fenster lag, in die Hand genommen; und indem sie sagte: ihr seien die Augen aufgegangen, sie könne es nicht über ihr Herz bringen, mich unglücklich zu machen; ich sei ein braver Mensch; sie müsse sich schämen; sie sei meiner nicht würdig; schlug ich den Nagel mit solcher Kraft in das Fensterbrett, daß die Spitze unten durchfuhr und ich

ihn mußte stecken lassen. Sie war davon auf's Höchste erschreckt, weinte laut und rief nach ihrer Schwester. Schlange! rief ich aus, ich will Dich und deine ganze Sippschaft zertreten, aber erst will ich wissen, von wem mir diese Schmach kommt und so ging ich fort.

Als meine Leidenschaft ausgewüthet hatte, ging mein Herz in Traurigkeit über. Erklärbar war mir Jeannettens Betragen durchaus nicht; ich mochte hin und her denken, so viel ich wollte. Es blieb mir daher immer der erste Gedanke stehen, sie habe bloß in Ermangelung eines Besseren ihr einstweiliges Spiel mit mir treiben wollen.

Meine Mutter bemerkte meine immer mehr zunehmende Trübsinnigkeit nur zu bald und da diese kein Ende nahm, stellte mich mein Vater darüber ernsthaft zur Rede. Er habe gehofft, sagte er, daß zwei Jahre solcher Sorge und Quälerei mir eine heitere Zukunft bereiten würden und nun, da ich mich verdienter Ehren zu erfreuen habe, ließe ich mich von meiner angeborenen Mannheit entfernen. Er schlug mir vor, eine Reise zu meiner Schwester zu machen, die im Magdeburgischen wohnte und hoffte, dies würde mich erheitern.

Ich trat meine Reise an, fuhr über Potsdam, um mich einige Tage daselbst aufzuhalten, und reiste dann zu meiner Schwester, die sich sehr freute, mich nach acht Jahren wiederzusehen. Ich hatte von meinem Vater

einen Urlaub von 3 Monaten bekommen, als ich aber einige Wochen hier war, die freilich gänzlich der Musik gewidmet wurden, fühlte ich die Einförmigkeit des Lebens an einem kleinen Orte im Winter unter einer Sippschaft von lauter Kaufleuten und Frießmachern nur zu sehr, denn mein Schwager und meine Schwester, deren Gast ich war, die sich daher Mühe gaben, mich zu unterhalten und keine Kosten sparten, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, sah ich außer der Mahlzeit nicht; die ganze übrige Zeit war ich einsam und arbeitsam auf meiner Stube, oder bei dem Stadtpfeiffer, der ein geschickter Violoncellist war und außerordentlich gut Trompete blies.

Ich componirte hier einige Sinfonien, Klaviersonaten und ein Violin-Concert. Es war ein Concert in dem Hause eines reichen Kaufmanns veranstaltet, wo diese Sachen mit Beifall gespielt wurden und mich als einen Componisten erkennen ließen. Es waren zu diesem Concerte alle Honorationen der Stadt eingeladen; die Tochter des Bürgermeisters sang eine reizende Arie, zu der ich das obligate Fagott auf der Bratsche spielte, die so viel Beifall erhielt, daß sie wiederholt werden mußte. Nach dem Concerte war ein großes Gastmahl und nun wurde auch getanzt. Ich tanzte mit meiner Sängerin und meine Schwester hielt uns für ein treffliches Paar. Das Mädchen

war ein blühendes, blauäugiges zärtliches Wesen von neunzehn Jahren; ihre Stimme war rein und angenehm, doch ohne metallischen Klang.

Bis jetzt hatte ich den ganzen Vormittag ruhig meinen Studien weihen können; von nun an war ich fast keine Stunde allein und meine Schwester war bemüht, zwischen mir und der Tochter des Bürgermeisters, wo sie auch schon hingehorcht hatte, eine Heirath zu stiften. Ich weiß nicht, was mich abhielt, meiner Schwester eine feste Antwort zu geben und die Sache ging wirklich weiter, als ich wollte. Wo ich mit dem freundlichen Wesen zusammenkam, wurde die Sache als abgemacht angesehen und das gute Mädchen selber war sehr vertraut und liebevoll gegen mich; sprach davon, wie gern sie einst Berlin sehen werde, welches jedoch alles meiner Unbefangenheit entging, und meine Schwester sowohl, als andere Weiber, freuten sich schon auf eine tüchtige Hochzeit, indem sie mir täglich dergleichen Reden zu hören gaben.

Endlich kam der Stadtpfeiffer zu mir, den man für meinen vertrautesten Freund hielt. Er war abgeschickt und nun kam die Sache in's Klare, indem ich demselben meine Unschuld darlegte und gradezu sagte: „ich sei nicht mehr frei." Von dem Tage an veränderte sich die Luft ganz und gar; und wie der Sommer auf den Früh-

ling, so folgten nun kühle Tage auf warme; selbst in meiner Schwester Hause war es nicht mehr, wie vorher.

Man war sonst in die Kirche gegangen, um mein Orgelspiel zu hören; der Organist selber gehörte zu meinen Bewunderern; wo ich hinkam, hatte man mein Phantasiren auf dem Fortepiano mit Bewunderung meines Genies bemerkt; man hatte mir Gedichte gegeben, die ich componirt hatte; alles das war für den kleinen Ort etwas Besonderes und daher hatte man sich auch meine dreiste Sprache überall gefallen lassen; ja man hörte mich mit Aufmerksamkeit an.

Alles das war mit einem Male vorbei; dagegen fing ein Jeder nach seiner Art an auszulegen und zu deuten, was ich hier oder da gesagt oder gethan hatte. Der Kunstpfeiffer war einst über Land gegangen, um aufzuwarten. Ich war eben bei der Frau, als ein Bauer eines andern Dorfes erschien und Tanzmusik forderte. Die Frau sagte, ihr Mann sei schon auf einer Hochzeit, sie könne daher keine Musik schaffen, worüber der Bauer ganz untröstlich war und zuletzt sagte: Er müsse Musik schaffen, und wenn solche 50 Thaler kosten sollte. Ich entschloß mich, nahm einen Burschen, der im Hause war und noch einen Bekannten mit, der Violine spielte. Es war nur noch eine schlechte Geige, eine alte Baßgeige und eine Trompete im Hause. Ich nahm meine italie-

nische Violine, setzte mich mit meinen Genossen auf des Bauers Wagen und wir spielten die ganze Nacht, ohne auszuruhen. Andern Tages baten die Bauern auf's Freundlichste, wir möchten diesen Tag noch dableiben und fernere Musik machen; es geschah. Nachmittags kam der Stadtpfeiffer mit allen seinen Leuten dazu und nun waren die Bauern ganz ausgelassen. Wir spielten noch eine Nacht und der Kunstpfeiffer erhielt von den Bauern, was er forderte, da sie uns dann noch die Wagen mit Fleisch, Kuchen und Früchten bepackten und uns so unter lautem Jubel nach der Stadt sandten.

Diese Geschichte war Anfangs als ein Zug von Liberalität von Hause zu Hause erzählt und vergrößert worden; jetzt sprach man mit Wegwerfung von dem Geniewesen, welches auf keinen grünen Zweig komme, sich gemein mache, und dergl. —

Der Kunstpfeiffer wohnte auf dem Thurme der Stadtkirche, einundzwanzig Treppen hoch, wo ich fast täglich war. Sein Lehrbursche war verpflichtet, alle Stunden vom Thurme herab in ein kleines Horn zu stoßen. Einst spielte ich mit dem Stadtpfeiffer und diesem Burschen ein Trio von Graun. Ich hatte viele Takte zu pausiren und die Glocke schlug, indem der Bursche spielte. Unterdessen sprang ich hinaus, und stieß in der Geschwindigkeit wohl zwanzig Mal hintereinander in's Horn. Der Kunst-

pfeiffer kam gleich hergeschrien: „Mein Gott, was machen Sie, wo ist denn Feuer?“ Genug, die ganze Stadt lief zusammen und Alles kam auf den Thurm, um das Feuer zu sehen.

Auch diese Geschichte wurde jetzt aufgewärmt und als eine unerlaubte Aeffung der ganzen Stadt wiedergekaut.

Obwohl ich nun von meiner Liebe zu Jeannetten keinesweges geheilt war, und innig trauerte, wenn ich mir vorstellte, daß wir jetzt schon auf unserer Reise nach Italien begriffen sein mußten, so machte ich doch ernstliche Anstalten, mich dieser Leidenschaft zu entziehen, denn Jeannette hatte mir meine Briefe zurückgeschickt und die ihrigen dagegen verlangt. Ich entschloß mich daher, nicht wieder nach Berlin zurück und jetzt allein gerade nach Florenz zu gehen. Zuerst setzte ich einen Brief an meinen Vater auf, der folgendermaßen lautete:

Ewig geliebter Vater!

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen alle Vatertreue genug danken soll, die Sie mir seit meiner Kindheit bewiesen haben; dadurch aber haben Sie mein Herz so überschwänglich mit Vertrauen und Liebe gegen Sie erfüllt, daß ich nun noch die letzte Bitte wage.

Ich habe schon längst ein heißes Verlangen gehabt, die Welt zu sehen, besonders Italien; ich würde Sie eher gebeten haben, mir eine Reise zu erlauben, wenn

nicht Ihre Anordnungen meinen Wünschen immer voran gewesen wären. Jetzt habe ich diesen Anordnungen genügt, ich bin geworden, wozu Sie mich haben machen wollen und ich glaube fest, Sie verzeihen mir, wenn ich von hier sogleich weiter gehe und mich einige Jahre in der weiten Welt umsehe, wie andere Menschen sind und andere Sitten. Dazu aber bedarf ich Ihres Beistandes mehr, als jemals. — Auf das Handwerk kann ich als Meister nicht wohl reisen; mit den Gesellen zu arbeiten, könnte mir in Berlin übel ausgelegt werden; daher bitte ich Sie kindlich und herzlich, lassen Sie sich noch diese Kosten nicht gereuen, mich auf meiner Reise zu unterhalten.

Meine Mutter wird weinen, das weiß ich, aber meine Aufführung in fremden Landen und mein Wiedersehen nach der Entfernung wird sie trösten und meine eingebrachten Kenntnisse und Erfahrungen werden ihre letzten Tage mit Freude bestreuen.

Sie können mir diese Bitte nicht versagen, das weiß ich und daher gehe ich von hier sogleich über Dresden und Prag nach Wien, von wo aus ich Ihnen ganz gewiß sogleich meine Ankunft melden werde, weil ich mich dort eine Zeit lang aufzuhalten gedenke.

Dieser Brief war noch nicht geendigt, als mir mein Vater von Berlin schrieb: es thue ihm herzlich leid, mich

in meiner Ruhe zu stören, die er vor allen mir am liebsten gönne; aber er müsse mich bitten, auf das Schleunigste nach Berlin zu kommen, weil meine Mutter tödtlich krank worden sei. Die Aussichten zu den Geschäften des künftigen Sommers ließen sich zugleich so vortheilhaft an, daß er meine Hülfe brauche. Zugleich sichere er mir die Hälfte seines Verdienstes als meinen rechtmäßigen Antheil an allen seinen Geschäften zu, aber er bitte nochmals, daß ich sogleich kommen möchte.

Als ich zurück nach Berlin kam, fand ich meine Mutter noch in Gefahr, aber es schien, als wenn der Anblick ihres einzigen Sohnes den Tod vom Leben schied, denn ihre Besserung nahm schnell zu. Sie drückte mich auf's Zärtlichste an ihr Herz so oft sie mich sah und bat inständigst, sie und meinen Vater nicht wieder zu verlassen.

Zuletzt erklärte sich denn die ganze Sache. Ich war unvorsichtig genug gewesen, dem Kunstpfeiffer etwas von dem Vorhaben meiner Reise zu offenbaren und dieser hatte es meiner Schwester gesagt. Meine Mutter hatte einen Traum gehabt: sie stand am Ufer eines Sees bei Potsdam, der Schwülow genannt. Hier sah sie auf einem leichten Fischerkahn mich unter Wind und Wellen umhertreiben und zuletzt untersinken. Den Morgen darauf erhielt sie einen Brief von meiner Schwester, der ihr

das Geheimniß meiner Reise verrieth; sie war schon unpäßlich gewesen und fiel nun in die schwere Krankheit.

Ich sah wohl ein, daß mein Vater nicht allein fertig werden konnte. Er war über sechszig Jahre alt, und hatte sich eine Menge Arbeit auf den Hals geladen, indem er auf meinen Beistand gerechnet hatte. Er habe, sagte er, mir treulich beigestanden und hoffe, ich werde ihn jetzt nicht stecken lassen.

So war meine Reise nun für diesmal wieder abgebrochen, doch nicht aufgegeben, und da ich hoffte, diesen Sommer recht viel Geld zu verdienen, so war meine Hoffnung, nachher desto sorgloser in Absicht des Oeconomischen sein zu können.

Meine Gewohnheit, früh bei der Hand zu sein, leistete mir ihre guten Dienste. Des Morgens war die Reihe an mir; ich richtete ein, ordnete an, nahm die weitesten Gänge auf mich und mein Vater bekam jugendliches Feuer.

Meine Mutter besorgte mit gewohnter Geschäftigkeit, was im Hause nöthig war, gab heraus, schrieb auf und so gingen die Sachen ihren guten Gang; doch je mehr wir arbeiteten, je tiefer fielen wir in die Arbeit hinein; war eine Arbeit fertig, so waren unterdessen zwei oder drei neue vorhanden und es war nicht herauszukommen; darüber kam das Jahr 1785 heran. Meine Mutter

wurde hier vom Schlage getroffen und dieser Schlag traf das ganze Haus, besonders aber meinen lieben Vater, der sich an eine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt hatte, die allein von meiner Mutter ausging. Die Krankheit meiner Mutter zog sich in die Länge und meines Vaters Lebhaftigkeit nahm mehr und mehr ab. Die Arbeit ward ihm lästig, das Haus voll Traurigkeit und sein frisches reines Gesicht bekam eine kränkelnde, gelbliche Farbe.

Im Jahre 1786, den 17. August starb Friedrich der Große. Dieser Todesfall ergriff auch meinen Vater sichtbarlich. Er hatte den König persönlich gekannt; schon als Geselle hatte er in Sanssouci an den Terrassen und Treibhäusern gearbeitet und der König hatte sich öfter mit ihm unterhalten. Auf das Gedächtniß dieses großen Königs setzte ich eine Musik, welche zuerst in der Garnisonkirche zum Besten der Frankfurter Leopoldschule und kurz nachher in verschiedenen Concerten aufgeführt wurde. Der Anfang derselben bestand in einer lugubern Intrade aus G-moll im Dreizweiteltakt; das volle Orchester mit gedämpften Instrumenten äußerte sich in tiefen langsamen Schlägen, zwischen welchen eine Oboe und eine Flöte in gezogenen Klagetönen mit einander concertirten. Nach der Ouverture redete die Stimme eines Fremden den Chor an: woher das Klagegetön eines

Volkes, das durch seinen König an Glück und Freude gewöhnt, sonst nur Töne der Wonne und des Wohlseins habe hören lassen? Der Chor antwortete nun: eben dieser Held, der große Friedrich sei nicht mehr. Die Einzelnen aus dem Chor unterhalten sich nun ferner über seine Thaten und seine lange beglückende Regierung und zuletzt heißt es: der Olymp habe den Helden aufgenommen und sein Andenken unter die Sterne gesetzt. Den Beschluß endlich machte die Anrufung an Gott, seinen Nachfolger und sein Volk nicht mit seiner Weisheit zu verlassen.*)

Auf diese Musik wendete ich nach langer Ruhe den besten Fleiß. Was mir dabei über alles ging, war, daß mein Vater sie hatte hören wollen und davon war gerührt worden. —

Er erzählte mir nachher, daß er zwischen dem Professor Engel und dem Geheimen Rath Hymen, beide gute Musikkenner, in der Mitte gesessen und sich unerkannt an dem redlichen Beifalle dieser Männer nicht

---

*) Ueber die Aufführung dieses Werkes wird in der Berliner priv. (Voß) Zeitung vom Jahre 1786 Nro. 128 vom 26. October berichtet: „Gestern ward in der hiesigen Garnisonkirche die von Herrn Sander verfertigte und von Herrn Zelter in Musik gesetzte Cantate auf den Tod Friedrichs II. und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. mit vollkommenem Beifall des zahlreichen Auditoriums aufgeführt. Das eingekommene Geld ist zur Leopolds Gedächtnißfeier geflossen &c."

weniger, als an der Musik selbst erbaut habe. Und nun war ich zum ersten Male mit mir selber zufrieden, weil es mein Vater zu sein schien, der bisher meine musikalischen Bemühungen mit Gleichgültigkeit an sich vorübergehen ließ.

„Mein Sohn!" sprach mein Vater zu mir: „es würde mich jetzt gereuen, dich nicht deiner Neigung zur Musik ganz überlassen zu haben, wenn sie sich früher gezeigt, wenn ich sie früher gewußt hätte. Meine Absicht mit dir, war keine geringere, als einen bedeutenden und womöglich den vermögendsten Mann aus dir zu machen. Dazu wollte ich, dazu konnte ich dir helfen, wenn Gott dazu seinen Segen und dir das Talent verliehen hätte. Alle Tonkünstler, die ich kannte, haben mir abgerathen, dich zu einem Tonkünstler zu erziehen und wann ich ihre armseligen Umstände betrachtete, so bestärkte sich die Meinung in mir, daß ein Handwerksmann überall besser daran ist, als ein Musikus, der alle Augenblicke um Brod seufzt, wenn nur der Tod eines großen Herren, ein Krieg, oder sonst eine Staatsveränderung einfällt. Ich habe zum erstenmale erfahren, was eine Musik wirken kann; ich gestehe es, deine Musik hat mich bewegen müssen, da ich doppelten Antheil daran nehme, insofern es deine Arbeit ist und den großen König beklagt, den dies armselige Land lange genug zu

beweinen haben wird. Ich kann sagen, ich freue mich, daß ich alt bin und gesehen habe, was ich sah, denn seines Gleichen werde ich nicht wiedersehen. Ich bin nicht in diesem Lande geboren und erzogen; mein Auge war gewohnt an gesegnete Erndten, an Nahrung und Betrieb der Land- und Städtebewohner; aber was eine kluge geschäftige Regierung kann, habe ich auf diesem dürren Boden in einem von Natur mageren, durch einen langen Krieg entvölkerten Lande gesehen."

„Das kleine Geschlecht hat den Helden geschmäht, weil es ihm den Kaffee theuer bezahlen mußte; es wird ihn einst loben, wenn es Brod und Salz wird theuer bezahlen müssen."

„Ich kann nicht mit Worten sagen, wie mir der Tod des alten Königs ans Herz geht; ich werde ihm bald nachfolgen und finde Trost in dem Gedanken, ihn vor mir zu wissen. Denn Mutter wird wahrscheinlich vor mir dahin gehen, das wird mir den Rest geben, ich fürchte mich, allein zu bleiben, darum bitte ich Dich, verlaß mich nicht in meinem Alter."

Ich gestand ihm meine Neigung, nach Italien zu gehen und die heimlichen Anstalten, welche ich von Zeit zu Zeit dazu getroffen hatte, aber ich versprach ihm, so lange er lebe, keinem Gedanken an eine Entfernung von ihm mehr Raum zu geben. — Dies erheiterte und er-

munterte ihn auf's höchste. Es war nach der Mittagsmahlzeit, und wir saßen noch am Tische; er ließ noch Wein bringen, wir tranken zusammen und stießen an auf die Genesung meiner Mutter und ewige Liebe und Treue. Endlich mußte ich ihm noch das Lied: „Nun danket alle Gott" auf dem Flügel spielen, wozu er mit heller Stimme sang, indem seine Augen von Thränen glänzten. — Unser trefflicher Arzt, der Geheimrath Selle kündigte uns endlich an, daß das Hauptübel meiner Mutter sich hebe und er hoffe, das gute Kleeblatt werde noch eine Weile bei einander bleiben können.

In der Stadt wurden die größten Anstalten zur Huldigung des neuen Königs getroffen. Alles war voll Freude und Wonne und man sah der neuen Regierung mit Hoffnungen und Aussichten, jedes nach seiner Art, entgegen. Friedrich der Große war in den letzten Jahren als verdrießlich, mißtrauisch und wie einige wollten, geizig angesehen.

Viele waren unzufrieden, die alten geprüften Einrichtungen schienen das Leben und die Bewegung verloren zu haben. Man verlangte die Dinge nach einem gewissen neuen Geist der Zeit zugeschnitten, und alles dieses wurde nun von der neuen Regierung erwartet. Auch Stamford, einer der geschicktesten Ingenieure des Königs, gehörte zu den Unzufriedenen. Er hatte ein ge-

ringes Gehalt, welches ihn an seiner Verbindung mit Marien verhinderte und da er nicht mehr hoffte, hier befördert zu werden, hatte er kurz vor dem Tode des Königs seinen Abschied genommen und war in holländische Dienste gegangen, wo er in kurzer Zeit General ward. —

Die Huldigung des neuen Königs war bestimmt; Marie war mit ihrer Mutter von Potsdam gekommen und beide aßen den Abend vor der Huldigung bei meinen Eltern.

Es waren auf dem Schloßplatze Tribünen und Logen für Zuschauer aufgeschlagen; eine solche Loge hatte ich bereits für mich und Marie nebst der Mutter gemiethet. Da es den Anschein hatte, daß man sich am morgenden Tage bei guter Zeit würde einfinden müssen, um durch das Gedränge zu kommen, so beschloß ich, diese Nacht in Mariens Hause zuzubringen, welche in der Gegend des Schlosses ihre Wohnung hatte.

Man mußte des Morgens um fünf Uhr bei der Hand sein. Die Friseurs waren so beschäftigt, daß Marie sich entschlossen hatte, angekleidet zu bleiben, um der Sorge für ihren Kopfputz überhoben zu sein.

Die Betten der Mutter und Tochter standen in einem Zimmer. Die Mutter und Grete legten sich nieder; da kein Sopha vorhanden war, bereitete Marie

aus ihren Betten ein Sopha; die Decke wurde gegen die Wand gelegt. Hier ließen wir uns neben einander nieder und lasen Shakespeare's Kaufmann von Venedig vor. Die Mutter wollte nicht schlafen und hörte anfänglich aufmerksam zu; die Nacht war kühl, nach und nach wurde die Decke herumgezogen; man wurde müde; erst lehnte man sich auf die Seite, dann legte man sich bequemer und die bestimmte Stunde ward glücklich von uns Allen verschlafen. Nach 7 Uhr erwachte die Mutter zuerst, sprang aus dem Bette und erhob ein furchtbares Spektakel, da sie uns neben einander ordentlich im Bette liegen und schlafen sah. Grete erschien auch und rieb sich die Augen, aber die Mutter war in Verzweiflung und sprach von entsetzlichen Dingen, die unter ihren Augen geschehen seien. Marie lachte was sie konnte, als sie zu sich gekommen war, doch die Mutter war nicht zu beruhigen. Sie schimpfte auf die Tochter, aber je mehr sie schimpfte, desto toller lachte Marie. —

Indessen war es die höchste Zeit nach unserer Loge zu gehen, welches Anfangs die Mutter gar nicht zugeben wollte und endlich auch selber nicht mitging, sondern immerfort schimpfte, bis wir zur Thür hinaus waren; sie schickte auch die Grete nach, doch diese ward zurückgewiesen und mischte sich unter die Menge.

Eichner's waren diesen Mittag zu meinen Eltern ge-

beten. Nach der Huldigung führte ich Marie dahin und dann nahm ich einen Wagen, um die Mutter zu holen, welche erst gar nicht von der Stelle wollte; als ich ihr aber auf Ehre und Pflicht versicherte, wie Alles zugegangen, beruhigte sie sich und fuhr mit mir, indem sie sagte, diesmal wolle sie mir einstweilen glauben, aber sie würde von nun an besser auf der Hut sein.

Marie konnte sich nicht enthalten, die Geschichte bei Tische meinem Vater zu erzählen, der darüber sehr lachte; nur meine Mutter wollte nicht lachen und nahm ernsthaft die Parthie von Mariens Mutter; übrigens kam mir selber die Sache sonderbar genug vor, eine ganze Nacht neben dem liebenswürdigsten weiblichen Geschöpfe im Bette zu liegen; auch Grete konnte sich der Anmerkung nicht enthalten, was der Hauptmann dazu würde gesagt haben und erhielt dafür von Marien eine derbe Ohrfeige.

Einige Tage darauf wollte meine Mutter von mir wissen, ob ich gesonnen sei, Marien zu heirathen? Da ich aber versicherte, daß das Mädchen mit dem Hauptmann so gut als verlobt sei, war ihre Neugierde befriedigt und sie nahm nur Gelegenheit, mich zu erinnern, daß ich jetzt auf eine anständige Heirath zu denken habe. Es war im Dezember des Jahres 1786, als ich eines Tages zu Mariens Mutter gerufen ward. Ich fand sie

allein, in Thränen und von heftiger Leidenschaft bewegt. Sie sagte mir, es sei gestern ein Brief aus Amsterdam von Stamford angekommen, worin dieser um die Hand ihrer Tochter anhielte; ehe sie dies jemals zugeben werde, wolle sie dieselbe lieber sterben sehen.

Ich verhehlte ihr nicht, daß ich um die Sache wisse und darin nichts Unrechtes fände. Stamford kenne Marien seit ihrem achten Jahre, und sein Einfluß auf ihre Erziehung sei so unverkennbar, daß ich glaube, wenn Marie selbst zu seinen Wünschen stimme, so lasse sich nichts Gerechtes dagegen einwenden, es müsse denn der Unterschied der Religion sein, den Sie, wie ich wohl denken könne, dabei für wichtig halte.

„Was reden Sie da für Dinge!" sagte sie. „Ich bin eine gute katholische Christin, und meine Tochter habe ich auch dazu erzogen. War nicht mein verstorbener Mann auch ein Protestant, ehe ich ihn heirathete? Das ist es nicht, aber er gefällt mir sonst nicht, und jetzt hasse ich ihn um so mehr, da er uns Jahre lang betrogen hat."

„Was ist denn aber," sagte ich, „hier zu betrügen? Er liebt Ihre Tochter, wie ein Ehrenmann, ist jetzt General und verlangt sie zu seiner Gattin; ich wüßte nichts Ehrenvolleres in der Welt, als die Frau und Mutter eines trefflichen Generals zu sein."

„Hören Sie," sprach sie, „Sie sind kein General und kein Katholik, Sie lieben meine Tochter, das weiß ich, halten Sie um sie an, hier ist meine Hand, Sie sollen sie haben mit der Bedingung, daß Sie die Kinder katholisch erziehen lassen wollen." Ich hatte einen unmäßigen Schreck über diesen Antrag und konnte in diesem Augenblicke keine Antwort finden; ja ich gerieth so in Verwirrung, daß ich zitterte und mich setzen mußte. —

„Sehen Sie wohl," sagte sie, „daß ich den rechten Fleck getroffen habe? Sie lieben sie und Ihnen kann ich sie gönnen; Sie sind ein blühender junger Mann und er ein vierzigjähriger Wüstling." Ich suchte eine schickliche Gelegenheit mich zu entfernen. Meine Füße trugen mich zum Thore hinaus und ich ging in stummen Brüten eine große Strecke in den Wald hinein.

Mein erster Gedanke war Stamford, den ich seit 3 Jahren sehr lieb gewonnen hatte. — Sollte er aber, überlegte ich mir, Marien wohl glücklich machen? Er konnte ein Mann gegen Vierzig sein und in jüngeren Jahren viel gelebt haben, er war oft kränklich und in hohem Grade hypochondrisch. Marie konnte halb so alt sein; sie selbst hatte mir niemals eigentlich verliebt in ihn geschienen, und es traten Momente vor meine Erinnerung, aus denen ich mich für begünstigt halten konnte.

Am andern Morgen wollte ich zu Marie gehen. Sie trat eben aus ihrer Hausthür, um eine Freundin zu besuchen; ich ging mit ihr. „Nun," sagte sie mir, „wie ich vernehme, hat gestern früh meine Mutter Auction über mich gehalten; wie viel haben Sie denn geboten? — Streitet Ihr Euch unter einander über mich so viel, als Ihr Lust habt, am Ende werde ich thun, was ich für Recht achte. Wenn ich Stamford nie geliebt, so hätte er mir gestern werth werden müssen. Was wollen Sie meiner Mutter antworten, wenn Sie es noch nicht gethan haben?" — „Ihre Mutter," sagte ich spaßhaft, „wird so gut sein, mir den Antrag noch einmal bei kälterem Blute zu machen, dann werde ich zuschlagen und die ganze Welt auslachen, das verständigste liebenswürdigste Mädchen in meine Arme zu schließen." —

Im Jahre 1787 starb mein Vater fast plötzlich, denn am neuen Jahrestage ging er noch in die Kirche und am 25. desselben Monats war er todt.

Ich hielt mich gefaßt genug, den großen Verlust zu ertragen und wollte eine Musik auf seinen Tod machen, doch ich sah bald die Unmöglichkeit des Unternehmens ein. Eigentlich hatte ich erst zuletzt die Liebe meines Vaters recht innig gefühlt, indem ich mir sein Leben neben meiner Jugend zurückrief. Der Schmerz der Seele lag in der Tiefe auf einem Punkt und was ich nieder-

schrieb, erschien dagegen nach Außen kalt, ja unmelodisch. So wie ich zu der Musik auf den Tod des Königs meine Totalempfindung nur in musikalische Formen zerlegen durfte, so war hier Alles unzertheilbar und der äußerlichen Darstellung entgegen.

Meine beiden älteren Schwestern waren längst verheirathet und so war ich nun mit meiner kranken Mutter ganz allein; das schöne Verhältniß war zerrissen, die alte Ordnung fehlte und meine Thätigkeit war ohne Ruhe, indem ich täglich nun auch den Tod meiner Mutter erwarten mußte. —

Am 6. April 1787 trat Grete wie eine Verzweifelnde in mein Zimmer und mit dem Geschrei unerträglicher Schmerzen erschreckte sie mich mit der Nachricht von Mariens Tode. „Sie ist ermordet!" rief sie aus; „man hat sie umgebracht! ich habe es vorher gesagt, man hat nicht hören wollen. — Auch Sie sind Schuld an ihrem Tode." —

Alle Wunden meines Herzens öffneten sich hier zumal; ich war ganz verlassen und brauchte viele Wochen, mich wieder zu finden. Niemand konnte oder wollte mir etwas Zuverlässiges über Mariens Tod sagen, weil viele sich dadurch gekränkt fanden und Grete, die sich wie eine Mänade gebehrdete und sich das Fleisch mit den Nägeln zerriß, sobald ich sie fragte, wußte nicht Alles.

Stamford hatte einen kostbaren Ring aus dem Haag geschickt; über diesen Ring war eine unwürdige Scene zwischen Mutter und Tochter vorgegangen; Marie ward gefährlich krank. Man wendete sich zu spät an einen jungen Arzt und am neunten Tage verlor ich meine süße Freundin, nach deren Abscheiden Grete sogleich heimlich von Potsdam weggelaufen war, um mich mit der Nachricht ihres Todes zu erschrecken.*)

Ich brauche nicht zu wiederholen, welch' ein himmlisches Bild des angenehmsten Frühlings diese Marie war; aber sie war auch eine sehr ausgezeichnete Sängerin.

In der Königlichen opera seria, wo sie die zweiten Rollen der Graun'schen, Hasse'schen und Agricola'schen Compositionen singen mußte, war sie nicht an ihrer Stelle, wie sie sich denn überhaupt wenig Mühe gab, pathetisch zu erscheinen. Die Werke dieser Componisten wurden dazumal nur noch in Berlin gehört, in Italien und Ober-Deutschland waren neuere Meister aufgetreten. Der König besuchte die Oper nicht mehr in Person und schien sie bloß der alten Ordnung wegen beizubehalten. Ich habe schon gesagt, mit welchem Widerwillen der König gegen deutsche Theatersubjecte eingenommen war,

*) Marie Adelheid Eichner starb den 5. April 1787.

welcher sich jedoch seit der Erscheinung der Mlle. Schmehling (nachherigen Madame Mara), welche im Jahre 1771 angenommen ward, gemildert hatte. Da es in Italien selbst an bedeutenden Sängerinnen zu fehlen schien, so war der König, wenn er die Oper nicht wollte aussterben lassen, genöthigt, noch die Mlle. Koch (nachherige Madame Verona) und dann auch diese Eichner, passiren zu lassen.

Maria war in Mannheim von einem bejahrten italienischen Castraten aus guter Schule unterrichtet worden. Ihre Stimme war vom ungestrichenen f., durch 3 Octaven rein, gleich und in großen Schwierigkeiten geübt. Sie sang die chromatische Tonleiter hintereinander auf und ab mit ziemlicher Geschwindigkeit. Die sogenannte Catena de trilli hatte sie so in ihrer Gewalt, daß in einem nicht zu kleinen Raume die Töne wie Nachtigallengesang schmetterten. Das Granito ihrer Passagen war erweckend, und ich möchte sagen, rührend zugleich; in der Mezza di voce war sie eine Meisterin. Der berühmte Violinist Giornovichi*) hörte mit dem innigsten

*) Giov. Maria Giornovichi, geboren 1745 zu Palermo, ein Schüler Lollis, trat 1780 als erster Violinist in die Kapelle des Prinzen von Preußen, die er aber 1783 schon wieder verließ, da er fortwährend mit Duport in Streit lebte. Er starb 1804 zu Petersburg.

Vergnügen seine Violin=Concerte von ihr singen, und behauptete, Vieles von ihr angenommen zu haben. Auf einem kleinen englischen Fortepiano von Buntebart spielte sie so schön, als man es nur hören kann und wenn sie an Fertigkeit in Schwierigkeiten übertroffen wurde, so war dies doch an Anmuth des Vortrages nicht möglich. Die ausgesuchten Freuden, die ich im Umgang mit dieser Maria genossen habe, bewegen mich, ihrer mit Dank und Liebe zu gedenken; sie war ein Engel in Menschengestalt.

Meine Mutter drang darauf, mich noch bei ihrem Leben zu verheirathen. Da sie selbst nicht von der Stelle konnte und sehen mußte, daß alles im Hause verkehrt zuging, konnte ich ihren Wunsch nicht tadeln, ob ich gleich nicht den geringsten Wunsch fühlte, neue Bekanntschaften zu machen.

Ich warf mich wieder mit Eifer auf die Musik. Die Einsamkeit langer Abende und früher Morgenstunden regte in meiner Seele musikalische Ideen auf, die jedoch selten zur Reife kamen, weil durch die Sorge um meine kranke Mutter und den Betrieb der Geschäfte die schönen Stunden unterbrochen wurden.

Ich bemühte mich um ein gutes Gedicht zu einer ernsthaften Oper; es war aber keins zu finden und ich begnügte mich unterdessen, gefällige Scenen aus Opern und Oratorien des Metastasio in Musik zu setzen; doch

hatte ich nun nicht einmal Jemanden, der diese Stücke sang.

Hier erinnerte ich mich eines Mädchens, deren Bruder ich im Gymnasio gekannt habe. Der eine Bruder, welcher mit mir in einer Klasse saß, hatte mich öfter mitgenommen in das Haus seiner Eltern und ich hatte bald bemerkt, daß die jüngste Schwester, Namens Julie, einen sehr angenehmen Sopran sang. Auch bei Jeannetten hatte ich sie mehrmals singen hören und das ganz besonders Natürliche und die Wahrheit ihres Vortrages bewundert. — Ihr Vater, ein sehr geschätzter Geheimer Finanz-Rath Friedrich des Großen, war gestorben; die Mutter lebte von einer kleinen Pension und Julie war jetzt bei ihrer Schwester, der Wittwe des General-Chirurgus Voitus, der neben Selle auch unser Arzt gewesen, und sieben Tage nach meines Vaters Tode gestorben war. Diese Julie nun war es, welche mir für meine Scenen geschickt schien. Ich fand bald Gelegenheit näher an sie zu gelangen, indem ich ihre Schwester besuchte, welcher ich das Honorar für die Kur meines Vaters brachte.

Mit Julien ward ich bald einig; ich ging von Zeit zu Zeit zu ihr und da es ihr nicht an Intelligenz fehlte, sich dem Ideengang jedes Componisten gleichsam zu verweben, weil sie von schöner Gemüthsart war, so war sie mir die liebste, der ich meine Intentionen über Aus-

druck und Art mittheilen mochte, wogegen ich dann von ihr den ruhigen tiefen Sinn lernte, der weder denkt noch schreckt, indem er nährt und bildet. —

Um diese Zeit baute ich in meiner Straße ein Haus für eine junge Kaufmannswittwe, deren Mann, Namens Flörike, eben gestorben war. Sie hatte drei angenehme Kinder, das jüngste war ein dreijähriger Sohn von unendlicher Schönheit und Anmuth der Gliedmaßen. An dem Tage der Grundsteinlegung zum Hause gab die Wittwe eine Abendmahlzeit, wozu ich eingeladen war. Das natürliche angenehme Wesen der jungen Frau gefiel mir um so mehr, da die Gemeinheit der übrigen Gesellschaft, welche gleichwohl aus guten Leuten bestand, mir desto langweiliger war. Ich ließ mich daher auch nicht weiter im Hause sehen, als wenn es mein Geschäft erforderte.

Das Pfingstfest war gekommen und meine Wittwe lud mich ein, mit ihr zu ihren Eltern zu reisen und diese Tage dort zuzubringen, welches ich gern that.

Ehe wir von hier abfuhren, bemerkte ich erst, daß drei von der Abendgesellschaft am Grundsteinfeste mit aufsteigen wollten und war darüber ganz verdrießlich. Ein ältlicher, langer, hagerer Uhrmacher war der erträglichste, weil er wenig sprach und fast beständig schlief. Sonst war dieser gute Mann die eigenthümlichste Figur, welche ich gesehen habe. Sein langer Körper sah aus,

wie ein Bündel senkrecht aufgestellter Latten, kaum eine Ecke, eine Muskel, stand hervor; dabei hatte er ein kreideweißes Gesicht, trug eine Perücke von der nämlichen Farbe, einen gelbgrünen Rock, lederne Beinkleider und schwarze wollene Strümpfe. Der andere Reisegefährte war ein junger Bauconducteur, plauderte unaufhaltsam fades Gewäsch und selbst wenn er schwieg, war ich in Sorge, weil er beständig den Mund offen hielt. Die dritte Person war eine Cousine, welche das Gespräch auf zärtliche Lektüre zu lenken sich bemühte.

Wir fuhren bei trockenem Wetter ab, doch nach einer halben Stunde kam ein dichter, anhaltender Regen, der uns auf dem offenen Wagen bis auf die Haut durchnäßte. Die Frauenzimmer hatten Schirme, von denen das Wasser stromweise in meine Stiefeln und Beinkleider troff. Ich war fast toll vor Verdruß, so viel Ungemach erdulden zu müssen, ohne ausweichen zu können. Endlich waren fünf Meilen zurückgelegt und wir waren an dem Orte unserer Bestimmung.

Der Vater meiner Wittwe war ein Königlicher Förster.*)

---

*) Sein Name war Kappel. Es war dies der nämliche Jäger Kappel, durch welchen Friedrich der Große 1761 aus der Gefahr gerettet wurde, von dem Baron von Warkotsch an die Oesterreicher verrathen zu werden. Er starb als Hegemeister zu Quaden-Germendorf, Amts Oranienburg. —

— Er und seine Frau entsprachen vollkommen dem Bilde, das nachher Iffland so wahr und lebendig von seiner Jägerfamilie gegeben hat.

Wir wurden sehr freundlich und herzlich aufgenommen und da ich in allen Zimmern Kamine gesehen hatte, war meine erste Bitte, mir ein solches Kaminzimmer für mich allein zuzugestehen, welches mir meine Wittwe sogleich bei ihrer Mutter auswirkte, wodurch ich denn zufrieden und aufgeweckt wurde; denn nun konnte ich doch ausweichen.

Beim Abendessen war man sehr munter. Der alte Förster hatte sich zu uns an den Tisch gesetzt, obgleich er Abends nichts aß, und hörte lange genug das Geschwätz des Conducteurs an. „Es ist billig," sagte er zu ihm, „daß Sie einmal in Ruhe zu Essen kommen, unterdessen mögen die Andern reden, die bis dahin geschwiegen haben." Und nun fragte er allerlei über den Fortgang des Hausbaues seiner Tochter, worüber ich ihn dann befriedigte.

Nach dem furchtbaren Regen war ein herrlicher Morgen aufgegangen und da es mir in der Gesellschaft nicht gefallen konnte, machte ich mich an die artigen Kinder meiner Wittwe, die vor dem Hause im Grase spielten und trieb mit diesen allerlei Possen, wodurch denn die Mutter herbeigelockt ward.

Ich kannte eigentlich diese Frau noch gar nicht, weil ich sie zu wenig gesehen hatte. Sie hatte das angenehmste Aeußere, ein wirklich schönes geistreiches Gesicht, eine reine leichte Sprache, gefällige Haltung und Bewegung der Gliedmaßen und ruhige Weiblichkeit. Von der allgemeinen Bildung der höheren Stände mochte wenig in sie eingedrungen sein; weder hoch noch gemein; weder scharf, noch matt; schienen alle ihre Fakultäten ein einziges ruhiges Element zu sein.

Ich war bald mit ihr in angenehmen Gesprächen begriffen. Sie hörte aufmerksam und antwortete so natürlich und sicher, daß ich ihr bald sagen mußte: mit ihr würde ich lieber eine Reise um die Welt machen, als mit den Andern eine Spazierfahrt von fünf Meilen. Sie sagte darauf: der lange Mann sei ein alter gefälliger Freund ihres Vaters, der alle Sommer einigemal seinen Besuch abstatte und die Hausuhren herstelle. Der Conducteur sei eigentlich die Ursache dieser Reise; er habe den Vater um die Erlaubniß gebeten, das Pfingstfest hier zu verleben, deshalb seien die Pferde geschickt worden. Die Cousine sei ein gutes Mädchen, das ihr in der Krankheit und nach dem Tode des Mannes treu beigestanden habe. Seitdem komme sie oft, nähme vorlieb mit dem, was sie fände und lasse sich überhaupt vieles gefallen.

Die Kinder hatten sich bald so an mich gewöhnt, daß sie mir überall nachliefen und da ich auch am liebsten mit ihnen im Freien war, so konnte ich eben nicht über Langeweile klagen. Inzwischen hatte ich einen Boten nach Berlin gesandt, der meine eigenen Pferde mit einer Chaise herbestellte; meine Wittwe hatte darin einen Platz angenommen und die Kinder freuten sich sehr, mit dem großen Vetter zu fahren. Desto bequemer fuhren nun die Andern auf ihrem offenen Wagen, denn nun konnte sich der Conducteur mit der Cousine recht ausplaudern und der Lattenmann sich satt schlafen, ohne daß es mich verdrießen durfte. Der Förster empfahl mir seine liebste Tochter auf Rath und That, und so schieden wir auseinander. — Der andere Wagen fuhr voran und ich mit meiner Wittwe anfänglich so sacht hinterdrein, daß wir uns nicht einander hinderlich zu sein brauchten.

Von meiner Wittwe erfuhr ich nun, daß beide Herren ein paar Freier waren und ohne gegenseitiges Wissen beim Vater um sie angehalten hatten; der Vater aber habe jedem gesagt, daß er über seine Tochter nicht mehr disponiren könne, da solche selber Kinder habe und erwarte höchstens, daß sie bei einem so wichtigen Schritte ihren Vater zu Rathe ziehe. „Was meinen Sie, fuhr sie fort, welchen von den beiden Herren soll ich acceptiren? Ich bin 25 Jahr alt, deshalb ist der Conducteur

offenbar zu jung, und der andere könnte mein Großvater sein, dem also bin ich zu jung. Sie sind ein kluger Mann; Sie haben meinem Vater versprochen, mich mit Rath und That zu unterstützen; beides brauch' ich jetzt, und nicht wahr? Sie werden Wort halten? —"

Die Sache war allerdings sonderbar genug: Zwei Freier hielten um die Braut an und diese fuhr um die nämliche Zeit mit dem dritten davon. Ich leugne nicht, daß sich meine ganze Schelmerei hier regte; der Alte hatte verheirathete unzufriedene Kinder und der Conducteur war ein unbrauchbarer Mensch; beide waren arm und an eine Freude für dies gute Weib war nicht zu denken. Ich sagte daher der Wittwe: für diesmal könne sie meines Rathes enthoben sein, da aus ihrer Frage vollkommen hervorginge, für welchen sie sich entschieden habe. „Was habe ich gesagt?" fuhr sie schnell auf, „ich bin für keinen entschieden, ich wünsche nicht mehr zu heirathen."

Ueber dies Thema, das Stoff genug zur Unterhaltung enthielt, waren wir schnell genug in Berlin angelangt; die andern waren schon vorher angekommen und hatten sich sehr unzufrieden über mich bezeigt und gesagt: der herrschaftliche Wagen werde bald nachkommen, die Leute sollten nur gut aufpassen und so waren sie in vollem Unmuthe jeder seiner Wege gegangen.

Meiner Wittwe Haus ward nun gerichtet und ein Abendschmaus krönte auch diese Feierlichkeit, welcher die nämlichen Gäste beiwohnten. Unterdessen war allerlei vorgefallen: Der Conducteur hatte seit Pfingsten täglich seinen Morgenbesuch abgestattet und sich mit einem Frühstücke bewirthen lassen; gegen Abend kam der lange Mann, rauchte seine Pfeife Taback, aß und schlief nachher, bis er nach Hause ging; die Cousine, indem sie sich des Hauswesens annahm, war oft wochenlang dort und zuweilen nahmen alle drei das Mittagsmahl dort ein, so daß das gute Weib täglich drei ungebetene Gäste zu ernähren hatte, die höchstens sich selber die Zeit vertrieben. Ich hatte mich wenig gezeigt, weil ich den Jammer nicht sehen konnte und zum Lachen zu wenig aufgelegt war. Unterdessen hatten alle drei Zeit genug, eine Mine gegen mich anzulegen, die mir wenigstens Schaden bringen sollte. An dem Bau war ihnen alles nicht recht, und jeder mäkelte nach seiner Art, besonders war alles zu kostbar, zu stark und zu hoch. Außer dem Vorderhause sollte noch ein Seitengebäude, eine Remise und ein Pferdestall gebaut werden. Der Conducteur hatte dazu Risse und Anschläge gemacht, die unter meinen Preisen und gegen meine Einsicht waren und unter der Hand mit Zuziehung des Vormundes der Kinder bereits einen Andern im Sinne, der dies bauen sollte. An einem Sonn-

tage kam der erste Diener meiner Wittwe zu mir, welcher ein junger wohlgebildeter Mann war, mich hiervon zu unterrichten. Erst sagte er mir allerlei Schmeichelhaftes über die Anlage des Hauses, von der er behauptete, sie sei die beste für einen Kaufmann; er habe sich schon ausgedacht, wie alles stehen und eingerichtet werden solle, doch müsse er die schöne gute Frau bedauern, indem ihre täglichen Gäste einen guten Theil dessen verzehrten, was verdient würde. Die Cousine hole aus dem Laden, was sie brauche und schicke es zu ihrer Mutter, und die andern beiden Herren brächten noch Gäste mit und alle Tage ginge mehr darauf. Ich rieth ihm, dieses seiner Prinzipalin zu sagen, es sei dies eigentlich sein Amt und sie würde es ihm gewißlich Dank wissen. Er sagte, sie wisse es; sie habe auch schon mit ihm aus freien Stücken davon gesprochen, doch sei sie nicht dreist genug, dem Leben ein Ende zu machen und wenn dies nicht geschehe, könne nichts Gutes erfolgen. Das Ende seines Vortrages bestand nun noch in der Bitte, sein Vorsprecher zu sein, weil er die schöne Wittwe zu heirathen gedenke, wo dann schon alles anders werden solle.

Meine Wittwe fand jetzt Gelegenheit ihren Freiern auszuweichen, indem sie Abends meine Mutter besuchte, die in ihr eine balsamische Gesellschaft fand. Wo diese junge Frau ihre Hand hinlegte, heilte alles; was sie

angriff ging von Statten und was sie anfing war so gut als fertig und ohne Geräusch. Eines Abends hatte der lange Lattenmann seinen Besuch wiederholt und da er die Wittwe nicht zu Hause fand, entschloß er sich, sie zu erwarten. Nach 10 Uhr brachte ich sie bis an ihr Haus und ging zurück. Hier eröffnete er ihr sein Vorhaben, sie glücklich zu machen; bei ihrem Vater habe er schon um sie angehalten und sei seiner Genehmigung gewiß. Sie schlug ihm sein Begehren rund ab und setzte hinzu, so gern sie ihn übrigens sehen würde, so habe sie doch als Wittwe und als eine Kaufmannsfrau die Nachrede der Kaufmannschaft zu fürchten. Hierüber nun ward er höchlich entrüstet, nannte meinen Namen und mich einen stolzen, hoffärthigen Mann, der doch auch nicht aller Weisheit Herr sei, das könne man an dem Bau sehen; der Conducteur wolle die anderen Gebäude um ein Bedeutendes wohlfeiler bauen ꝛc. —

Meine Mutter hatte jetzt einige heitere Tage, welche ich benutzte und die Wittwe bat, sie zu besuchen. Meine Mutter hatte ihre Freude an dem sanften Wesen der jungen Frau und sagte mir: „solch' eine Schwiegertochter möchte ich wohl um mich haben.“ Um ihr eine Freundin und Vertraute zu geben, heirathete ich sie, die ich liebte, weil sie von meiner Mutter geliebt wurde, und

als meine Mutter die Welt verließ*) war ich schon zum zweiten Male mit der jüngsten Tochter des Geheimen Finanz-Rath Pappritz**) verheirathet und hatte ein rundes Dutzend gesunder Kinder.

Von hier an lebte ich mein bürgerliches Leben ruhig fort und da meine zweite Frau eine edle Sängerin war, so bestanden jetzt die meisten meiner Compositionen in Singstücken für ihre schöne Stimme.

Mit vorzüglichen Musikern war ich in künstlerische Verhältnisse gekommen; ich nahm Antheil an periodischen Kunstschriften, nebenher unterwies ich im Singen und in der Lehre vom Grundbasse, um mich selbst darin mehr und mehr zu befestigen.

Seit dem Jahre 1789 hatte sich nach und nach zusammengefunden, was nachher zufällig den Namen: „Sing-

---

*) Zelters Mutter, Anna Dorothee Z. geborene Hinze, starb den 30. April 1803.

**) Es ist dieselbe Julie Pappritz, die schon früher von Z. erwähnt wird. Julie Caroline Auguste Z. geb. Pappritz, geboren zu Berlin den 28. Mai 1767, trat 1790 in den durch Fasch geleiteten Gesang-Verein, der später unter dem Namen: „Sing-Akademie" so berühmt ward. Sie sang Anfangs im Alt mit, weshalb sie auch wahrscheinlich in Lichtensteins Geschichte der Sing-Akademie als Altsängerin aufgeführt wird; aber schon 1791 wird sie als Sopransängerin genannt, und war als solche stets die größte Zierde des Instituts.

Akademie erhielt und seine Stiftung meinem edlen Meister und väterlichen Freunde Fasch verdankt.

Faschen's hinterlassene Werke beurkunden einen Mann, der lebenslang sich mit der Harmonie besonders beschäftigt und in Absicht ihrer Anwendung auf das Ernste, Würdige, Gründliche, hingearbeitet hat.

Sein äußerlicher sittlicher Charakter hatte sich zuerst an einem kleinen fürstlichen Hofe und nachher in größeren Königlichen Dienst-Verhältnissen zu einer gehaltenen Persönlichkeit gebildet, die weder anregend noch zurückstoßend war. Eine prekäre Gesundheit und nothwendige Sparsamkeit hatten sich die Hand geboten, weder viel zu erwerben, noch viel zu versprechen.

Seine Erziehung und früheste Umgebung war von der Art, daß er bei einem heitern bildsamen Naturell nothwendig ein vorzüglicher Tonkünstler werden mußte; doch hatte ihn seine übergroße Bescheidenheit an ein Zurücksichstellen gegen andere Artisten, wie Bach, Quanz und Geringere gewöhnt.

So trat er mit den ersten Mitgliedern der Sing-Akademie, gleichsam als seinen Schülern die ersten Uebungen an, mit ihnen seine Compositionen versuchend, die er selber nur als Versuche gab, wie überzeugt er auch im Stillen von ihrer Güte sein mochte. Wenn eine gute Sache so angefangen und mit ruhiger Beharr-

lichkeit fortgesetzt wird, kann sie nicht anders, als gedeihen. Das ist der Anfang der Sing-Akademie, welcher auch noch in eine Zeit fällt, die nicht mit Musik überfüllt war, wie die jetzige.

Die ersten ordentlichen Zusammenkünfte der Sing-Akademie waren in einem Privathause,*) dessen Ton billiger Weise der Ton der guten Gesellschaft sein mußte; dadurch ward die ganze Sache nebenher behandelt und Fasch desgleichen. So schlich dies einige Jahre hin und an ein festes Wesen war kaum zu denken, ja alles wäre in sein Nichts versunken, wenn Fasch seine Intentionen hätte mit Nachdruck durchsetzen wollen.

Als der Jüngste, ich könnte wohl sagen, der Geringste unter Faschen's Schülern in der Harmonie, denn Röllig, Johannes, Seneyders, Rellstab, v. Bülow,**) waren

---

*) In den Tagebüchern der Sing-Akademie ist darüber von Fasch's eigener Hand folgende Bemerkung gemacht: „Im Sommer 1790 ist mit der Singe-Uebung der Anfang gemacht in dem Gartenhause des Herrn Geheim-Rath Milow. Die ersten Mitglieder waren: Discant: Dem. Dietrich, Mad. Bachmann, Dem. Schmalz, M. Preuß — Alt: Dem. Pappritz, Mad. Messor, Dlle. Nobiling, Fr. Geheim-Räthin Meyer — Tenor: Hr. Seneyders — Baß: Herr Johannes, Herr Hofrath Zenkel. Einmal sangen das Christe aus der 16stimmigen Messe: Dem. Niclas als Gast; Dem. Pappritz, Alt; Herr Hurka Tenor, als Gast; Herr Johannes, Baß; Dlle. Dietrich 2. Sopran.

**) Der nachherige heldenmüthige Sieger bei Groß-Beeren und

alle weiter, da sie eher angefangen hatten, als ich, war ich auch in diese Versammlung getreten,*) ohne jemals auszubleiben.

Meine Kenntnisse in der Tonkunst bezogen sich mehr auf's Praktische, da ich verschiedene Instrumente mit Beifall spielte. Ein 30jähriger munterer doch ernsthafter Mann, der ich war, konnte ich kaum meine Ungeduld bezügeln. Was Fasch aus Höflichkeit und Menschlichkeit lobte, um zu ermuntern, kam mir unerträglich vor, je behaglicher sich Andere das Lob ohne Einschränkung zueigneten; ja ich war in einer verzweifelten Stimmung, indem ich auf diesem Wege nichts hoffte, denn was auch immer als gelungen gelten konnte, kam doch nur zärtlich, ja ängstlich und gebunden an den Tag.

Die Zusammenkünfte der Gesellschaft geschahen Dienstags, wie noch heute.

Man versammelte sich am Abend, man trank Thee, man sprach, erzählte, kurz zerstreute sich und an die Sache selbst ward nur nebenher gedacht.

Die Stücke waren nicht immer leicht, ja oft unbezwinglich und wollte es zuletzt nicht vor sich gehen, so

---

Dennewitz. Von seiner Composition ward in seiner Gegenwart eine Messe in der Sing-Akademie aufgeführt.

*) Erst im Jahre 1791, als die Versammlung bei der Frau Geh.-Rth. Pappritz stattfand, trat Z. ein und sang beim Tenor mit.

legte man dies bei Seite, um etwas anderes nicht glücklicher zu versuchen. Ich zerrieb mich innerlich, um ein Mittel aufzufinden, Ordnung und Ernst in diese Sache zu bringen; das war aber nicht leicht, da ich gar nichts zu sagen hatte und Fasch, um nur einigermaßen zufrieden sein zu können, für jede Stimme immer noch wenigstens einen wirklichen Sänger dazu bat; gegen mich aber ließ Fasch so wenig Vertrauen sehen, daß er mich kaum an den Flügel ließ, denn wenn er selbst nicht spielte, so ließ er einen Andern, als mich, heran.

Endlich verabredete ich mit Einigen von uns, wir wollten jeden Montag vorher uns versammeln, um das ordentlich einzuüben, was wir Dienstags in Faschen's Beisein vortragen wollten.*)

Dadurch gerieth ich an den Flügel, und hier ging meine Regierung an. — Schon seit manchen Jahren hatte ich kleine Privatconcerte und Kirchenmusiken mit der Violine angeführt;**) so war mir die Sache nichts Neues und

---

*) Fasch sagt über die Vorübungen in einer eigenhändigen Notiz: „Ausgang des Sommers (1792) fing ich die Vorübung des Sonnabends mit denen an, die weit zurück waren; Herr Zelter setzte solche alsdann den Winter, bis an jetzo des Montags fort."

**) In der Schrift: „Bemerkungen eines Reisenden ꝛc." heißt es, bei Gelegenheit des durch C. F. Rellstab gestifteten Concerts für Kenner und Liebhaber: „Hr. Zelter, auch ein Schüler von Fasch, von dem zweierlei Variationen durch den Rellstab'schen

mit Freuden sage ich es Denen, die mit mir waren, nach, daß sie sich vieles von mir gefallen ließen, was freilich dazu gehörte; denn hatte ich mir auch gute Stimmen gewählt, so waren doch die wenigsten von ihnen je angehalten worden, einen Ton ordentlich, wie sich's gehört, hervorzubringen. Dadurch hatte ich nun der Mühe viel, und es vergingen Monate, ehe wir vom Flecke kamen; doch nach Jahr und Tag konnte Fasch bemerken, daß etwas neben ihm geschah und nun fing er an, auch vertraulicher gegen mich zu werden.

Nach etlichen Jahren mochte die Gesellschaft wohl zu einem Chor von 30 Personen und darüber herangewachsen sein, als unser Lokal zu eng und in ökonomischer Hinsicht lästig für die Wohnung einer Wittwe ward.*) Die Mitglieder waren selten vollzählig und unser Hauptstudium, welches auf die Production eines 16stimmigen Kyrie und Gloria von Fasch ging, wurde zurückgehalten.

Hier entdeckte ich den runden Saal der Königlichen Akademie, welcher bis dahin ein bloßer Durchgang, eine

---

Notendruck bekannt sind, die einen erfindungsreichen und geschmackvollen Componisten verrathen; dieser ist der eigentliche Anführer (des Orchesters); er ist ein aufmerksamer und diskreter Violinist, der dabei große Kraft hat," ꝛc.

*) Die Versammlung hatte seit dem 24. Mai 1791 meist in dem Hause der verwittweten Frau General-Chirurg Voitus (unter den Linden Nr. 59) stattgefunden.

Vorhalle der Akademie gewesen war; wirkte durch den damaligen Direktor Meil beim Curatorio und dem Senate der Akademie die Erlaubniß aus, hier unsere Uebungen fortzusetzen, wo wir ungestört, unabhängig, unentgeltlich mitten unter Künsten und Wissenschaften unsere Wohnung aufschlagen konnten. Fasch stimmte nach einigem Widerstreben ein, doch fanden sich neue Schwierigkeiten. Die Privatgesellschaft, meinten Einige unter uns, sei nicht mehr, was sie gewesen; Sänger und Sängerinnen wollten sie nicht werden und sehr bedeutende Mitglieder gingen aus dem Vereine. Fasch war etwas ängstlich dabei; ich suchte ihn zu ermuntern. Ganz hatte man nicht Unrecht; das neue Lokal sah sehr unerfreulich aus: schmutzige Wände, schlechte Dielen, zerschlagene Scheiben, unfeste Thüren und Fenster, ein Aufgang durch Pferdeställe, der Winter nahe. Im Saale war kein Ofen, ja selbst kein Raum, um einen zu stellen; alles das versprach wenig behagliches Dasein. Doch die Erlaubniß war da;*) nach dem Winter war ein Som-

*) Von Fasch's Hand findet man darüber folgende Notiz: „Nach erhaltener Erlaubniß des Curators der beiden Akademien, Sr. Exc. von Herzberg und Sr. Exc. von Heinitz, probirten wir den 12. October zum ersten Male auf dem Saale der Akademie, den 29. October 1792 sangen wir zum letzten Male bei Mad. Voitus, und dort erwählte ich die ältesten Mitglieder zu Vorstehern der Gesellschaft. M. Voitus, D. Didrich, M. Seebald, Hr. Geh.-

mer zu erwarten; die Wände konnten gereinigt, die Fensterscheiben hergestellt, der Fußboden gebessert werden; ich ließ mich nicht stören. Der Winter, die Kälte und Feuchtigkeit waren unerträglich. Wenn ich die Hände auf den Flügel legte, war es, als wenn ich auf stechenden Nägeln spielte. Mehr als einmal wurde gewünscht, wenigstens den harten Winter hindurch wieder ins alte Quartier zu ziehen; ich stimmte ein, aber es geschah nicht. Wenige Mitglieder ließen sich sehen, und die Gesellschaft bestand manchen Dienstag so armselig, daß wir kein Stück besetzen konnten. Die Mädchen jedoch waren

---

Rath Zenker, Hr. Pred. Messor, Hr. Hartung. Die Vorsteherinnen sollten die jungen Damen unter ihren Schutz nehmen und gemeinschaftlich mit den Herren Vorstehern die Oeconomie der Gesellschaft besorgen, so daß ich mir bloß die Musikal-Direction und was dahin gehört, vorbehielt. Die Vorsteher kamen deshalb den folgenden Sonntag Vormittag bei Mad. Voitus zusammen, und da ward ausgemittelt, daß jedes Mitglied monatlich 12 Gr. zur Bestreitung der Kosten zur Kasse beitragen sollte; doch waren von diesem Beitrage ausgenommen alle Musiker von Profession; denn da diese die Zeit, da sie sonst durch ihre Kunst Geld verdienen, unserer Akademie (dieser Ausdruck hier zuerst gebraucht) widmen, so leisten sie durch diesen Verlust ihrer Zeit schon mehr, als den Werth des Beitrages.

Herrn Zelter wählte ich deshalb nicht zum Vorsteher, weil ich ihn von Anfang an zu meinem Assistenten ausersehen, und die Folge hat meine Wahl vollkommen gerechtfertigt. Den 5. November wurde demzufolge die Akademie eröffnet, und die Vorsteher der Gesellschaft vorgestellt.

die Tapfersten. Eines Tages, als die Kälte unerträglich war, wollten die Meisten wieder von dannen gehen. Eine unter ihnen legte ihre Muffe auf die Erde, kniete darauf, und wickelte ihre Füße in ihr langes Kleid, dies ahmten mehrere nach und zuletzt sang die ganze Versammlung in dieser rührenden Stellung einen Choral, daß Fasch darüber in Thränen ausbrach. Das Bild dieses Abends schwebt mir noch heute vor Augen; es war ein so rührender Anblick, daß ich diese kleine Begebenheit auf immer dem Gedächtnisse aufzubewahren wünschte. Nun wurde beschlossen, nach wie vor ununterbrochen hier zusammen zu kommen, und wäre die Kälte zu groß, so wollte man ein einziges Stück singen, damit nur etwas gesungen, und die Uebungen nicht ganz unterbrochen würden.

Im Februar trat gelindere Witterung ein, und zugleich eine neue Last; der Schnee ging auf, das Dach des Akademiegebäudes war nicht fest, und unser Saal schwamm.

Auch hier fand sich Rath: man legte zusammen und es wurden 2 Fußteppiche angeschafft, worauf die Frauenzimmer zu beiden Seiten des Flügels stehen konnten; die Männer behalfen sich. Der erste Sommer kam; unser Bestehen war noch jetzt immer auf den Beitritt anerkannter Artisten gegründet: Fischer und seine Frau, Leh-

mann, Hurka, Johannes*), Kleinhans, Mad. Graziani mit ihrer Tochter, Mlle. Niclas, Reichardt, Seidel u. A. mußten gegenwärtig sein, wenn etwas gelingen sollte; diese mußten Dienstag von Fasch besonders eingeladen werden, das Schwere durfte nicht zu oft wiederholt werden, wenn die Theilnahme nicht vermindert werden sollte; was also noth war, bestand darin, für uns allein bald dahin zu gelangen, etwas zu leisten. Wir waren auf Faschens Compositionen beschränkt, welche schwer sind und geübte Sänger erfordern; und hatten wir auch unter uns mehr als eine schöne Stimme, so waren es doch nicht so viel, als wir bedurften. Fasch richtete uns daher einige Chöre von Hasse und Händel ein, worin ich ihm beistand, indem ich mich auf ähnliche Art beschäftigte; besonders wurden Choräle gesungen. Was uns am meisten zurückhielt, war Faschens Kränklichkeit, die ihn öfter Monate lang im Hause hielt, denn war er uns bei der Musik nothwendig, so war er auch uns unentbehrlich, weil sein Dasein so Viele anlockte. Die Sache hatte ohnehin nicht mehr den Reiz der Neuheit und das Schädlichste war, daß einige von Faschens Freunden sich merken ließen: die Sache würde nicht bestehen können. Einen dieser Unglückspropheten, der diese Meinung in meiner

*) Er starb den 1. Januar 1792, nicht wie in Lichtenstein's Verz. der Mitgl. der Sing-Akademie steht, 1790. —

Gegenwart äußerte, beschied ich in ziemlicher Hast: „Die Sing=Akademie wird länger bestehen, als Sie! Warum reden Sie so, wenn die Sache gut ist, da es Ihre Pflicht wäre, an Erhaltung zu denken?“ Er ist längst todt und seine Werke mit ihm. —

Hatte ich mich bisher leidend verhalten, so war es diese Rede und meine Erklärung dagegen, was mich bestimmte, mit aller Kraft zu wirken und nicht von der Sing=Akademie zu lassen, so lange Einer mit mir bleiben wollte.

Was der Sing=Akademie gleichfalls hinderlich, war, daß man zu groß angefangen hatte. Sechszehnstimmige und achtstimmige Stücke waren selten zu besetzen,*) und von diesen Stücken, welche einen großen Geschmack, Styl und Ausdruck athmen, zu kleinen leichten Stücken überzugehen, mit denen wir eigentlich hätten anfangen sollen, war keine leichte Ueberwindung. —

Die Benennung: Sing=Akademie entstand nach

---

*) Die häufig eintretende Unmöglichkeit die 16stimmige Messe zu besetzen, veranlaßte auch Fasch im Jahre 1792 achtstimmige Stücke zu schreiben; von seiner Hand findet sich darüber folgende Notiz: Da Frau Geh.=Rth. Meyer und Dem. Graziani von der Gesellschaft abgingen rc., so mußte ich die 16stimmige Messe bei Seite setzen. Ich schrieb deshalb den achtstimmigen 51. Psalm miserere mei, und dieses unterhielt uns den ganzen Sommer durch. —

und nach daher, weil sich singende Stimmen in den Mauern einer wirklichen Akademie versammelten, und da das ganze Publikum sich dieser Benennung bediente, so ist sie geblieben.

Die Uebungen wurden regelmäßig zweimal in der Woche fortgesetzt, und am 3. August des Jahres 1800, als der edle Stifter Fasch starb, war die Anzahl der Mitglieder seit 8 Jahren von 30 bis auf 148 angewachsen.

Hier endet Zelter's Lebensbeschreibung von eigener Hand und nun beginnt für den Herausgeber der schwierigste Theil der Arbeit, ein aus zerstreuten Notizen, Briefen, den Annalen der Singakademie und den Erinnerungen Ueberlebender gesammeltes Material so zu bearbeiten, daß der Leser nicht das durch den naiven Reiz der Autobiographie erweckte Interesse verliere. In Zelter's eigenthümlichem Style, den Schleiermacher in seiner Leichenrede mit höchstem Lobe belegte, fortzufahren, wird nicht gelingen. Ebenso wenig läßt sich eine gewisse Lückenhaftigkeit vermeiden, deren Ursache nicht dem Fleiße des Bearbeiters, sondern dem Mangel eigenhändiger Aufzeichnungen zugeschrieben werden möge. Aber das thätige Leben eines Mannes von so bedeutendem Einflusse auf alle künstlerische Bestrebungen in seinem Vater-

lande, eines wahrhaft deutschen Mannes, in seinen Grundzügen treu und charakteristisch darzustellen, das wird hoffentlich gelingen.

Mit dem Tode Fasch's übernahm Zelter selbstständig die Leitung der Singakademie. In dem sogenannten Präsensbuche derselben finden wir von seiner Hand unterm 3. August 1800 folgende Bemerkung: „Sonntags, den 3. August ist der rechtschaffene Fasch Nachmittags um halb vier Uhr gestorben und von hier an werde ich, sein Freund und Schüler, dieses Buch und die Singakademie fortsetzen."

Am 15. August versammelten sich zum ersten Male nach Fasch's Tode die Mitglieder zu gemeinschaftlicher Uebung. Zelter schreibt darüber: „53 Personen sangen mit Thränen und gerührtem Herzen den 11. Choral und das Requiem von Fasch. Ich machte der Gesellschaft das letzte Lebewohl des Seligen bekannt, welches wörtlich unten folgt:

Es wird wohl Niemandem von uns mehr unbekannt sein, daß unser rechtschaffener Freund und Stifter sein schönes fruchtbares Leben sanft geendigt hat; allein ich habe von ihm den officiellen Auftrag, seinen Tod unter uns bekannt zu machen und Ihnen Allen sein letztes Lebewohl zu sagen. Er läßt Jedem von Ihnen

besonders auf's Innigste danken für die vielen Beweise aller ihm erzeigten Achtung und Liebe, deren Gefühl sein Herz bis zur letzten Stunde fröhlich erhalten hat. Er versichert Sie alle seiner unbedingten Zufriedenheit, die er mit in jene Welt genommen und hofft von Ihrem Wohlwollen gegen ihn, daß Sie sein Andenken mit der gewohnten Einigkeit ehren werden, die der einzige und höchste Zweck der Kunst ist.

Uebrigens hatte zu dieser Zeit, als er das schwierige Ehrenamt übernahm, Zelter schon einen nicht gewöhnlichen Ruf als Tondichter. Bereits am 13. August 1796 hatte er einen Brief von Schiller erhalten, unter der Adresse: Herrn Zelter, berühmten Musikus in Berlin, dessen Inhalt also lautet:

„Ihre schönen Melodien zu den Göthe'schen Liedern haben mir den Wunsch eingeflößt, die musikalischen Stücke meines diesjährigen Musenalmanachs von Ihnen gesetzt zu sehen. Vielleicht hat Ihnen Herr Geh.-Rath Göthe schon ein Wort davon geschrieben, denn auch Er wünscht es sehr u. s. w."

Durch diesen Brief trat Zelter in nähere Beziehung zu Schiller, der offenbar an seiner kernhaften Natur ebenso großen Gefallen fand, wie an seinen Compositionen und ihm nunmehr in rascher Folge mehrere Briefe sandte, die bald in den Ton des freundschaftlichen Verkehrs fie-

len. Als Schiller später nach Berlin kam, führte die persönliche Bekanntschaft zu noch engerer Verbindung, die leider nur zu früh durch den Tod des großen Dichters abgebrochen wurde.

Etwas früher bereits hatten sich Beziehungen zwischen Göthe und Zelter durch die Unger'sche Familie entwickelt, welche Compositionen Göthe'scher Lieder von Zelter nach Weimar gesandt hatte. In Folge dessen schrieb Göthe an Madame Unger: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse; und so kann ich von Herrn Zelter's Compositionen meiner Lieder sagen: „daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte." Ein direkter Verkehr zwischen beiden Männern entstand aber erst 1799. — Eigenthümlich ist, daß Zelter bisher für die Lieder-Composition sich nur wenig begabt hielt; denn in einem für Herrn Gerber verfaßten kurzen Curriculum vitae von 1793 schreibt er: „Was ich bis jetzt componirt habe, besteht in drei kleinen Werken Variationen für das Clavier über drei verschiedene Thema und einer Clavier-Sonate, die sämmtlich in Berlin bei Herrn Rellstab gedruckt sind; ferner in einer nicht geringen Anzahl kleiner Lieder, wo-

von die besten in mehreren Werken zerstreut abgedruckt sind. Allein selbst diese Besten sind nicht von besonderem Werth, weil mir diese Art von Compositionen niemals recht hat gelingen wollen. Sie sind meistentheils auf Ansuchen meiner Freunde, oder besondere Gelegenheiten gemacht. Innern Drang zu diesen Arbeiten habe ich nie gehabt."

Nichts desto weniger waren es gerade die Lieder-Compositionen, die zuerst die Aufmerksamkeit der Musikfreunde und Kenner auf ihn lenkten. Als Mann war Zelter im Jahre 1800 bereits ein vollständig gereifter, in sich abgeschlossener Charakter. Der Grundzug seines Wesens war eine Geradheit und Wahrhaftigkeit der Gesinnung und Gesinnungsäußerung, die bisweilen in Derbheit, ja in Schroffheit überging. Ein sicheres Gefühl geistiger und körperlicher Gesundheit und Kraft lebte in ihm, hinderte ihn aber nicht, jede überlegene Kraft mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit und Verehrung anzuerkennen. Rührend ist namentlich die Pietät, mit der er Fasch verehrte und jede Gelegenheit benutzte, das Andenken dieses vortrefflichen Mannes frisch und rege zu erhalten.

In den Gebieten des Wissens und Könnens, wo er sich sicher fühlte, trat er gern als absoluter Herrscher auf, aber er hielt sich weder jetzt noch je in seinem spä-

tern Leben für vollkommen abgeschlossen in seiner Bildung und weiterer Belehrung überhoben. — Im Gegentheil erstreckte sich sein Wissensdurst auf Alles ihm irgend Zugängliche und die Kunststudien seines nachmals innigsten Busenfreundes Göthe fanden in ihm den lernbegierigsten Jünger. Hiervon zeugt eine große Menge in seinem Nachlasse vorgefundener Auszüge und Aufsätze, welche alle Kunstgebiete berühren.

Als Künstler befand er sich zur Zeit noch in einer Entwickelungs-Periode. Die Schule war noch nicht überwunden und die Form beherrschte den Geist. Selbst in den Liedern waltete noch die steife und gesuchte Manier vor, die in damaliger Zeit modisch genannt werden durfte und darum glaubte Zelter sich für diese Art von Compositionen nur wenig begabt, weil er noch nicht wagte, seiner eigenen Natur die Zügel schießen zu lassen und aus dem Herzen heraus zu schreiben. Diese Freiheit musikalischer Ergießung aus dem Innern heraus, nachdem die Beobachtung der Form gewissermaßen Natur geworden, war erst einer spätern Lebensperiode vorbehalten, deren reife und erquickende Frucht wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit nehmen werden.

Mit 148 klingenden Stimmen ließ sich schon etwas Tüchtiges leisten, und noch im Jahre 1800 fand sich eine Gelegenheit dazu. Fasch hatte vor seinem Ableben

den Wunsch geäußert, daß die Singakademie zum Besten des Berliner Bürger-Rettungs-Instituts ein Concert veranstalte. In Uebereinstimmung mit den Vorstehern, Professor Hartung und Geh.-Rath Zenker wählte Zelter das Mozart'sche Requiem und die Aufführung, welche am 8. October in der Garnisonkirche stattfand, ergab ein erfreuliches Resultat als künstlerische Leistung und in pecuniärer Hinsicht. Seine Notiz darüber in dem akademischen Präsensbuche schließt Zelter mit den Worten an Fasch, den intellectuellen Urheber des Concerts: „Und nun lebe wohl, Edelster der Menschen! Dein Geist ruhe auf mir! Deine Kunst vermag ich nicht zu erreichen, aber Deine Liebe soll mir bis in mein Grab folgen.“ Bemerkt wird zugleich, daß von den sämmtlichen Orchester-Mitgliedern der einzige Semmler sein Honorar wieder zurückgeschickt habe. Wir erwähnen dies um so lieber, da es ein kleiner Stein zu dem Ehrendenkmal ist, das sich der kürzlich verstorbene Semmler in den Herzen Aller, die ihn gekannt, aufgebaut hat. —

Zelter nahm sich nun mit aller Energie seines Geistes der Pflege des Instituts an, in welchem sein ferneres Leben aufgehen sollte. Namentlich war ihm die Ausbildung schöner Stimmen der Mitglieder zum Sologesange eine besonders wichtige Aufgabe, da bisher nur mit Hülfe der Sänger von Fach Aufführungen von Be-

lang ermöglicht werden konnten und mit der edlen Uneigennützigkeit, die ihn bis an sein Ende auszeichnete, opferte er diesem Zwecke unentgeltlich Zeit und Kräfte. Eine große bauliche Reparatur des Akademie-Gebäudes nöthigte im Frühling 1801 die Singakademie, sich nach einem andern Lokale für ihre Uebungen umzusehen. Der Consistorial-Rath Teller bewilligte zu diesem Zwecke die Räume der Petrikirche und vom 4. April an, nachdem noch in der Aufführung der Graun'schen Passion im Opernhause zum Besten der Madame Bachmann die Singakademie am Charfreitage den 3. April mitgewirkt hatte, versammelte man sich zu gemeinschaftlichen Uebungen daselbst und sang theils a capella, theils mit Orgelbegleitung.

Es ist dies wohl der Ort, über das Sing-Vereinswesen Berlins zu berichten. — Vorher hatte dasselbe hier zwar eine günstige Stätte gefunden, aber doch keiner der begründeten Vereine sich dauernd erhalten können. Den ersten kleinen Versuch dieser Art machte um 1724 der Domschullehrer Hayne. Er veranstaltete nämlich in dem Dom-Schulhause in der Brüder-Straße Singübungen, an denen nicht nur seine Schüler und Schülerinnen, sondern auch Freunde der Tonkunst Theil nahmen. Friedrich Wilhelm I., der im Vorbeireiten diese Gesangs-Uebungen mit Wohlgefallen hörte, munterte den wackern

Hayne zu fernerem Streben dadurch auf, daß er ihn zum Lehrer des Kronprinzen, des großen Friedrich, einsetzte. Hierdurch wurde allerdings der kleine Verein gehoben und auch Friedrich wandte demselben einen Theil des Wohlwollens zu, das er seinem Jugendlehrer bis an dessen Ende bewahrte. Nach Hayne's Tode übernahm der Anhaltiner Sack, ein achtungswerther Schulmann und Tonkünstler, die Leitung des Vereins und suchte für denselben die Theilnahme edler Männer und Frauen zu gewinnen. Nachdem er als Volks- und Singelehrer das Gute und Schöne redlich gefördert, verließ er im Jahre 1763 die Erde.

Sein Nachfolger, der rühmlich bekannte Schaale, Mitglied der Königlichen Kapelle zog den Verein aus dem bisherigen Lokale in seine Wohnung und nun verlor derselbe seinen öffentlichen Charakter. Später errichtete der Musiklehrer Patzig, von Künstlern unterstützt, ein Concert für seine Schüler und Schülerinnen und regte durch sein Beispiel den Dom-Organisten Willmann zu einem ähnlichen Unternehmen an. Bedeutender indeß nach Zweck und Mitteln war das schon früher entstandene Liebhaber-Concert. Dieser Verein, kurz nach dem 7jährigen Kriege von Kennern, Beschützern und Freunden der Tonkunst begründet, löste sich erst nach etwa 30jährigem Bestehen wieder auf. Den letzten Versuch zur

Begründung eines Sängervereines, bevor die schnell aufblühende Singakademie alle bisherigen Bestrebungen überflügelte und in sich concentrirte, machte der Königliche Kapellmeister Reichardt. Er bewirkte zwar, ungeachtet der rastlosen Bemühungen des Kammermusikus Müller und des überaus thätigen Künstlers und Verlegers Rellstab, die Auflösung des Liebhaber-Concerts, vermochte aber selbst nichts Dauerndes zu schaffen.

In jenem Vereine, dem der Name des Liebhaber-Concerts beigelegt war, wurzelte von 1766 an bis nahe ans Ende des Jahrhunderts alle musikalisch-künstlerische Bestrebung Berlins. Von ihm wurde Graun's und Rammler's Passionsmusik an jedem Charfreitage aufgeführt und zum Gemeingut der Nation gemacht; in ihm glänzte als bedeutendste Sängerin die bereits erwähnte Charlotte Wilhelmine Caroline Bachmann, geb. Stöwe, welche späterhin das Privilegium erhielt, die Graun'sche Musik zu ihrem Besten alljährlich zu geben und dafür stets die bedeutendsten Kräfte zu gewinnen wußte, u. A. die Mara.

Als Fasch die Singakademie stiftete, schloß sich aus Liebe zum Stifter die Bachmann dem neuen Vereine sogleich an und wurde bald gleichsam der Mittelpunkt, um den sich die Frauen und Jungfrauen zutraulich sammelten, um von ihr Belehrung, Muth und Sicherheit

zu gewinnen. Aus Dankbarkeit unterstützte daher von 1797 bis 1806 die Singakademie die Künstlerin bei ihren Aufführungen des Todes Jesu, gewann aber dadurch auch einen neuen Boden für ihre Kräfte und ihr Wachsthum.

So und unter solchen Verhältnissen war bis zum Jahre 1800 die Singakademie musikalische Alleinherrscherin in Berlin geworden und Zelter hatte Ursache, sich glücklich zu schätzen, der Diktator einer solchen Macht zu sein. So sehr ihm die Pflege der Kunst im Schooße des Vereines Hauptsache, alle Wirkung desselben nach Außen nur Beiwerk war, so fühlte er doch ganz richtig, daß öffentliche Productionen für den Verein ehrenhaft, vortheilhaft und zu unabläßigem Weiterstreben ermunternd wären. Er veranstaltete daher am 29. September 1801 eine Aufführung in der Petrikirche, wozu etwa 2000 Billets unentgeldlich ausgegeben wurden; jedoch sollten die Zuhörer einen freiwilligen Beitrag für die Armeen in eine an der Thür aufgestellte Büchse legen.

Die Einnahme für die Armeen betrug 144 Thaler, eine damals bedeutende Summe, erhöhte den Ruf der Akademie und begründete das Vertrauen in den Leiter derselben.

Mit dem Beginne des neuen Jahres erfreute sich Zelter einer besonderen Ehre, indem die verewigte Köni-

gin Louise mit den Prinzen Georg und Friedrich von Preußen die Singakademie besuchte, den Gesängen längere Zeit mit Wohlgefallen zuhörte und von da an bis an Ihr leider zu frühzeitiges Ableben eine gnädige Gönnerin des Instituts und seines Directors blieb.

Kurz darauf unternahm Zelter seine erste Reise nach Weimar und überließ Herrn Lauska die Leitung der Singakademie während seiner Abwesenheit. Er ging zuerst nach Leipzig, von dort am 19. Februar nach Jena und von Jena am 23. ejd. nach Weimar, wo er fünf Tage in Göthe's Hause verlebte. — Am 8. März Nachmittags zurückgekehrt, begab er sich sogleich nach dem Akademie-Gebäude und trat sofort wieder seine Funktionen an. Wie bereits erwähnt, siedelte im Anfang des April desselben Jahres die Singakademie, einer baulichen Reparatur des Akademie-Gebäudes wegen, nach der Petrikirche über. Die Wiedereröffnung der Singübungen im alten Locale am 27. October und die Aufstellung des Brustbildes des verewigten Fasch daselbst an diesem Tage gab Zelter Anlaß, eine Rede zu halten, die leider zu groß ist, um ganz mitgetheilt zu werden, aber auch zu gedankenvoll und inhaltreich, als daß ein Auszug genügen könnte. Vielleicht findet sich in einem Anhange Raum und Gelegenheit zu dieser und ähnlichen Mittheilungen, da auch in folgenden Jahren Zelter bei geeigneten Ge-

legenheiten, namentlich an den Geburtstagen des hochseligen Königs, Reden gehalten hat, die nach Styl und Inhalt musterhaft genannt werden dürfen. Im Juni 1803 unternahm Zelter eine zweite Reise nach Dresden und Weimar. Dieser Besuch und die Lectüre Cellini's erweckten in ihm von Neuem die lebendigste Sehnsucht nach Italien, der sich nur seine häuslichen Verhältnisse, namentlich aber die Nothwendigkeit, durch Fortsetzung der übernommenen Bauten seinen und seiner Familie Lebensunterhalt zu erwerben, entgegensetzte. Da eröffnete der Geh.-Rath von Wollzogen ihm die Mittel und Wege, das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen. Die Versuchung war groß, um so größer, als die Anregung von Weimar ausging und der Freund die Einleitungen zu dem Unternehmen übernommen hatte. Zelter schreibt darüber: „Was für Talente und Producte könnte ich vorzeigen, um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen? Da alles noch in mir wie im Schooße der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft, die wohl niemals erscheint. Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich, wie ein junges Pferd, das zum ersten Male seine Freiheit ahnet. —

Beinahe 30 Jahre habe ich die Last und den Druck getragen, die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen, wo die höchste Anstrengung meines Leibes und Gemüthes nicht sichtbar werden soll."

So blieb denn wiederum das Sehnen ungestillt, das auch in Zukunft nie erfüllt werden sollte. Desto eifriger wurde in den betretenen Bahnen fortgeschritten und dort allerdings immer mehr das Ziel erreicht, nach dem hingestrebt wurde. Aeußere Anregungen blieben auch nicht aus. Am 14. Februar 1804 besuchte der König mit seinem ganzen Hofe die Singakademie und Zelter hatte die große Freude und Genugthuung, daß ihm der König seine Zufriedenheit bezeigte und ihm persönlich viel angenehme Dinge sagte.

Am 15. Mai desselben Jahres besuchte Schiller die Versammlung und hörte seine Ode an die Freude.

Während dieses Winters (1803—4) hatte Zelter eine literarische Abhandlung ausgearbeitet, die den Zustand des Kunstwesens im Preußischen Staate betraf. Der neue Curator der Akademie der Künste, Freiherr von Hardenberg, hatte nämlich bei der Bestätigung zu seinem neuen Amte sämmtlichen Mitgliedern der Akademie die Auflage gemacht: ein Jeder solle seine Vorschläge

und Gutachten zur Verbesserung der einzelnen Kunstzweige und der Akademie selber einreichen. Dies veranlaßte auch Zelter, da er — wie er selbst schrieb — einmal verdammt war, alles, wozu er Beruf habe, unberufen zu thun, seine Arbeit der Behörde einzusenden. Derselbe erörterte zunächst die beiden Fragen des Ministers: wie eine Kunstakademie auf Manufactur und Gewerbe Einfluß haben und wie die Akademie an und für sich vervollkommnet werden könne?

Zelter bewies, daß, wenn eine Akademie auf Manufactur und Gewerbe Einfluß haben sollte, dieselbe erst an und für sich den erreichbaren Grad von Vollkommenheit erlangt haben müßte. Als Grundidee einer Vervollkommnung der Akademie, welche in gegenwärtiger Verfassung eben unvollkommen sei, stellte er auf, daß dieselbe nicht einzelne Kunstzweige mit Vorliebe umfassen, sondern alle mit gleicher Liebe und gleichen Mitteln hegen und pflegen müßte. Bisher sei die Musik gänzlich von den akademischen Künsten ausgeschlossen worden und doch sei gerade diejenige Gattung der Musik, welche von der Singakademie ausschließlich kultivirt werde, nicht nur von größter Wirkung auf die Veredelung des Herzens und Hebung des sittlichen Gefühls, sondern sie gerade wäre auch ein geeignetes Mittel, der Irreligiosität, welche durch den Einfluß der revolutionären Bewegungen des

vorigen Jahrhunderts selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen eine fürchterliche Macht gewonnen, entgegen zu wirken. Zelter führte den letzten Satz mit der ganzen Offenheit seines Wesens, die das herbste Wort nicht scheute, ausführlich durch, knüpfte hieran den Beweis, wie eine Unterstützung des üblichen Gottesdienstes durch die heilige Musik geeignet sei, dem ganzen Ritual eine höhere Würde und eine tiefere Wirkungskraft zu geben und beantragte schließlich als ersten Schritt zur Vervollkommnung der Akademie die Unterstellung der Singakademie unter das Curatorium der schönen Künste.

Wie er ferner die zweite Frage, bezüglich des Einflusses der Kunstakademie auf Manufactur und Gewerbe auffaßte und beantwortete, kann übergangen werden.

Das Curatorium nahm die Abhandlung gnädig auf und der Minister schrieb sogar, daß er darauf zu reflectiren gesonnen sei.

Göthe, der sich den Aufsatz nach Weimar senden ließ, sprach sich darüber mit höchstem Lobe aus, aber er setzte Folgendes hinzu:

„Nun wollten wir (die Weimarschen Freunde) aber um der Wirkung willen Ihnen an's Herz legen, daß Sie womöglich die Opposition, in der Sie mit der Zeit stehen, verbergen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen, welche Religion und Sitten aus einer solchen

Anstalt ziehen, als von denjenigen sprächen, welche die Kunst zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt sind, die Menschen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unserer Argumente bedienen, sondern wir müssen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären."

Schiller schrieb in ähnlicher Weise: „Ihren Aufsatz habe ich mit rechter Freude gelesen. Er ist aus dem Innersten herausgeschrieben und dies Gepräge trägt er in jeder Zeile. Aber weil er eben den kranken Theil so gut trifft und der Kunstpfuscherei so offen und ehrlich den Krieg ankündigt, so möchte er, so wie er ist, nicht ganz dazu geeignet sein, die Gunst derjenigen zu gewinnen, die doch zur Ausführung die Hände bieten sollen. Was Ihnen Göthe darüber schreibt, ist auch meine Ueberzeugung. Sie werden Ihre herrlichen Argumente in petto behalten und auf diejenigen ein Gewicht legen müssen, die von dem politischen Zeitbedürfniß hergenommen sind.

Hierin lag eine Lebensregel, gegen die Zelter sein Lebelang oft verstieß, weil er stets nur die Sache, wie sie war, in's Auge faßte und aus dem Herzen heraus darüber schrieb oder sprach, nie aber den Persönlichkeiten und Verhältnissen Rechnung trug, auf die er wirken wollte. Wir heben diesen Punkt hier heraus, weil manche

spätere Verdrießlichkeit, die er erfuhr, hierin ihre Quelle fand.

So hatte denn auch seine Arbeit keinen weitern Erfolg als den, ihm das Vertrauen und Wohlwollen des Ministers zu erwerben und den Einfluß anzubahnen, den er später auf alle musikalischen Zustände in Preußen eine Reihe von Jahren hindurch ausübte.

In gewohnter Handwerksthätigkeit, in musikalischen Uebungen, in fortdauerndem Streben nach höherer Bildung, als ihm im Jünglingsalter die Verhältnisse gegönnt, verfloß Zelter das Jahr 1804, doch nicht ohne ihm an seinem Geburtstage die ehrende Anerkennung seiner Bemühungen und Verdienste um die Singakademie durch eine von dieser veranstaltete Festlichkeit zu bringen.

Der Tod der verwittweten Königin-Mutter veranlaßte Zelter am 12. März 1805 in der Singakademie eine Trauerfeierlichkeit zu veranstalten und am 21. Mai wurde zum Ehren-Gedächtnisse des kürzlich verstorbenen Schiller ein Requiem gesungen. Eine Zusammenkunft mit Göthe in Lauchstädt im Anfange des August gewährte den höchsten Genuß, ohne den eigentlichen Zweck einer gemeinsamen Arbeit zu Schillers Todtenfeier zu Weimar zu erfüllen, da Zelters Antheil daran in den anstrengendsten Berufsarbeiten unterging. Hierzu kam noch die Unruhe, welche die auftauchenden kriegerischen

Gerüchte in den Gemüthern erweckten. Die erhöhete Thätigkeit in einem Ministerium, das Krieg und Kunst zugleich verwalten sollten, die Anwesenheit höchster Herrschaften, des Kaisers von Rußland namentlich und die damit verbundenen Befürchtungen politischer Conflicte thaten allem künstlerischen Leben Eintrag und das Jahr verstrich in Besorgnissen, die leider nur zu bald eine fürchterliche Bestätigung finden sollten.

Den Anfang des Jahres 1806 erhellten noch frohe Stunden, welche die Singakademie in vollem Flore, gepriesen und anerkannt, mit Dank und Ehre erhabenen Personen vorgeführt, ihrem Director gewährte. Da traf am 17. März der erste vieler harten Schläge, die auf einander folgen sollten, das warme Gemüth des in glücklichster Ehe lebenden, mit vielen Kinder gesegneten Mannes, der Verlust seiner zweiten Gattin, Julie, geborene Pappritz. Ihr Tod traf den Gatten und den Künstler gleich hart, denn sie besaß neben den höchsten Tugenden des Weibes, die schönste Stimme und die trefflichste Gesangweise, so daß sie es wagen durfte, in einem Concerte mit der Mara zu singen.

Zelter schreibt darüber folgende schöne Worte an Göthe:

„Was ich anfangen, wie ich es tragen werde, weiß ich noch nicht. Ich bin nun wieder allein und hoffe.

Wenn ich sage, daß in den 10 Jahren unserer Ehe nur eine Stimmung und Gesinnung über alles Aeußere und Innere unter uns gewesen ist, daß keine Faser an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, so sage ich: sie verdiente von Ihnen gekannt zu sein, denn dies gehörte zu ihren Wünschen.

In so trüben Tagen, in den Sorgen eines Haushalts mit 11 lebenden Kindern hielt den wackern Mann nur die Stärke seines Charakters, eine angestrengte Thätigkeit, und die unendliche Theilnahme zahlreicher Freunde, vor Allen, des innigst geliebten Göthe, aufrecht, und den schlaflosen Nächten dieses Jahres verdankt die voranstehende Selbstbiographie ihre Entstehung.

Bald sollte des Vaterlandes Fall, die schreckliche Folge der Jenaer Schlacht, das Maaß des Unglücks füllen; denn zu den Schmerzen des Patrioten gesellten sich noch die Sorgen um die Verpflegung zahlreicher feindlicher Einquartirung.

Als Napoleon vor den Thoren Berlins erschien, ging ihm der Magistrat entgegen und erhielt bei dieser Audienz den Abschied, indem der Kaiser erklärte: er wolle nur mit Bürgern der Stadt, aber nicht mit Behörden der bisherigen Regierung, wenn sie keine Bürger seien, zu thun haben. Der Magistrat mußte deshalb 2000 Bürger zusammenrufen, welche aus ihrer Mitte 60 wähl=

ten, aus welchen die Besteller der Geschäfte genommen werden sollten.

Diesen 60 Bügern wurde nun aufgegeben, aus ihrer Mitte Sieben zu wählen, welche ein Comité administratif bilden und die oberste bürgerliche Behörde der Stadt repräsentiren sollten. Unter diesen Sieben sollten 4 Kaufleute, 1 Fabrikant, 2 Handwerker sein. Dies Comité ward nun auf's Rathhaus gerufen, um dort seinen Repräsentanten zu wählen. — Die Wahl fiel auf Zelter, der sie aber sogleich ablehnte, weil er der französischen Sprache nicht genug mächtig war und den Buchhändler Delagarde vorschlug, welcher denn auch gewählt wurde. Dies Comité ward nun nebst dem bisherigen Ministerium und allen Königl. Dikasterien auf dem Schlosse dahin vereidet, die französische Armee gehörig verpflegen und keinen Briefwechsel mit den Feinden der französischen Monarchie unterhalten zu wollen.

Das Geschäft des Comité bestand darin, Alles, was von dem Gouvernement für den Theil der Armee gefordert würde, der die Mittelmark occupirte, von den Einwohnern der Stadt zu erheben und abzuliefern. Als Mitglied des Comité administratif befand sich Zelter in einem ihm fremden, ja widerstrebenden Elemente. Die lange Dauer eines so unbehaglichen Amtes, welches die damit Betrauten beinahe mit den Unterdrückern iden-

tifizirte und einen Theil jenes Hasses und Mißtrauens gegen das fremde Gouvernement auf die unschuldigen Vollstrecker seiner Befehle hinlenkte, mußte Zelter um so tiefer herabstimmen, als er gerade von der Bürgerschaft seinen Erwerb bezog und sein Gefühl als Mensch und Patriot sich gegen die ihm obliegenden Geschäfte empörte. Dieser Zustand, schon während des Krieges fast unleidlich, wurde nach dem Tilsiter Frieden, nachdem anscheinend der Grund zu fernerer Bedrückung der Bürgerschaft weggefallen war und Alles sich Hoffnungen auf Befreiung von der Last der außerordentlichen Besteuerung, auf Wiedererweckung des Verkehrs und Handels hingegeben hatte, völlig unerträglich und anstatt des Dankes für die Qual eines solchen Amtes, das er in Würde und sonder Interesse mit Widerwillen ehrenvoll verwaltet, durfte Zelter froh sein, desselben nach mehr als zwei Jahren entledigt zu werden, ohne seinen Ruf und das Vertrauen seines Königs verloren zu haben.

Natürlich wurde dann auch in nächster Folge der Katastrophe von Jena die Singakademie am 14. October suspendirt und ihr Director entbehrte fast des einzigen Genusses, der ihn über die irdischen Sorgen und Schmerzen hinweghob während mehrerer Monate.

Nur zwei Ereignisse traten als Lichtpunkte aus diesem dunkelsten aller Lebensjahre: Zelters Ernennung zum

Assessor und Ehrenmitgliede der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften vom 12. Juni und die Gewährung einer unterm 6. August an den König brieflich gerichteten Bitte, der Singakademie die im Nachlasse Friedrich Wilhelms II. befindlichen, im Marmorpalais bei Potsdam aufbewahrten musikalischen Werke von Händel, Leo, Paläſtrina und Durante zu schenken.

Diese musikalischen Schätze wurden am 17. August in Potsdam überliefert und zu Wasser nach Berlin geschafft.

Am 10. Februar 1807 begannen wiederum die Versammlungen der Singakademie und es wurde sofort ein größeres Werk Zelters, das er erst im Januar angefangen und in schlaflosen Nächten vollendet hatte, in Uebung genommen.

Er selbst schreibt darüber: daß es mir unter unsern Umständen nicht an Beschäftigung fehlt, die mir in den ersten Tagen sehr fremd und abgeneigt gewesen ist, kann ich wohl sagen. Auch ward die Sorge für meine Geburtsstadt durch die Sorge für meine individuelle Erhaltung in hohem Grade vermehrt. Seit 5 Monaten hatte ich nichts verdient und nichts Verdientes eingenommen; ich hatte gar keine Aussicht, mein Haus zu erhalten und noch niemals hat die Sorge mich so angepackt.

Als ich das erste Januar-Stück der Literatur-Zeitung

las, regte sich der alte Trieb mächtig in mir, und ich beschloß eine Musik zu machen, wozu die schönen langen Nächte die Zeit hergeben mußten. Ich componirte das anliegende Gedicht (Auferstehung und Himmelfahrt Christi von Rammler) in Ermangelung eines besseren und habe daraus gemacht, was ich machen kann. Ich habe darin unsere Idee des Chors, nach meiner Art, zu realisiren gesucht und bin, dem Gedichte zum Trotz, vielleicht nicht ganz unglücklich damit gewesen, ohne das Gedicht zu verletzen. Vielleicht hat es sich sogar in seinen bedeutendsten Theilen erhoben."

Die Aufführung dieser Musik fand am Auferstehungstage 1807 unter großem Beifalle statt und wurde sieben Jahre hindurch an diesem Tage wiederholt. —

Eine durch Zelters Schüler, den Professor Grell, gegenwärtigen Director der Singakademie, in rühmenswürdigster Pietät mit großen Opfern im Jahre 1857 veranstaltete Aufführung dieser Cantate hat auch dem jetzigen Publicum und der Kritik Gelegenheit gegeben, dies leider fast vergessene Werk kennen zu lernen. Eine ausführliche Beurtheilung desselben wäre hier am Orte; aber es ist nur einem kleinen Theile des jetzigen Publicums bekannt geworden und so mögen folgende kurze Bemerkungen genügen.

Die Hindernisse, welche das sehr mittelmäßige Ge-

dicht der Composition bereitet, sind auf's Glücklichste durch eine geschickte Benutzung des Chors überwunden worden. In ihm liegt der Schwerpunkt des ganzen Werkes und die feine Arbeit sowohl, als die Erfindung und harmonische Behandlung sind nicht genug zu loben. Eine einzige Fuge ausgenommen, deren Thema nicht glücklich gewählt ist, können die Chöre an Kraft und Wohllaut den Händel'schen nahe gesetzt werden. Die Arien tragen alle den melodiösen Charakter, der Zelters Lieder auszeichnet, nur die Figuration, welche an Hasse erinnert, scheint uns heut veraltet und weniger schmackhaft. Dagegen sind die mit kleinen Cantilenen durchwebten Rezitative durch wohlthuende, geistreiche und melodische Wendungen auffällig.

Die orchestrale Behandlung des Werks ist einsichtig, nirgend überladen, effectvoll, ohne je die Singstimmen zu drücken und wenn auch eine entschiedene Originalität nicht darin hervortritt, so zeigt sich doch überall der begabte und bewußte Musiker.

Der Erfolg jener am 29. März 1807 veranstalteten Aufführung war auch pecuniär so günstig, daß Zelter, der drückendsten Sorgen überhoben, wieder mit Eifer sich seiner Akademie widmen konnte. Die erste Probe desselben war die Gründung einer sogenannten Ripien-Schule.

An guten Instrumentalisten war gerade kein Mangel

in Berlin, aber das Zusammenspiel und die Begleitung des Gesanges war nicht ihre Stärke. — Diesem abzuhelfen, wurden Freitag Mittags Uebungen im Zusammen-(Ripien) Spiel angestellt und es fanden sich nicht nur Sänger dazu ein, sondern auch Clavier-Concerte mit Orchesterbegleitung wurden von Künstlern und geschickten Dilettanten ausgeführt. Diese Einrichtung bestand bis zu Zelters Tode und viele noch heut Lebende werden sich mit Freuden dieser genußreichen Mittagsstunden erinnern, deren Bedeutung späterhin noch Felix Mendelssohn's geniale Leistungen erhöhten.

Eine wehmuthsvolle Freude bereitete ihrem Director die liebevoll ergebene Akademie am 13. October, indem sie die Aufstellung der vom Freunde Schadow gearbeiteten Büste der am 16. März 1807 verstorbenen Julie Zelter und eines Gemäldes, welches dieselbe als heilige Cäcilia darstellte, durch die Aufführung des Alexanderfestes von Händel verherrlichte. Diese Musik, deren Partitur sich unter der durch die Gnade des Königs der Akademie geschenkten Potsdamer Sammlung befand, ward an diesem Tage zum ersten Male in Berlin gehört und fand so großen Anklang, daß eine Wiederholung derselben zum Besten der Armen im Opernhause für den December beschlossen wurde. Indessen auf Vorstellung des Probstes Hanstein, daß sich die Singakademie ihrer eigent-

lichen Bestimmung gemäß einmal a capella hören lassen müsse und daß auf diese Weise durch Ersparung der Kosten eines Orchesters ein größerer Ertrag für die Armen erzielt werde, wurde davon abgestanden. Dieses erste öffentliche Auftreten der Akademie (173 Mitglieder) ohne die Stütze des begleitenden Orchesters, ein Unternehmen, zu dem Zelter sich erst nach langer Ueberlegung entschloß und das bisher seines Gleichen noch nicht hatte, krönte der glänzendste Erfolg. Damit war denn der Standpunct des Instituts als des Ersten in der Welt fest bezeichnet und nachdem es die trübsten Zeiten überwunden, stand es wieder glorreich da und zeigte, daß kein Sturm es verwehen, keine Woge der Zeit es wegspülen könne.

Solches erfreuliche Bewußtsein geleitete Zelter in das neue Jahr und gab ihm wieder rege Lust zum Schaffen. Er componirte zunächst Tiedge's Hymnus an die Sonne, ein Werk, welches noch heute mit großem Genusse in der Singakademie gesungen und gehört wird, leider aber nie über die Grenzen dieses Instituts gekommen ist. Diese aus dem Druck der schwersten Tage entwickelte glückliche Stimmung giebt sich in den Worten an Göthe kund: „Je mehr sich das tolle Weltwesen durcheinander wirrt, je — ruhiger, möcht ich sagen, erhebt sich meine Natur aus den verkohlenden Bruchstücken einer Ver-

fassungsmäßigkeit, woran Gewohnheit und Furcht festhalten.“ Hier äußerte sich nicht etwa Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Vaterlandes und die allgemeine Noth der Zeit, sondern es war eben Zelter's kernhafte und durchaus gesunde Natur wieder in das Gleichgewicht zurückgekehrt.

„Ich habe Stunden,“ sagte er, „ohne den Wunsch, daß es anders sein möchte, als es ist, wo sich alles Einzelne, Gemeinte in unendlicher Form vor mich hinstellt und mit dem Gewesenen und Werdenden in eine Reihe tritt, die ich wie ein abgeschiedener Geist überschaue. Manchmal ist mir zu Muthe, wie einem Orestes, der Heilung spürt von dem alten Bannfluche, je näher er sich dem Hades glaubt. Ich kann einmal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geschehen könne, ohne Opfer und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegentheil dessen führen muß, was wünschenswürdig erscheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich auf mein einsames Lager und stehe am frühen Morgen damit auf; ja ich erhole mich daran von den mühseligen nothvollen Tagen der letzten 18 Monate und daher bin ich nicht versunken, wie es manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich, mich darauf zu erhalten.“

Kann sich die Harmonie eines edlen Geistes, die

Hoffnung eines trefflichen Herzens, die Kraft eines starken Charakters sinnvoller und schöner aussprechen?

Am 17. April führte Zelter mit Beifall seine Auferstehung im Königlichen Opernhause auf; doch wurden ihm schon bei dieser Gelegenheit von Seiten der Königlichen Kapellmeister viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und somit der Grund zu der im nächsten Jahre (1809) unternommenen Königsberger Reise gegeben.

In die letzten Monate dieses Jahres fällt auch die Stiftung der Liedertafel. — Wenn wir die heutige Ausdehnung des Liedertafel-Wesens betrachten, als dessen Mutter und Muster Zelter's Stiftung angesehen werden muß, wenn wir darin ein bildendes, das Gemüth veredelndes Element erkennen, so müssen wir die Bedeutung und Tragweite des Gedankens und Planes einer solchen Schöpfung sehr hoch stellen. Es lag aber auch eine patriotische Bedeutung darin, denn die Stiftung der Liedertafel sollte die Zurückkunft des Königs nach Berlin feiern. Der erste, später natürlich vielfach modificirte Entwurf des Statuts lautet:

„Eine Gesellschaft von 25 Männern, von denen der 25. der gewählte Meister ist, versammelt sich monatlich einmal bei einem Abendmahle von 2 Gerichten, um gefällige deutsche Gesänge auszuführen. Die Mitglieder müssen entweder Sänger, Dichter oder Componisten sein.

Wer ein neues Lied gedichtet oder componirt hat, liest oder singt solches bei Tafel vor oder läßt es singen; hat es Beifall, so geht eine Büchse an der Tafel umher, worein Jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach seinem Gefallen einen Groschen oder mehr hineinthut. An der Tafel wird die Büchse ausgezählt; findet sich so viel darin, daß eine silberne Medaille, einen Thaler an Werth, davon bezahlt werden kann, so reicht der Meister im Namen der Liedertafel dem Preisnehmer die Medaille, es wird die Gesundheit des Dichters oder Componisten getrunken und über die Schönheit des Liedes gesprochen. Kann ein Mitglied 12 solcher silbernen Medaillen vorzeigen, so wird er auf Kosten der Gesellschaft einmal bewirthet; ihm wird ein Kranz aufgesetzt, er kann sich den Wein fordern, welchen er trinken will und erhält eine goldene Medaille, 25 Thaler an Werth. Wer etwas Compromittirendes ausplaudert, was einem Mitgliede oder der Tafel zuwider ist, zahlt Strafe. Satyrische Lieder auf Personen werden nicht gesungen. Jeder hat Freiheit, zu sein, wie er ist, wenn er nur liberal ist. Gesetze dürfen nur 12 sein, darunter geht an, darüber nicht." Die erste wirkliche Versammlung der Liedertafel fand zwar erst im Januar 1809 statt, die Stiftung datirt aber aus der vorhin angegebenen Zeit. Zelter ist bis an sein Ende Meister gewesen und es ist

allbekannt, was für herrliche, kräftige, jetzt noch überall gesungene Männerquartette er für dieselbe geschrieben.

Leider unterblieb die erhoffte Rückkunft der Königlichen Familie nach Berlin und es war der jungen Liedertafel nicht vergönnt, durch ihre Stiftung dieselbe zu feiern; aber die Sache selbst wurde den Allerhöchsten Personen bekannt und gnädig aufgenommen.

Von materiellen Sorgen war diese Zeit für Zelter nicht frei; seine Profession gewährte ihm keinen Unterhalt und er erhielt sich und seine Familie innerhalb zweier Jahre nur vom Musikunterricht und dreien öffentlichen Concerten. Er war daher entschlossen, sein Handwerk aufzugeben, das ihn nicht mehr nährte, um sich ganz auf seine Kunst zu stützen; aber das Stundengeben, welches denn doch die bedeutendste Erwerbsquelle werden mußte, war sehr ermüdend und hemmte die Production, und auf eine Stellung mit festem Gehalte war kaum zu rechnen. Solche Bedenken, durch Hinblick auf eine zahlreiche Familie unterstützt, würden eine minder energische Natur niedergedrückt oder schwankend gemacht haben. Zelter's Spannkraft entwickelte sich aber unter dem Drucke äußerer Verhältnisse am höchsten und sein Selbstvertrauen war eine so unmittelbare Ausströmung des Vertrauens auf die göttliche Gnade und die ihm von oben verliehene eigene geistige Kraft und künstlerische

Begabung, daß er in den schwierigsten Lagen schnelle und energische Entschlüsse fassen und ausführen konnte, ohne von geringeren Bedenken beirrt zu werden. Diese Entschiedenheit des Urtheils, diese Festigkeit und Sicherheit im eignen Lebensgange, welche immer der Erfolg krönte, legte allerdings in seine Seele den Keim zu jener Schroffheit in seinem Wesen, mit der er in späterem Alter oft anstieß und die ihm den Ruf der Grobheit eintrug. Seine Grobheit war aber mit so unendlicher Herzensgüte gepaart, daß sie selten mehr, als einen vorübergehenden, unangenehmen Eindruck hervorrief.

Nachdem der Entschluß zum Verlassen der Profession gefaßt war, wurden auch sofort Anstalten getroffen, eine Basis für den neuen Lebenszweck zu gewinnen. Glücklicherweise war Wilhelm von Humboldt Minister des Cultus geworden, der sowohl der Mann war, etwas für die Kunst zu thun, die er kurz vor seiner Erhebung in Italien an der Quelle studirt hatte, als auch vermöge seines Wohlwollens für Zelter zu der Hoffnung berechtigte, etwas für ihn thun zu wollen. Ein Gesuch an den König um eine Anstellung bei der Akademie der Künste fand dann auch des Ministers Unterstützung und im Juni 1809 ward Zelter zum Professor der Musik mit fixirtem Gehalte ernannt. Hiermit hatte er die Brücke zum

Handwerk vollends abgebrochen und schrieb in freudigen Gefühlen:

„Nun wäre ich in meinem Elemente und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen.“

Wir kommen jetzt zu einer sehr interessanten Episode in Zelters Leben, der Königsberger Reise. Wir werden dieselbe ausführlicher behandeln, als es vielleicht der Zweck dieses Buches erfordert; aber das historische und patriotische Interesse, welches sich daran knüpft, die lebendigen und ungeschmückten Schilderungen des Lebens und Treibens in den höchsten Kreisen während der schweren Prüfungszeit für das Königliche Haus und das gesammte Vaterland, werden des Lesers Herz rühren und erfreuen und unser längeres Verweilen bei diesem Gegenstand entschuldigen.

Erster Brief.

Marienwerder, 19. Juli 1809.

Vor einer Stunde bin ich hier zu Marienwerder vollkommen gesund angekommen. Unterwegs habe ich nur eine schrecklich kalte, regnichte Nacht gehabt, deren Härte ich deshalb recht gefühlt habe, weil mir mein Mantel gestohlen worden, ich nun, durch und durch naß, vor Kälte erstarrt für meine Gesundheit fürchtete. Mein vergnügtes Herz und gänzliche Ruhe in Gott aber hat Alles

abgetrieben und noch heute reise ich die sechste Nacht hindurch nach Königsberg.

Gute Reisegesellschaft habe ich auch 2c.

Zweiter Brief.

Königsberg, 22. Juli 1809.

Vergangene Nacht mit dem Schlage 12 Uhr bin ich hier eingerückt. Ich bin vollkommen gesund und wenn ich etwas Augenschmerzen habe, so ist es kein Wunder, wenn ich bedenke, daß ich neun Tage und neun Nächte unaufhörlich, wo nicht wach, doch in Bewegung und in denselben Kleidern zugebracht habe 2c.

Dritter Brief.

Den 23. Juli 1809.

Mein Reisen hat mich eher gesunder gemacht, als angegriffen. Diese Nacht habe ich zum erstenmale ruhig geschlafen und ich befinde mich daher sehr wohl. Gestern Mittag habe ich beim Kronprinzen gespeist, der mich beim ersten Anblick wieder erkannte und sich viel aus Berlin erzählen ließ. Görke, den ich beim ersten Ausgange auf der Straße antraf, hat sich unendlich gefreut, mich zu sehen. Die Königin hat das Fieber, doch habe ich Hoffnung, Sie zu sprechen, denn Sie hat gewußt, daß ich herkomme und es Görke gesagt. Heute will ich etliche Kirchen besuchen, da Königsberg einige gute Orgeln hat.

Es ist ein Vergnügen, hier den Pregel zu sehen, der

einen etwas anständigeren Anblick gewährt, als der Packhof in Berlin. Gestern bin ich dreimal dort gewesen und habe mich über die Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit ergötzt, die man überall sieht.

Das Steinpflaster ist entsetzlich hier und vollkommen geschickt, dem stärksten Manne die Rippen zu brechen; deswegen hüte ich mich sehr, in Kutschen zu fahren.

Heut habe ich die umliegenden Gegenden von Königsberg gesehen, die in dem schönen Wetter sich sehr wohl ausnehmen und den Schiffswerft, wo eine Anzahl neuer Schiffe gebaut und viele alte ausgebessert werden. Als ich in mein Quartier zurückkam, fand ich eine Karte, welche der Consistorialrath Busold abgegeben hatte. Zu diesem ging ich hin, um ihm den Gegenbesuch zu machen. Er empfing mich mit höchster Freundlichkeit, indem er mich als einen Mann seiner Art umarmte und sich glücklich pries, den Mann kennen zu lernen, den zu kennen er so sehnlich wünschte. Er habe, sagte er, bereits Anstalt getroffen, mir in seinem Hause eine Wohnung einzuräumen und er wolle diesen Augenblick meine Sachen aus dem Gasthofe abholen lassen, um mir so nahe, als möglich zu sein. Den Mittag war ich nirgends versagt und auf sein inständiges Bitten blieb ich bei ihm zu Mittage. — Er sprach unaufhörlich von Pestalozzi, bis ich ihm zuletzt sagte, er

werde sich wohl in der Person irren. Nun sagte er: Sind Sie nicht der Professor Zeller? — Noch einen Strich mehr, antwortete ich; ich heiße Zelter, aber nicht Zeller. — Mein Gott! — sagte er — nehmen Sie es doch nicht übel! Diesen Morgen kommt der Polizei-Präsident zu mir und kündigt mir zu meiner großen Freude die Ankunft des Professors Zeller in Königsberg an, und das hat mich zu dem übrigens angenehmen Irrthume verleitet, den ich indessen keineswegs bereue; denn wer weiß, ob ich mich mit dem Herrn Zeller so gut vertrage, als mit Ihnen. Das Schnurrigste bei der Sache war nun eigentlich dieses: Gleich nach meiner Ankunft in seinem Hause fragte er mich nach meiner Lehrmethode, die ich ihm in der Kürze so gut als möglich mittheilte. Er begriff alles sehr schnell, indem er sagte: „Dies sei noch zehnmal leichter, als er sich die Pestalozzi'sche Methode, worauf er Tag und Nacht sinne, zu eigen gemacht habe," bis sich dann zeigte, daß die neue Pestalozzi'sche Methode (welche ich nur dem Namen nach kenne) von mir seit 30 Jahren ausgeübt worden ist, denn Pestalozzi's Buch ist noch gar nicht heraus, es wird erst zu Zürich gedruckt. —

Abends 11 Uhr:

Soeben komme ich vom Groß-Kanzler Beyme — die Ursache meiner Reise (private Geld-Angelegenheiten, un-

gehinderte Benutzung des Opernhaussaales, Berliner Municipalitätssachen, Danksagung für die Verleihung der Professur &c.) habe ich ihm bereits mitgetheilt, und eine solche Antwort erhalten, woraus ich schließen kann, daß der Zweck meiner Reise erreicht ist.

24. Juli Abends 10 Uhr:

Heute Mittag habe ich wieder mit dem Groß-Kanzler gespeist. Er hat mein Schreiben an den König durchgelesen und so habe ich es versiegelt und abgesandt. Diesen Abend war ich beim Kronprinzen zur Assemblee eingeladen. Ich fand die Prinzessin Wilhelm, die viel mit mir gesprochen hat. Sie sagte mir unter andern: Die Königin freue sich darauf, mich zu sprechen, da Sie aber noch krank sei, könne Sie Niemand sehen &c. — Den Minister Dohna traf ich auch hier an; wir sind gute Bekannte von alten Zeiten; er lud mich auf morgen Mittag zu sich ein, wohin ich gern gehe, da es in meine Zwecke gehört. Ich sehe jetzt, daß ich in allen Fällen recht gethan habe, selber hierher zu gehen; ich werde Dir das alles schon mündlich auseinandersetzen und bitte ich Dich, Keinem aus diesen Briefen zu sagen, was ich nur Dir sage.

Daß ich gesund bin und mir hier allerlei Plaisir mache &c.

25. Juli Morgens.

Die Berliner beklagen sich hier ganz gewaltig über das Clima. Wahr ist, daß die Hitze, so lange die Sonne scheint, sehr groß ist, und man darf nur in den Schatten gehen, um es wirklich kalt zu finden, wie denn auch die Nächte sehr kalt sind. In den hiesigen Gasthöfen lebt man ziemlich schlecht, doch habe ich noch in keinem gegessen. Heute Mittag bin ich beim Minister Grafen Dohna und Morgen beim General-Feldmarschall von Kalkreuth gebeten. Das Allerunangenehmste ist das hiesige Steinpflaster und zu Fuße Gehen. Ich muß hier laufen lernen, wie ein Kind, wenn ich nicht den Hals oder die Beine brechen will. Die ganze Stadt ist bergigt und mit großen Granitsteinen überall gepflastert, welche aber so fatale Klüfte machen, daß man beständig in Gefahr ist, zu fallen, wenn man geschwind gehen will. Endlich habe ich's von den hiesigen Hökermädchen gelernt, welche sehr häufig die Küchengewächse in schweren Lasten herumtragen und ausrufen. Diese Mädchen, welche ich des Morgens aus meinem Fenster aus beobachte, gehen barfuß unter einer schweren Last sehr sicher und schnell, ohne einen Fehltritt zu thun; nach dieser Art will ich's nun versuchen, versteht sich — in Schuhen.

26. Juli.

Das ist ein Herrenleben, oder besser gesagt, ein

Schlaraffenleben. Gestern Abend war ich bei den jungen Prinzen des Königs zum Abendessen, wo man recht vergnügt gewesen ist. Die Königlichen Kinder gefallen mir sehr wohl, besonders der Kronprinz, der ein recht wackerer ernsthafter Jüngling zu werden im Begriff ist und ich kann recht sagen, daß ich mich darüber höchlich freue, auch Delbrücks wegen. Nach und nach fange ich an, mich hier ordentlich an- und einzusiedeln, und Ihr könnt nun sehen, wie Ihr ohne mich fertig werdet. Einen offenen Freitisch habe ich schon. Der Minister Graf Dohna hat mir auf beständig ein Couvert angeboten, welches ich um so lieber angenommen habe, da ich dicht neben ihm wohne und immer alte Bekannte an seiner Tafel finde, besonders den Staatsrath von Humboldt, der mein Chef ist. Diesen Mittag bin ich beim Feldmarschall Grafen Kalkreuth, den ich noch nicht kenne.

Dem Bruder der Königin, Prinzen Georg von Mecklenburg, habe ich gestern aufgewartet, ihn aber nicht getroffen. Den Fürsten Radziwill habe ich gestern in der Kirche gesprochen; heute werde ich zu ihm gehen. Wenn nur nicht Alles so weit auseinander und das beschwerliche Laufen wäre? Indessen habe ich's den Hökermädchen nachgemacht und siehe! es ging. Man muß aber beständig vor sich her sehen; sieht man sich gar zu viel um und nach den Gesichtern der artigen Königs-

bergerinnen hin, blautz, liegt man auf der Nase. Es giebt sehr artige weibliche Gestalten hier, häßliche gar nicht; es müßten denn solche sein, die von anderswo hergekommen sind; dabei kleiden sich die Frauenzimmer mit Geschmack und Sauberkeit; das geringste Mädchen ist reinlich gekleidet, selbst das Bettelvolk ist nicht schmutzig. Die Berliner gefallen sich übrigens hier wenig. Sie sind sämmtlich bei den Eigenthümern einquartirt und daher ungern gesehene Gäste, die man lieber gehen, als kommen sieht; dafür haben sie aber auch so jämmerliche Quartiere, daß sie nicht wissen, wo sie einen Stuhl hinstellen sollen. —

Abends nach 10 Uhr.

Vormittags war ich beim Fürsten Radziwill, der mich sehr freundschaftlich empfing und zu seiner Frau (Tochter des Prinzen Ferdinand) führte, mit der ich dann etliche Stunden sehr artig verplaudert habe. Sie zeigte mir alle ihre Kinder und war im höchsten Grade herablassend. Das Diner beim Grafen Kalkreuth war von angenehmer Gesellschaft. Ich traf hier den Bankodirector Reichard aus Berlin und bin mit ihm nach Tische aus der Stadt gefahren und habe sehr schöne Gegenden um Königsberg gesehen. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen, als die Environs von Königs-

berg in dieser Jahreszeit und das Wetter ist so schön, daß ich es nicht genug loben kann.

27. Juli Morgens.

Von dem Erntesegen des hiesigen Landes und in ganz Preußen kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man im Magdeburgischen gewesen ist. Das Land trägt Alles, was man will. Wollten es die Inhaber der Aecker ordentlich düngen, so wie sie nicht thun, so wäre es noch ergiebiger. Dünger kauft hier kein Mensch und wer seinen Mist los sein will, muß ihn auf eigene Kosten wegschaffen.

Gestern habe ich Hafer gesehen, so hoch, wie unser Korn in der Mittelmark und die Körner sind dick, wie Gerste. Die Gerste ist schwer, wie Gold und die Erdtoffel von so schönem Geschmacke, daß ich mich nicht satt daran essen kann.

30. Juli.

Gestern habe ich eine angenehme Landparthie mit dem Bankodirector Reichardt nach Friedrichsstein, einem Landgute des Grafen von Dönhoff, 3 Meilen von hier, gemacht, die mir den ganzen Tag weggenommen hat. Die Lage dieses Landhauses ist unendlich schön und es wird dergestalt in Ordnung gehalten, daß man ihm die Verwüstung, welche die Russischen Freunde daselbst ausgeübt haben, auf keine Weise ansieht. Was diese Freunde

zerstört haben, ist nur mit Millionen wieder herzustellen; sie haben alles Vieh mit sich zurückgeführt und nun wissen die Bewohner von Ostpreußen nicht, was sie mit dem Segen des Jahres anfangen sollen, da es an Vieh fehlt. Das Getreide muß sehr wohlfeil werden. Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich die Cabinets-Ordre des Königs, worin mir derselbe die Erlaubniß giebt, meine geistlichen Concerte am Charfreitage und am ersten Ostertage im Saale des Königlichen Opernhauses aufzuführen. Dieses zu bewirken war die Absicht meiner beschwerlichen Reise nach Königsberg. Die Herren Capellmeister in Berlin hatten sich einfallen lassen, mir den Charfreitag und die Aufführung des Todes Jesu wegschnappen und für sich auf beständige Zeiten vorbehalten zu wollen, indem sie erklärt hatten, der Saal des Königlichen Opernhauses gehöre gleichsam ihnen ausschließlich und wenn ich ihnen helfen wolle, ihre Musiken aufzuführen, so wollten sie mir auch helfen d. h. ich sollte für alle meine Mühe und Arbeit mit den Brosamen fürlieb nehmen, die von dieser Herren Tische fielen. Mit Briefen von Berlin aus war die Sache viel zu weitläufig und unsicher, also war das Kürzeste und Sicherste eine Reise hierher. Ich kenne die Bequemlichkeit und Unentschlossenheit der Herren Capellmeister von langer Zeit her; drum sagte ich keinem Menschen von

der Sache und reiste getrosten Muthes hierher und nun mögen sie in Gottes Namen erfahren, was ich in Königsberg will und gewollt habe.

Auf morgen Abend bin ich wieder zum Kronprinzen eingeladen, wohin ich sehr gern gehe; es ist ein vortrefflicher junger Mann.

31. Juli Morgens.

Gestern früh, als ich beim Kronprinzen war, sagte mir dieser: die Königin freue sich darauf, mich zu sprechen, und ich könne alle Tage um 12 Uhr zu Ihr kommen.

Ich war so eben von der Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß gekommen, durch welche diese Sache ordentlicher Weise gehen muß, und hatte ihr meinen Wunsch eröffnet, meine Königin zu sprechen. Sie war sehr verbindlich und munter und vertraute mir ihre große Sehnsucht nach dem schönen Berlin, und daß sie den ersten Augenblick segnen werde, wieder in ihre alte Wohnung einzuziehen.

Beim General-Lieutenant von Köckritz war ich vorher gewesen, der mich dem Könige melden will. Ich erwarte nun, wann ich den König und die Königin sehen soll.

Gestern Mittag fuhr ich mit dem Bankodirector Reichardt hinaus vor's Thor auf ein Landgut des hiesigen Banquier Oppenheim, wo ich den ganzen Tag

recht angenehm verlebt habe und erst Abends 11 Uhr zu Hause eingetroffen bin. Man begegnet mir hier überall mit der größten Achtung. Der Minister Dohna hat mich täglich an seine Mittagstafel eingeladen; ich bin aber noch nicht wieder dort gewesen, weil ich alle Tage von Einem zum Andern wie ein Ball geworfen bin. Er hat mir in meiner Wohnung einen Gegenbesuch machen wollen und mich nicht zu Hause getroffen; deshalb werde ich heut Mittag bei ihm sein. Du darfst über alle diese schönen Dinge keineswegs bange sein um mich; ich weiß sie zu nehmen und werde mich, so Gott will, bald wieder in meine alten Verhältnisse zu finden wissen. Das ganze Wesen ist wie der Schaum des Champagners; er schmeckt gut auf den Augenblick, ernährt aber nicht auf die Länge. Das weiß ich längst und setze also darin keine Hoffnungen, aber da es nun sein soll, ist es mir lieber so, als umgekehrt. In Berlin würde vielleicht, ja gewiß, Alles anders sein, denn Alles ohne Ausnahme, was von Berlin ist, sehnt sich mit heißen Wünschen nach Berlin und der König allein scheint seine wichtigen Gründe zu haben, vor der Hand noch hier zu bleiben.

Abends 11 Uhr.

Jetzt komme ich wieder vom Kronprinzen, wo ich den Abend zugebracht habe. Fürst Radziwill war diesen

Nachmittag selbst bei mir gewesen, um mich zu sich hin zu bitten und hat mich nicht angetroffen; da ich aber schon vom Kronprinzen gebeten war, mußte ich dort absagen lassen. So geht's in einem fort.

Donnerstag 3. August.

Heut ist der Geburtstag des Königs, welchen derselbe 3 Meilen von hier auf dem Gute eines hiesigen Kaufmanns in der Stille feiert. Das Gut heißt Medenau und soll sehr schön sein. Hier in der Stadt sind viele Anstalten gemacht zu dieser Feier, Illumination und Feuerwerk, welche alle dadurch vereitelt werden, daß es von früh an geregnet hat und noch jetzt, Abends 9 Uhr, in vollen Güssen regnet.

In der Schloßkirche war Vormittags-Gottesdienst und Kirchenmusik, sehr feierlich und erhebend; die Kirche war mit Blumenkränzen schön geschmückt. Der Prediger Borowsky predigte über die Worte des Paulus an die Epheser: „Seid voll Geistes" und hielt darüber eine ganz ernsthafte Rede, indem er diejenigen schalt, welche den Geist nicht wollen aufkommen lassen. Die Sache war übrigens etwas langweilig, indem der gute Mann alle Augenblicke Geist Geist sein ließ und mit langen und vielen Worten wiederholte, daß er sich kurz fassen wolle, welches er denn nach einer guten Stunde auch wahr machte. Sein Gebet nach der Predigt aber

war sehr rührend und herzlich, indem er den Geist auf den König herabrief und Gott bat um seine Erhaltung und Erhebung im Guten.

Freitag 4. August.

Diesen Mittag esse ich beim Geheim-Rath Zenker, auf den Abend beim Postdirector von Madeweis und morgen Mittag beim General-Chirurgus Gerlach, wo Görke wohnt. Das ist ein Herrenleben! Meine akademischen Verrichtungen beginnen erst in der folgenden Woche und so kann ich meine Abreise immer noch nicht bestimmen, was mir eben nicht sehr angenehm ist, denn den Herbst hier zu erwarten, würde mir wohl nicht behagen. Uebrigens gefällt mir Königsberg als eine Handelsstadt ganz wohl. Die Straßen haben ungewohnte Benennungen. Ich wohne z. B. auf dem „Roßgarten," wo ich weder Garten noch übriges Roßwerk zu sehen bekomme; vielmehr ist dies eine gepflasterte breite Straße, wie die Königsstraße zu Berlin, wo von beiden Seiten Häuser und mitunter ganz artige Häuser stehen, die gegen den Schloßteich zu, schöne und in guter Jahreszeit recht sehr anmuthige Gärten haben. Mir gegenüber wohnt der Kronprinz, in dessen Garten ich mit vielem Vergnügen die Erlaubniß habe, unangemeldet zu kommen. Eine der besten und bebautesten Gegenden ist der sogenannte „Kneiphof." Die „Neue Sorge"

ist eine schöne Straße, wie die Wilhelmsstraße zu Berlin. Das Königliche Schloß spielt dagegen eine armselige Figur und sieht aus, als wenn es seit dem 30jährigen Kriege im Rauch gehangen hätte. Einen Theil davon (etwa 150 Fuß lang) hat der berühmte Schlüter erbaut, der in Berlin die Hälfte des Königlichen Schlosses und das Gießhaus gebaut. Dieser Theil ist schön und edel in Styl und Ausführung. Die Vorstädte sind für mein Auge das Angenehmste hier und die unzählige Menge von Speichern von 5, 6 bis 7 Stockwerken sind besser erhalten, als die ganze Stadt, in welcher bei Nacht keine Erleuchtung stattfindet und wo man sich, mir nichts dir nichts, den Hals brechen kann, ohne daß Einer darnach fragt. Das Fahren ist eben so schlimm, weil man sich zwar die Beine conservirt, aber die Schultern und Rippen einstößt und rasendes Geld dafür bezahlen muß. Seit vorgestern früh regnete es unaufhörlich, aber die Straßen sind rein gehalten und man kann dessen ungeachtet in Schuhen gehen. Das Wetter ist nicht kalt und die hiesige Luft bekommt mir wohl.

Sonnabend 5. August Morgens.

Gestern hat's geregnet den ganzen Tag, die ganze Nacht, es regnet jetzt und wird den ganzen Tag regnen, so sieht es aus. Was geht das mich aber an? Für heut morgen bin ich schon wieder im Trocknen. Gern

(der Schauspieler) ist angekommen und nun esse ich mit diesem den ganzen Kreis noch einmal herum. Die Spazierfahrt des Königs an seinem Geburtstage ist schlecht abgelaufen. Das Wetter und der Weg waren so unanständig schlecht, daß sie vier Stunden haben fahren müssen, um nach Medenau zu kommen. Vier Stunden von da zurück — also sind sie nur drei Stunden im Zimmer gewesen und acht Stunden haben sie auf der Landstraße zugebracht. Die Königin, welche sich sehr schwach befindet, hat sich dort niedergelegt und bei der Zurückkunft hat der Wagen, in dem die Königlichen Kinder gesessen, umgeworfen vor dem Hause des Königs, in der Finsterniß der Nacht, so daß der König sich hat die Laterne anstecken lassen, in allerhöchst eigner Person den Schaden zu besehen und Er selbst ist dabei in den Koth gefallen. Uebrigens hat Niemand glücklicher Weise Schaden genommen, nur die Königin befindet sich sehr schwach, da Sie seit Kurzem erst das Fieber verloren hat und Ihren Mann begleiten wollte. So liegt Sie nun wieder, und ich werde Sie wahrscheinlich gar nicht zu sprechen kriegen. Indessen werde ich mich genau bei Hufeland und Görke nach Ihrem Befinden befragen und sobald das Wetter günstig und Sie nur einigermaßen sprechbar ist, werde ich ohne weitere Umstände

hingehen und mich melden lassen, wenn die Gräfin Voß nicht zu mir schickt. —

Hier ist man in großer Sorge über den Waffenstillstand. Die Gräfin Voß meinte am Sonntage: warum sie denn den Krieg angefangen hätten, wenn sie so beschließen wollten? — Das meine ich auch, und Du weißt recht gut, daß ich nicht heut erst so denke. Ein junger Herr S. aus H. der die Eierschaalen noch auf dem Kopfe zu sitzen hat, sagte gestern Abend in Gegenwart des Großkanzlers: „Es sei eine Schande, ein Deutscher zu sein; man müsse ganz weggehen aus Deutschland.“ Da Niemand antworten wollte, so sagte ich: „dadurch wird die Luft rein werden und ich werde hier bleiben.“ Diese Herren H.......r denken, sie hätten das Heil der Welt in ihrem Säckel und wenn sie davon gingen, wäre Alles aus. Mögen sie doch gehen mit ihrem unseligen Gelde und einmal versuchen, uns den Regen und den Sonnenschein fortzunehmen. — Als er ging, nahm er von mir nicht Abschied; das hatte ich davon. Vielleicht wird er dadurch vorsichtiger, im Angesichte deutscher Männer etwas anständiger zu reden. Adelheid schreibt mir, daß Hellwig krank geworden sei. Er hat seine Zeit schlecht gewählt, krank zu sein. Ich darf nur einmal den Rücken wenden, gleich haben sie Alle keine Nerven mehr. — Ueber dies Alles tröstet

mich jedoch der Brief Deines Mannes, woraus ich sehe, daß meine alte Mutter gesund und heiter ist. Das ist mir lieber als Alles und ich freue mich schon auf den ersten Kaffee, den mir ihre lieben Hände auf meinen Tisch setzen werden. Wenn ich mit dieser mein Leben beschließen könnte, das sollte eine Himmelfahrt geben, wie es lange keine gewesen ist. –

An H.'s Angelegenheit habe ich ganz wohl gedacht und schon von Berlin aus Schritte gethan, ohne sein Wissen — ich erhielt aber keine Antwort.

Als der hiesige Cabinets-Secretair mir am 24. Juli die Nachricht brachte, daß meine Bitte genehmigt sei, fragte ich diesen, wie die Sache mit H. stände? und daß ich mich persönlich darüber an Graf Lottum zu wenden gedächte; auch hätte ich Hoffnung, den König selber zu sprechen und ich würde nicht unterlassen, Ihm zu wissen zu thun, daß Einer Seiner treusten Diener Noth litte. Darauf sagte er, ich möchte etwas darüber aufsetzen, das er sogleich morgen dem Grafen Lottum selber in die Hände geben wolle. Ich schrieb: der brave H. habe bis jetzt Anstand genommen, seinen Monarchen zu behelligen, da mehr brave Leute litten. Auch mir habe er keinen Auftrag gegeben, mich für ihn zu verwenden. Ich thäte dies aber dennoch, weil ich ihn seit vielen Jahren kennete und wüßte, daß sein König ihn

ebenso kenne, wie ich. Jetzt wäre er von Alter und Krankheit beschwert. Seit dem Kriege habe er von der Hülfe Gottes und dem Verkaufe einiger Effecten gelebt. Ich wäre überzeugt, der König dürfe nur wissen, daß ein solcher Mann Noth litte, um sogleich zu helfen; deshalb sei ich so kühn, für ihn zu bitten u. s. w.

Nach Tische kam der Kriegsrath Duncker zu mir und sagte, die Sache wäre schon eingerichtet. H. sei auf Pension gesetzt und es sei nur ein Versehen, daß ich nicht in Berlin schon auf meine Verwendung für diesen braven Mann Antwort erhalten. So hängt die Sache zusammen; das kannst Du H. allenfalls sagen, wenn Du sonst willst.

Sonntag früh 6. August.

Gestern Mittag hat es endlich aufgehört zu regnen. Wenn das Wetter jetzt nicht trocken bleibt, werden die Leute großen Schaden haben an der Erndte, weil schon viel Korn auf dem Schwad liegt und zu faulen anfängt. Das Wetter ist diese Nacht ziemlich kühl geworden und wenn es heut ohne Regen bleibt, so sollen diesen Abend die beiden Feuerwerke abgebrannt werden, welche am Geburtstage des Königs wegen des Regens aufgeschoben worden sind. Der Französische Consul hatte sich indessen trotz alles Regnens nicht abhalten lassen, sein Haus

stark und geschmackvoll zu illuminiren; er heißt Clerambault und soll ein kluger Mann sein.

Montag früh 7. August.

Es war gestern ein schöner Tag. Vormittag ging ich in die altstädtische Kirche, worin eine treffliche Orgel ist und hörte eine trockene Predigt des Superintendenten W. über das Evangelium Marci „da Jesus über Jerusalem weinte.“ Dann war ich mit dem Geheimen-Rath Zenker bei Herrn Levinsohn zu Mittag, wo ich zu meiner großen Freude den Oberstlieutenant v. Oppen antraf. Um 6 Uhr ging ich in's Theater, wo Gern zum ersten Male im Wasserträger auftrat und mit vielem Beifall spielte und nach dem Schauspiel begab sich unsere ganze Gesellschaft nach dem Schloßteiche, versammelte sich in einem großen Boote und fuhr auf dem Teiche umher. Der Abend war sehr schön, obwohl etwas kühl. Der Schloßteich war mit Gondeln, Booten und Kähnen voller Menschen besäet, welche sangen, spielten, aßen, tranken und sämmtlich viele Lichte bei sich hatten. — Beide Ufer waren mit Lampen geschmackvoll illuminirt und das lebhafte Gewühl auf dem Teiche, in den Gärten und auf der Brücke sehr erfreulich.

Um halb zehn Uhr begann das Feuerwerk und dauerte ziemlich eine Stunde. Unendlich war das Schreien und

Jauchzen der Bootebewohner, wenn sich ein Funke in ein Boot verirrte.

Des Königs Name brannte in blauem Feuer und ein brüllendes Vivat erschallte von allen Seiten, als diese Decoration erschien. Es war überhaupt ein lautes, lustiges Leben, woraus zu schließen ist, daß die Königsberger zu leben wissen.

Das Benehmen des Publikums gegen Gern ist äußerst edel und musterhaft; man könnte sich's in Berlin merken. Als er auftrat, ward er mit lautem Beifall empfangen, ehe er ein Wort sprach; er spielte ausnehmend schön und fügte sich sehr gewandt in das hiesige kleinere Lokal. Er ward in allen Akten lebhaft und herzlich applaudirt und am Ende herausgerufen. Dies alles geschah aber lediglich aus Gastfreundschaft gegen den braven Gern; denn alle Königsberger, die ich gesprochen, haben mich einmüthig versichert, daß der Schauspieler, welcher hier den Wasserträger sonst gegeben, ihn noch leichter, herzlicher und natürlicher gespielt habe, daß sie daher des Guten nicht ungewohnt sind. Das Ensemble des gestrigen Stücks ließ sich loben; auch die Figuren und Organe sind gut, doch sprechen sie nicht so deutlich und gut, wie bei uns.

Dienstag früh, 8. August.

Endlich ist meine Conferenz auf morgen Nachmittag

bestimmt und ich werde nun also morgen meine Abreise bestimmen können.

Dienstag Nachmittag.

Gestern ist mir ein fataler Streich geschehen. Die Königin hat drei Mal zu mir geschickt. Ich bin auch während der Zeit nach Hause gekommen, aber die Wirthsleute haben vergessen, es mir zu sagen. Darüber bin ich in die Comödie gegangen, wo ich es vom Obrist Krusemark erst erfuhr, als es zu spät war. Um dies auf der Stelle wieder gut zu machen, bin ich heut Mittag mit Hufeland hinaus auf die Hufe (ein Landgut in der Nähe von Königsberg) gefahren, wo ich zwei Stunden sehr angenehm bei der Königin zugebracht habe. Sie empfing mich mit großer Huld und fragte sogleich nach der Singakademie, wie stark diese jetzt sei? ob der französische Kaiser sie gehört habe? ob Tine Voitus noch erste Sängerin sei? ob der Professor Hartung noch den starken Baß singe? und hundert solche Dinge. Dann kam der König unvermuthet in blauem Ueberrock und Mütze. Die Königin erzählte ihm nun Alles, was ich auf Ihre Fragen bereits geantwortet hatte; dann frug der König: was mich nach Königsberg geführt hätte? Ich antwortete, daß theils Privatgeschäfte, theils das Verlangen, meinen König zu sehen, mir die Reise eingegeben

hätten und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich bei meiner Zurückkunft meinen Mitbürgern die gewisse Nachricht von der baldigen Ankunft ihres Königs bringen könnte. Ich könne auf Treue und Glauben versichern, daß jeder treue Unterthan sich nach dieser Heimkehr sehne und sein Glück davon erhoffe — „hat sich noch nicht thun lassen," sagte Er, „Hindernisse gehabt — wäre selber gern gekommen, wenn auch welche wären, die mich nicht gern sähen." Ich sagte darauf, daß ich an Seiner Stelle schon würde gekommen sein, da die Franzosen noch in der Stadt gewesen wären. Habe es doch die Prinzessin von Oranien, Seine Schwester, gewagt, ohne Erlaubniß in Ihr Haus zurückzukehren; ich möchte doch sehen, wer Ihm unter den Seinigen auch nur ein Haar hätte krümmen wollen. Berlin sei voll von Bürgern, die nur ihren König zu sehen brauchten, um ihm Gut und Blut zu Füßen zu legen und die Schwachen stark zu machen, dazu fehle es nicht an Mitteln. Treu müsse ein Jeder sein, dafür müßten Alle sorgen. — „Freut mich," sagte Er, „komme auch gern; wird so lange nicht mehr dauern; Alle grüßen, die mich lieb haben." Bis hieher hatte Er seine Mütze unter dem Arme gehalten — es war unter einem Zelte vor dem Hause, wo ich diese Unterredung hatte — und nun ging Er in den

Garten und setzte Seine Mütze auf. — Die Königin befahl mir, mich neben Ihr auf einen Stuhl zu setzen und nun sprachen wir über mancherlei Sachen, bis es zwei Uhr schlug und man zur Tafel ging. Die Königin entließ mich mit den Worten: Sie hoffe, mich noch vor meiner Abreise zu sehen und so setzte ich mich in meinen Wagen und fuhr nach der Stadt mit einem Schimmel und einem Fuchs.

12. August.

Gestern ist mir ein fataler Streich passirt. Den Abend war ich zum Geheimen Finanzrath Stegemann gebeten und hatte mich daher schrecklich geputzt, d. h. ich hatte weiße feine Strümpfe, Schuhe und Nanquinhosen an und so gehe ich vorher in die Comödie. Während dessen fängt es gewaltig zu regnen an und um mich nicht zu besudeln, nehme ich einen Wagen, falle aber beim Aussteigen dermaßen in den Dreck, daß ich mich eigentlich hätte baden müssen, um wieder unter Menschen zu erscheinen. Dies that ich jedoch nicht, sondern nun ging ich zu Fuß nach meinem Gasthofe, zog Stiefeln an und erschien so erst gegen 9 Uhr in einer prächtigen Damengesellschaft, wo der Prinz Georg, der Fürst Radzivill und eine Menge hoher Personen waren, die aber zum Glück alle auch Stiefel anhatten. So klug hätte ich

früher sein können und hätte es wohlfeiler gehabt; aber ich bin schon gewohnt, meine parties elegantes so bezahlt zu kriegen.

Heute Abend bin ich zu Hufeland's Geburtstag gebeten, wozu ich einige Lieder componirt habe. Morgen Mittag esse ich bei meinem Banquier Levinson mit Geh.-Rath Zenker und Montag Abend bin ich beim Kronprinzen.

Sonntag, 13. August, Morgens.

Dies, hoffe ich zu Gott, soll der letzte Sonntag sein, an welchem ich hier bin; denn nachgrade wird mir die Zeit lang. Aber ich muß mein Geld haben; ich habe mich fest gefressen und kann nicht fort von hier. Das Wetter ist sehr wunderlich; die Natur scheint das Wechselfieber zu haben, wie hier die Menschen. Einen Tag ist der herrlichste Sonnenschein von der Welt und den Tag darauf regnet es, als wenn der Himmel auf die Erde kommen wollte. Darüber komme ich gar nicht aus der Stadt, denn die Wege auf der Landstraße sind unergründlich. Darüber komme ich nicht von der Stelle und bin noch nicht einmal in Pillau gewesen.

Sonntag Abend.

Heute Vormittag habe ich Deines Mannes Brief auf der Straße aufgefangen und mich so sehr darüber gefreut, daß ich ihn an Herz und Mund gedrückt habe.

Ohne Lebensgefahr kann man hier keinen Brief auf der Straße lesen; also ging ich nach der Domkirche, las ihn dort mit Andacht und besah mir dann das alte prächtige Bauwerk.

Dienstag, 15. August, Morgens.

Gestern Abend also — war Vetter Michel da, wirst Du denken, aber nicht also! Das war ein großes Wesen! Beim Kronprinzen war der ganze Hof in pleno, König, Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Minister, Kanzler und ersten Honoratioren des Königreichs beisammen und also, wie sich schon von selbst versteht, auch ich. Die Königin erschien unendlich graziös und nachdem sie ausgeruht, Ihre Kinder und den Hof begrüßt, ging sie umher und kam auf diese Weise auch an mich. Sie frug mich, ob ich gute Nachrichten von den Meinigen hätte? welches ich bejahen konnte, da ich die Briefe vom Sonntage hatte. Ich sagte, daß meine Kinder am 3. August alle meine Fenster in meinen Häusern mit Lichtern und Blumen geziert hätten und daß meine Schwester dabei das Regiment führe. Als ich Ihr endlich noch sagte, daß ich gegen 40 Fenster, nach der Straße zu, hätte, da wunderte sie sich und sagte: „Das muß wohl eine Menge Geld kosten." „Wo ein Lichtzieher ist, Ihro Majestät," erwiderte ich, „hat man solche Sachen am wohlfeilsten, aber die Frauen im Hause wissen die Sachen

auch schon so einzurichten, daß das Haus erhalten und der Name des Königs nach Würde und Ehre verherrlicht werde und der Hausvater giebt gern in der festen Hoffnung: Gott werde seinen König und ihn nicht verlassen!"

Nun trat der König heran und fragte, wie mir's in Königsberg gefiele? Ich antwortete: „Es gefalle mir überall am Besten, wo mein König wäre; so dächten alle Berliner, denen es natürlich auch in Berlin nicht eher wieder gefallen würde, bis sie ihren Landesvater wieder unter sich wüßten." Der König schien diese Art zu reden nicht ungnädig aufzunehmen und sprach noch manches; dann ging die Musik an. Kapellmeister Himmel spielte erst eine Sonate, dann ward eine italiänische Arie gesungen und darauf folgte eine Composition von mir: die Gunst des Augenblicks, worin Gern seine tiefe Baßstimme recht auslegen könnte.

Das Gedicht ist von Schiller, und wie Gern die Worte sang:

Aus den Wolken muß es fallen
Aus der Götter Schooß das Glück;
Doch der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick,

konnte ich eine tiefe Wirkung dieser herrlichen Worte wahrnehmen. Nach der Musik kam die Königin an mich heran, nannte das Gedicht herrlich und meine Composition schön. Auch der König kam wieder und fragte, ob ich diese Com-

position jetzt gemacht hätte? Ich sagte, ich hätte sie in den ersten angstvollen Tagen der letzten Zeiten zu meiner Erheiterung und Stärkung in Berlin componirt, weil ich aus der Erfahrung wisse, daß thätige Beschäftigung das einzige und beste Mittel sei, große Unglücksfälle, an welchen mein Leben reich sei, männlich zu ertragen; ja ich hätte gefunden, daß große Leiden auf diese Art das Herz bessern, den Willen befestigen und die Kraft vergrößern; denn ich hätte seit 3 Jahren meine besten Compositionen gemacht; mein Gewerbe habe gelegen und liege noch; die Musik habe mir unterdessen Trost, Ehre und auch etwas Brod gegeben mein Haus zu erhalten und nun könne und wolle ich sie auch Zeit meines Lebens nicht verlassen, denn sie habe mich in der Zeit der größten Noth nicht verlassen. Der König kam, nachdem er inzwischen mit dem Minister Grafen Dohna gesprochen, wieder an mich heran und fragte, ob ich in der Comödie gewesen sei und das Schauspiel „Die Belagerung von Smolensk“ gesehen hätte? Ich antwortete, daß ich es in Berlin gesehen habe, wo dies Stück sehr gut gegeben werde. „Ja,“ sagte er, „aber Sie hätten es doch hier sehen sollen; denn in Berlin haben sie die schönen Kosacken-Uniformen nicht; die Kerls sehen prächtig aus.“

Endlich wurde in den Garten gegangen und unter freiem Himmel zu Abend gespeist. Der Hof und die

Generalität mit den Ministern saß an einer Tafel und näher am Hause waren andere Tafeln servirt, wo denn ordentlich soupirt wurde. Wir hatten an unserm Tische weißen und rothen Franzwein. Himmel schlich sich an die Königliche Tafel und stahl sich eine Bouteille Champagner, die er im Triumph herbei brachte. Er schenkte mir ein Glas ein und ich brachte des Königs Gesundheit aus. Als der König merkte, daß es an unserer Tafel lustig zuging, stand Er auf und kam zu uns. Wir mußten sitzen bleiben und uns nicht stören lassen; so ging Er herum und sprach mit diesem und jenem. Der Abend war still, heiter und warm. Die Geschichte dauerte bis nach 11 Uhr; da stand die Königin auf und somit Alles.

Die Gesellschaft hatte eine Gasse gebildet, durch welche die Königin aus dem Garten ins Haus ging.

Mittwoch früh, 16. August.

Gestern war ich zu einer Wasserfahrt engagirt auf dem Pregel, worauf ich mich recht herzlich freute, da ich die See noch nicht gesehen hatte. Es war der Geburtstag des Kaisers Napoleon. Ich vermuthete, daß der Minister Dohna zum französischen Consul gebeten sei und ging also mit heran, um mich darnach zu erkundigen. Man sagte mir, der Minister esse zu Hause, denn der General Scharnhorst habe sich zu Gaste gebeten. Flugs

ging ich hin, sagte meine Wasserpartbie ab und erschien auf den Mittag am Tische.

Mittwoch Abends.

Diesen Mittag war ein großes Diner. Der Großkanzler hatte alle Minister und Staatsräthe und endlich auch mich nach einem hübschen Orte, eine gute halbe Meile von Königsberg, der Moosbude (Bude bedeutet hier Laube) heißt, zu einem Mittagsmahle gebeten. Die Absicht war, in einem sehr schönen Eichenwalde am Pregel im Freien zu speisen. Da es aber den ganzen Vormittag geregnet hatte, mußte es im Hause geschehen, doch war man sehr heiter und ungenirt. Der Champagner war zehn Mal besser, als der, den Himmel von des Königs Tafel vorgestern gestohlen hatte und ich habe mich sehr divertirt. — Abends fuhr ich mit dem Minister Dohna beim herrlichsten Wetter in einem halben Wagen zurück. Der Minister ließ vor meinem Gasthof halten, stieg mit mir aus und besuchte mich auf meiner Stube. Nachher ging ich mit zu ihm, wo ich nebst Humboldt zu Abend gegessen habe.

Sonnabend, 19. August.

Vorgestern, Donnerstag, am 17. August ward hier im Hause des Kronprinzen in der Stille der Todestag Friedrichs des Großen begangen. Die Feier bestand in vier Reden, zwischen welchen die Musik abwechselte. Die

erste Rede hielt Dr. Delbrück, der Erzieher des Kronprinzen, die zweite ein alter Kriegsrath, Namens Scheffner, die dritte Rede wurde von mir gehalten und die vierte vom Professor Heillman. Da jeder von uns Rednern sein Thema über den großen König ohne Wissen des Andern gewählt hatte, so kam eine ganz gute Verschiedenheit von Betrachtungen zum Vorschein und ich darf wohl von meinem ungefähr 15 Minuten langen Vortrage sagen, daß er nicht ohne Eindruck war.

Gegenwärtig waren: die Königin mit ihren Kindern, Prinz Georg, Fürst Radziwill, Minister Dohna und noch mehrere Minister und Staatsräthe, fast alle Consistorialräthe und Superintendenten, General-Lieutenant Dierken, Ober-Gouverneur des Königreichs Preußen, der Oberst-Lieutenant von Gaudi, zweiter Gouverneur desselben, Geh.-Rath Hufeland und eine Menge anderer bedeutender Personen. Die Sache hatte nach 6 Uhr angefangen und war etwa um halb 9 Uhr zu Ende. Nachdem alles vorbei war, kam der alte Scheffner an mich heran, drückte mir die Hand und sagte: „Er freue sich, daß es noch Leute in der Welt gäbe, die den Muth hätten, den Großen die Wahrheit in's Gesicht zu sagen." Der Geh. Staatsrath Klewitz nannte meine Rede originell und der alte Consistorialrath Borowsky schüttelte mir die Hand und sagte: „Das war kurz, aber kräftig." Ich weiß

nun wirklich selber nicht, wie das in meinen schlichten Worten liegen soll und wie man Aufhebens machen kann, wenn ein verständiger Mann verständig spricht. Ich hatte meine Rede am Donnerstag früh erst aufgeschrieben, weshalb sie wirklich flüchtig genug gerathen ist.

Donnerstag, 24. August.

Gestern Nachmittag habe ich eine sehr angenehme Wasserfahrt auf dem Pregel gemacht, von der ich erst um Mitternacht nach Hause gekommen bin. Das Wetter war warm, heiter und ein heller Mond beleuchtete die umliegenden Gegenden von Königsberg auf das Vortheilhafteste. Da ich einmal hier bin, wahrscheinlich niemals wieder herkommen werde, so will ich thun, als ob ich nichts zu versäumen hätte und nicht eher von hier weichen, bis ich nichts mehr hier zu thun weiß.

Der Minister von Altenstein hat sich gestern zum ersten Male günstig und höchst freundschaftlich zu meinen Gunsten über meine akademische Existenz ausgesprochen, womit ich für jetzt sehr zufrieden bin, da ich wohl einsehe, daß sie auch nicht können, wie sie möchten. Wenn ich aber erreiche, wozu ich jetzt sehr gegründete Hoffnung habe, und was sich in Zeit von 12 Tagen von heute an nothwendig ausweisen muß, so bin ich sehr zufrieden und der Zweck meiner Reise ist erfüllt, mehr, als ich hoffte.

„Man fühle recht gut," sagte der Minister, „daß der

Staat für die Sing-Akademie noch gar nichts gethan habe, indessen sei auch die jetzige Lage der Dinge neu und besonders genug, um die Regierung darüber zu entschuldigen. Es müsse und werde alles Mögliche geschehen, um das Gute zu erhalten, das Geringe zu erheben und er habe sich von dem, was Gutes geschehen sei, hinlänglich überzeugt, um es nicht versinken zu lassen. Er werde Alles thun, was in seinen Kräften stände und ich solle fortfahren, wie ich's getrieben hätte." Zuletzt entschuldigte er sich. „Ich sei," sagte er, „zwei Mal bei ihm gewesen und er würde mich sehr gern zu sich eingeladen haben, aber er sei so beschäftigt, daß ihm kaum die nothwendigste Zeit zum Essen und zum Schlafen übrig bleibe. Er freue sich darauf, mich in Berlin oft zu sehen, denn er kenne mich seit Jahren von der besten Seite, die ihm niemals einen Zweifel gelassen hätte." Zuletzt erinnerte er sich der Mittwochsgesellschaft, von der er ein Mitglied war, als ich eben Direktor war und die seit 8 Jahren eingegangen ist. Nun wußte ich erst, wo ich sein mir bekanntes freundliches Gesicht hinstellen sollte. Wir freuten uns noch einmal mit einander dieser heitern Gesellschaft und schieden.

Sonntag, 27. August.

Diesen Morgen um 3 Uhr bin ich von Pillau zurückgekommen. Wir fuhren nach 4 Uhr ab und kamen in

der Nacht nach 2 in Pillau an. Da die Stadt eine Festung ist, war es etwas umständlich, Nachts hinein zu kommen. Schwerer war's, in dem uns bezeichneten Wirthshause unterzukommen und wir mußten alle vier mit einer kleinen Stube und einem Lager auf der Erde vorlieb nehmen. Gegen sieben Uhr Morgens erhob sich ein heftiger Ostwind, welcher die See und das Haff in heftige Bewegung setzte. Das war nun ein großer Anblick. Ich ging den Strand entlang und ließ die aufgeregten Wellen, wie sie der Wind gegen den Strom antrieb, zu meinen Füßen anspielen und mir die Sohlen netzen. Da ich dergleichen nie gesehen habe, so riß mich der Anblick des unabsehbaren Elements zu tiefer Anbetung hin. Die Thränen stürzten aus meinen überwachten Augen, wie sich der ungeheure Fluthenberg vor mir erhob. Was ist der Mensch gegen eine nur dieser zahlreichen Wellen, die eine Stadt mit ihren Hütten und ihren Bewohnern verschlingen kann? Ein zweimastiges Schiff kam vom Winde daher getrieben; es hatte alle Segel eingezogen, des starken Windes wegen und wäre gerade in der Gegend, wo schon ein gestrandetes Schiff aus dem Wasser hervorsah, auf den Strand gerathen, aber die Leute ankerten sehr geschickt und das Schiff stand. Es war ein schöner Anblick, wie das Schiff, von seinen Ankern gehalten, sich mit den Wellen hob und niederließ, da es

gegen den Wind nicht in den Hafen konnte. Nun ließ sich auf der entfernten See ein Danziger Schiff sehen, das mit diesem Winde gegen uns herkam und ehe man mit mäßiger Geschwindigkeit 1000 zählen konnte, war es vor unsern Augen. Die Segel schwirrten in einem Nu auf den Ruf des Steuermannes herab, das Schiff lief in den Hafen und auf dem Flecke stand es, von seinen Ankern gehalten. In der Entfernung ließ sich ein Boot mit 4 Personen sehen; bald verschwand es, bald tanzte es auf den Wellen. Als es näher kam waren 4 Knaben die Bewohner desselben, die sich viel Mühe geben mußten, heran zu arbeiten. Der Aelteste konnte 13, der Jüngste 8 Jahr sein, sie jauchzten kindisch und laut, als sie einliefen. Unter den im Hafen liegenden Schiffen war ein amerikanisches, Namens Maria, von Charleston, auf welchem sich mehrere schwarze Matrosen befanden. Auf unsere Bitte durften wir es besteigen und inwendig besehen. Der Schiffscapitain Clark, ein junger, wohlgestalteter Mann, kam dazu, gab uns die Hand und begrüßte uns freundlich. Er bewirthete uns mit Alicante-Wein und unterhielt sich in gebrochenem Deutsch, das er recht verständlich aussprach, mit uns. Wir hielten uns eine gute halbe Stunde mit ihm in der Cajüte, die eine ziemlich geräumige Stube vorstellte, auf und schieden dann von ihm, indem wir

ihm eine glückliche Reise wünschten. Dann besahen wir das Rettungsboot, das ungefähr 25 Fuß lang und 9 Fuß breit ist und in einer Remise trocken stand. Dieses Boot, welches von 4 bis 5 Lotsen regiert werden kann, ist auswendig ringsherum mit zwei Finger dickem Kork bekleidet, das Innere der Seiten und der Boden ebenfalls; es kann daher nicht untergehen und auch nicht umschlagen, wenn es auch ganz mit Wasser gefüllt ist. Das Leben und Weben auf solchem Schiffe ist den Augen, die an festen Boden gewöhnt sind, höchst sonderbar und Du würdest viel Angst ausstehen, wenn Du auf dem Verdecke das Getümmel der Kinder mit ansähest. Du kannst Dir vorstellen, daß der Grund, wo solche große Gefäße landen und beladen werden, sehr tief sein muß, wenn sie nicht Schaden nehmen oder auf den Sand gerathen sollen. Nur waren die Kinder in der beständigen Gefahr mir nichts dir nichts umher, daß einem das Herz im Leibe bebte. Ein dreijähriger Knabe, der mit andern Versteck spielte, verbarg sich außen auf dem Rande des Schiffes, glitt aus und fiel in's Wasser. Ein schwarzer Matrose sprang in's Boot und von da in's Wasser, fischte den Knaben auf und gab ihn in's Schiff zurück. Die Mutter kam ganz ruhig herbei mit einem Holze, schlug den Knaben, daß er schrie, und so entsprang er ihr wieder und spielte, naß wie ein Pudel,

mit den andern Kindern sein voriges Spiel fort. Ich mußte lachen über mich selber, als die Geschichte vorbei war; denn mein erster Gedanke war: das muß ein Matrose werden, denn zu etwas Anderem wird er schwerlich zu gebrauchen sein. Die Mutter ging in's Schiff zurück und der Knabe brach während des Spielens noch immer verschlucktes Wasser aus. Wäre der sehr starke Wind nicht gewesen, ich hätte mich in die See fahren lassen, deren Wasser sich sichtbar von dem Wasser des Haff abscheidet, als wenn eine Wand dazwischen wäre. Das Wasser des Haffs ist süß, wie ordinaires Seewasser. Kaum vermischen sich die Gewässer, wenn ein starker Wind von Süden die See in's Haff treibt. Das größte Vergnügen stand mir beim Mittagsmahl in unserm Gasthofe bevor. Ich hatte am Tische die Stelle genommen, wo ich durch's offene Fenster das Meer vor mir hatte; die hohe Mittagssonne lag mit ihrer ganzen Gewalt auf der breiten Fläche, die mir wie ein unabsehbarer Diamantberg erschien und strahlte und blitzte, sich hob und wogte, daß mir die Sinne vergingen. So saß ich drei Stunden versunken, ja ertrunken in Betrachtung der Werke der Allmacht, die man so täglich gleichgültig ansieht und sich höchstens dabei denkt, daß es so sein muß, weil es freilich nicht anders sein kann. Uebrigens kann ich wohl sagen, daß dieser große Anblick mir keinesweges fremd

und schreckend gewesen ist; ich fühlte mich vielmehr angezogen und wäre gern hinausgegangen in den Sturm, ihn genauer anzusehen; das Herz ward mir weiter, mein Athem freier; ich vergaß in diesen Stunden Alles, was ich auf festem Boden Liebes und Treues kenne und habe. Dieses Beugen, Bewegen, Stürmen, Heben und Sinken, was ich als Künstler von Jugend auf in mir herumtrage und freilich auf der matten, platten Erde sich wunderlich genug an mir offenbaren mag, war mir durchaus nichts Neues; mein Herz fühlt mit Wonne den Takt und die Melodie des ganzen Naturlebens und ich habe hier zum ersten Male in meinem Leben die Probe auf das Exempel gefunden. Schon längst weiß ich, daß das Unendliche unendlich ist und weiter läßt sich hier nichts ausrechnen, als Dank, Vertrauen, Anbetung und Liebe dem Wesen, das mich gemacht hat, wie ich bin und wie ich mich weiß.

Daß ich in dieser Gemüthsstimmung nicht zu lange verharrt bin, wirst Du glauben, wenn ich Dir sage: vom Tische setzten wir uns in den Wagen, um nach Königsberg zurückzufahren und nun fing Herr P. an, seine Schmutzlieder zu singen, welche mich denn sicher an das Ufer der gemeinen Welt zurückgeliefert haben. So sind wir denn glücklich wieder hier angekommen, nachdem wir in 35 Stunden 14 Meilen zurückgelegt

haben, außerdem einige Meilen zu Fuße gegangen sind, sehr viel gegessen und getrunken, aber wenig geschlafen haben. Bei dem Allen erfreue ich mich einer ganz unerschütterten Gesundheit, obgleich Alles hier das Fieber hat oder bekömmt; auch Gern habe ich gestern krank gefunden.

Man hatte mir Pillau als einen schlechten Ort beschrieben. Es ist ein helles, reinliches Städtchen, dessen Vorzug gerade darin liegt, daß es fast von allen Seiten die offene See oder das Haff im Auge hat. Die Häuser sind artig, oft massiv und zum Theil besser gebaut, als in Königsberg. Auch die kleine Festung ist nicht zu verachten und würde sich durch einen guten Commandanten gut vertheidigen lassen.

1. September 1809 Morgens.

Heute reist der Großkanzler nach Berlin und wird am 10. dort eintreffen. Er hat mir angeboten, mit ihm zu reisen und ich muß diese gute Gelegenheit übergehen lassen, weil ich die Papiere von Berlin erst abwarten muß. Heut geht ein großes dreimastiges Kauffahrtheischiff vom Stapel, welches ich mit ansehen werde. Gestern Mittag habe ich mit dem Großkanzler zu guter Letzt beim Fürsten Radziwill gespeist. Es sollte großes Concert nach der Tafel sein, aber die zu frühe und unglückliche Niederkunft der Prinzeß Wilhelm von einem

todten Prinzen hat es vereitelt. Des Minister Dohna Bedienter hat mich letzthin Herr Provisor genannt, worüber der Minister sehr lachte. Zu diesem Spaß hat ein Briefcouvert Veranlassung gegeben. Du kannst also dem Schreiber sagen: ein Professor schreibe sich mit einem f. ein Vetter mit V.; nur Possin's Vetter schreibt sich mit einem F. — Ich schließe diesen Brief mit Wünschen des Wohlseins für Euch alle meine Lieben. Grüße meine alte liebe Mutter! Bald, bald bin ich wieder bei ihr. Letzthin habe ich dem Minister Dohna ihre Geschichte erzählt; wie alt sie ist, wie gut sie ist, wie schön sie sich putzt, daß ich sie noch heirathen wollte. Der Minister sagte, er wolle mir die Dispensation umsonst ausfertigen, denn das müsse ein wahres Juwel von einer Frau sein!

10. September 1809 Abends.

Nun bin ich gänzlich fertig. Diesen Abend habe ich zum letzten Male beim Kronprinzen gespeist und morgen Mittag esse ich noch einmal beim Fürsten Radziwill. Auch die gute Königin hat vorgestern ihr kaltes Fieber wieder bekommen und diese Nacht hat man sie von den Hufen nach der Stadt bringen müssen, wahrscheinlich, weil man fürchtete, daß ihre Entbindung erfolgen könnte. Morgen Vormittag werde ich ihr meine Abschiedsvisite machen; vielleicht kann ich sie zu sprechen bekommen.

Ich bin hier überall mit so vieler Distinktion behandelt worden, daß ich zufrieden sein kann. —

11. September.

Heute gehen die Abschiedsvisiten an, deren ich eine gewaltige Menge zu machen habe. Die Königin habe ich nicht gesprochen; sie lag noch im Bette, aber das Fieber ist ausgeblieben. Sie hat mir eben durch die Gräfin Voß sagen lassen, daß ich Alle freundlich grüßen soll, die Ihr wohlwollen und ihnen versichern, daß Sie Alles thue, um nach Berlin zu kommen.

12. September.

Je näher die Stunde rückt meiner Abreise, desto leichter wird mir. Mir fing an ordentlich Angst zu werden; doch konnte ich nicht eher weichen, bis ich hatte, was ich will. Morgen geht's Hopp! Hopp!

Danzig, 17. September 1809.

Seit vorgestern Abends 6 Uhr bin ich hier und habe mich gestern und heut etwas umgesehen. Die Stadt ist, wie eine Handelsstadt sein kann und vielleicht sein muß, konfus durcheinander gebaut, schmale, hohe Häuser, enge Gassen, schlechtes Steinpflaster, alte Kirchen und dergl. Doch scheinen mir mehr gute Gebäude hier zu sein, als in Königsberg. Die Katharinenkirche ist von den letzten Belagerern tüchtig zerschossen, doch hat sie ihrer trefflichen Mauern wegen wenig von außen

gelitten. Die hiesige Domkirche ist eines der schönsten Gebäude des Mittelalters, welches ich gesehen habe. Die Maurerarbeit daran ist unverwüstlich. Bomben und Granaten haben darin kleine Löcher gegraben, die sich ausnehmen, als ob die Vögel davon gepickt hätten. Sie ist wahrscheinlich eine der größten Kirchen in Europa; der ruhige, kraftvolle Styl und die fleißige Arbeit drücken gleichsam die Geduld, Beharrlichkeit und Sicherheit aus, womit man anderthalb Jahrhunderte an ihrer Vollendung gearbeitet hat. Die trefflichen Söhne haben das angefangene Werk trefflicher Väter vollendet und so steht ein Andenken jener Zeiten vor unserm Auge, das eben so würdig wäre, erhalten zu werden, wenn wir unserer Väter würdig wären. An den Kreuzgewölben der hohen Decke sieht man die Spuren verschiedener Belagerungen, womit Schweden, Russen, Franzosen die gute Stadt heimgesucht haben. Die Kugeln haben mörderisch eingeschlagen, aber kein Feind hat das herrliche Gebäude so verunzieren können, als es die Einwohner der Stadt gethan und die Oberbehörden zugelassen haben. Denn dieser Gottestempel ist so verbaut, verkleckst und verfinstert, von dicht umherstehenden schmalen, hohen, mißgeschaffenen Rauchnestern, daß man keine einzige Seite des Gebäudes in Augenschein nehmen kann. Etwa so, wie in Berlin die Nikolai- und die Marienkirche, wo an

manchen Stellen kaum ein Wagen neben der Kirche passiren kann.

In der Kirche findet man eine große prächtige und gegenüber eine kleinere Orgel. Der Hochaltar ist aus dem 13. Jahrhundert, ziemlich erhalten und mit wundersam krausen Zierrathen von starker Vergoldung ausgeschmückt. Am Gitterwerk befindet sich besonders eine große Menge von künstlicher Arbeit. — Man zeigt auch eine Bude, woraus der berüchtigte Mönch Tezel zu Luthers Zeit seine Ablaßzettel soll verkauft haben. Ein Muttergottesbild in natürlicher Größe mit dem Jesuskinde, angemalt, ist auch zu sehen und deswegen merkwürdig, weil ein Töpfergesell es in seinem Gefängniß soll angefertigt haben. Es ist ganz von gebranntem Thon und nicht schlecht. Es sind ferner zwei verschiedene Glockenspiele hier in der Stadt, welche manchmal zusammen concertiren, wodurch eine so wunderliche Musik herauskommt, daß einem der Angstschweiß ausbricht.

So weit diese Briefe, welche die inneren und äußeren Verhältnisse Zelters auf's Schärfste charakterisiren. Wir sehen ihn anerkannt als Musiker, geehrt und geliebt als Mensch, im Vollgenuß seiner Manneskraft, mit offenem Sinn für alles Schöne und Erhabene. Dreist und scharf, aber nie lieblos im Urtheil und doch so natur-

wüchsig und kindlich von Gemüth. Weder hier noch später bemerken wir an ihm Spuren einer Eitelkeit oder Arroganz, wie sie wohl Künstler, die des Umgangs hoch und höchst gestellter Personen gewürdigt werden, sich aneignen. In wahrhaft antiker Reinheit und Schöne zeigt sich das Verhältniß des schon im reiffsten Mannesalter stehenden Sohnes zur greisen Mutter.

Diese Kraft und Tiefe des Gefühls, diese Liebenswürdigkeit des Herzens, welche hinter manchen Schroffheiten des äußern Wesens und hinter der — wie es die Zeitgenossen mitunter nannten — Zelter'schen Grobheit so siegreich stets hervorleuchtete, daß selbst scharfe Worte nur vorübergehend verletzten, daß nie daran ein Freundschaftsverhältniß scheiterte, ist Zelter bis an sein Ende eigen geblieben und hat sein Andenken bei Allen, die ihm nahe standen, lebendig erhalten.

Seine Rückkehr nach Berlin fand am 23. September gegen Mitternacht statt und mit begeistertem Eifer trat er sein Führeramt der geliebten Akademie sofort wieder an. Zugleich begann aber für ihn eine neue amtliche Thätigkeit von so ungeheurem Umfange, daß man beim Studium der nachgelassenen Papiere sich fragt, wie ein Mann solchen Anforderungen habe genügen können. Denn außer seiner singakademischen Beschäftigung, außer einer angestrengten Lehrthätigkeit bearbeitete er das ganze Ressort

seiner Kunst, die Oper abgerechnet. Seine Stellung war etwa die eines musikalischen Censors und sämmtliche Prüfungen von Organisten, welche Anstellung suchten, Prüfungen von Gesuchen um Aufnahme in das Orgel-Institut und Begünstigungen des Musikstudiums durch Königliche Unterstützung, sämmtliche Orgelvisitationen, sowohl neuer als älterer Instrumente, alle Referate in Kunstsachen, die das Ministerium des Unterrichts bedurfte, namentlich in Beziehung auf akademischen Unterricht, gingen durch seine Hände. Hieran knüpfte sich die Nothwendigkeit einer Menge von schriftlichen Arbeiten.

Mehrere Tausende solcher Schriftstücke finden sich in dem Nachlasse. Den wichtigsten Briefen ist Antwort im Concepte beigefügt und es giebt keinen Theil seiner Kunst, den Zelter nicht überdacht und bearbeitet hat. Aufsätze über Melodie, Rythmus, einzelne theoretische Streitpunkte oder Feinheiten, Orchester, Singstimme (eine fast vollendete Singschule), kritische Aufsätze über bedeutende Musiker aller Zeiten und ihre Werke sind vorhanden, zum Theil von so hohem Werthe, daß es zu den Wünschen und Hoffnungen des Herausgebers dieser Biographie gehört, das Wichtigste unter diesen Arbeiten später durch den Druck zu verbreiten.

Solche Thätigkeit Zelters bei dem Einflusse, welchen er als musikalischer Rath auf seine vorgesetzte Behörde

ausübte, bei dem Vertrauen, welches sein ehrenhafter Charakter ihm erworben, gab der musikalischen Kunst im Preußischen Staate eine Stellung, die sie vorher nicht besessen. Der Staat übernahm es nunmehr, etwas für die Ausbildung der Musiker zu thun durch Unterricht, Stipendien und andere Vergünstigungen, welche schon längst der Malerei und Plastik zu Theil geworden waren. Bedenkt man, in welcher trüben politischen und finanziellen Lage damals das Vaterland sich befand, wie Zelter selbst fortwährend von Sorgen für seine Existenz belagert war, so muß man die Energie des Mannes bewundern, der solchen Verhältnissen so wichtige Begünstigungen seiner Kunst abrang, dieselben zu erhalten und zu erweitern wußte. —

Er wurde der Mittelpunkt geistlicher und weltlicher Musik, letztere durch den Männergesang repräsentirt, dessen erster und heut noch unübertroffener Componist er war. Nach Begründung der Universität wußte er auch die studirende Jugend für die Kunst zu gewinnen, und hat auch da als Lehrer des Gesanges mit besonderer Freude und großem Erfolge bis zu seinem Ende gewirkt. — Für den Erfolg seiner Lehrmethode sprechen eine große Zahl mehr oder minder berühmt gewordene Schüler, von denen wir den einzigen und geliebtesten Felix Mendelssohn erwähnen wollten.

So sehen wir also Zelter in einem Wirkungskreise, wie er wohl nie einem Musiker zu Theil geworden, als Componist, Lehrer, musikalischer Dirigent, Kritiker, Schriftsteller und Ministerial-Referent.

Die Jahre 1810 und 1811 gingen ohne wichtige Ereignisse in angestrengtester Thätigkeit, aber nicht ohne Genuß für Zelter vorüber. Von größeren Compositionen aus dieser Zeit ist Johanna Sebus zu erwähnen, daneben entstanden mehrere Männerquartette, unter andern das bekannte „ergo bibamus."

Im Sommer 1810 führte eine durch gichtische Beschwerden aufgedrungene Badereise ihn mit dem Freunde Göthe in Teplitz zusammen und 1811 sandte ihn die Behörde nach Schlesien, um, wie er sich ausdrückte, alte musikalische Schätze aus dem Staube zu graben. Indessen war denn auch durch die Gnade des Königs sein Gehalt als akademischer Professor derart erhöht worden, daß er den drückendsten Sorgen enthoben, mit leichtem Herzen und frischer Arbeitslust der Zukunft entgegen sehen konnte, die ihm leider eine neue schwere Prüfung bringen sollte.

Im November 1812 erschoß sich sein Stiefsohn, dem zu Liebe er noch sein früheres Geschäftswesen beibehalten hatte, wovon der Sohn als Geschäftsführer den halben Nutzen gewann. Kurz zuvor hatte er seine Aufgaben zum Meisterstücke erhalten und würde, nachdem er bestanden,

sofort des Vaters ganzes Geschäft haben übernehmen können. Dieser Schlag erschütterte Zelter bis in's tiefste Herz. Da, wie ein Lichtstrahl das Dunkel durchbricht, durchblitzte die Nacht der Trübsal, welche den trefflichen Mann umhüllte, das tröstende Wort zärtlichster Freundesliebe, das brüderliche Du des großen, unendlich verehrten Göthe. „So hat," schreibt Zelter, „mein tiefes Leid, das mich so unselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruderherz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu überwinden glaubte; so regt sich das Leben gewaltsam menschlich in mir wieder auf und ich will's gern gestehen: ich habe mich wieder gefreut."

Von da an bis an das fast gleichzeitige Lebensende beider Männer spinnt sich ein Briefwechsel fort, der an Lebendigkeit und geistvollem Gehalte seines Gleichen in der deutschen Literatur sucht.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 erhob sich das deutsche Volk von langer Schmach und Bedrückung zum siegreichen Freiheitskampfe. Die erste Spur des Krieges, der Ueberfall Berlins durch einen Kosacken-Pulk am 21. Februar, erzeugte natürlich eine so ängstliche Aufregung, genährt durch die energischen Defensiv-Maaßregeln der Franzosen, daß eine kurze Zeit die akademischen Singübungen ausgesetzt werden mußten. Der Abzug der

französichen Besatzung und das Einrücken der Russen beruhigte die Gemüther wieder und eine von Zelter am 20. April veranstaltete Aufführung seiner Auferstehungsmusik in der Garnisonkirche zum Besten der Freiwilligen, denen sich auch sein ältester Sohn angeschlossen hatte, gab den bedeutenden Ertrag von 600 Thalern.

In seiner äußerlich gesicherten Stellung konnte er mit den reinen Gefühlen eines Patrioten die großartigen Ereignisse der Jahre 1813, 1814 und 1815 an sich vorübergehen sehen. Seine persönliche Betheiligung daran sollte zwar eine traurige sein; denn sein hoffnungsvoller jüngster Sohn, der 16 Jahr alt in das Regiment Brandenburger Husaren eingetreten und den ganzen Feldzug unverletzt mitgemacht hatte, erlag am 17. Februar 1816 einem Nervenfieber in St. Michel sur Aisne.

Wir stehen jetzt an einem Abschnitte in Zelters Leben, der einer besonderen Beleuchtung bedarf, da er sich bis an das Ende seiner Tage ausdehnt. Wir haben Zelter kennen gelernt von der frühen Jugend bis in's Mannesalter hinein in einem steten Kampfe gegen äußere Verhältnisse, die ihn in der Ausübung seines Talents beschränken, oder ihm materielle Sorgen auferlegen, welche selbst eine kräftige Organisation untergraben können. Theure Personen sterben ihm dahin; das tief gedemüthigte Vaterland versetzt ihn in Trauer; über alle diese Schicksals-

schläge hilft ihm eine Thätigkeit hinweg, deren Endziel ist: seiner Kunst eine feste Stätte zu bereiten. Sein Streben ist ein doppeltes:

1) einen Höhepunkt als Künstler zu erreichen, der ihn berechtigt, als Autorität in der Kunst und für dieselbe zu wirken;
2) Streben nach Centralisation seiner Kunst.

Natürlich läßt sich der Zeitpunkt nicht genau bestimmen, wo Zelter als Musiker denjenigen Grad der Vollendung erreicht hat, der der Kritik als Maaßstab seiner Leistungsfähigkeit dienen kann. Annähernd indessen können wir die 12 ersten Jahre dieses Jahrhunderts als Blüthezeit bezeichnen. Unleugbar hat seine Stellung als Dirigent des ausgezeichnetsten Gesangsinstituts der Welt, sein Verhältniß zur Liedertafel ihm schon eine große künstlerische Bedeutung gegeben. Aber ohne die schöpferische musikalische Kraft und die tiefe Wissenschaft konnte er sich nicht auf der Höhe erhalten, wo er weithin gesehen und von nicht geringen Leuten umgeben und beurtheilt, als Vertreter norddeutscher Kunst dastand. In Männergesang und Lied war er theils als Schöpfer, theils als Reformator aufgetreten. Weniger umfangreich war sein Schaffen in geistlicher Musik, dagegen verbreitete er Kenntniß und Verehrung der klassischen Meister dieses Styls durch Lehre und Produktion. Seine Begeisterung

machte die Werke des großen Sebastian und der andern Bach's, Händel's, Mozart's, Haydn's u. a. zu Gemeingut des edelsten und gebildetsten Theils der Nation. —

Die Originalität und das Imposante seines Wesens wirkte überall nach Außen hin anregend, überzeugend und seine ungeheure Thätigkeit in Schrift und Rede zwang gewissermaßen die Behörde, seine Vorschläge und stetig erneuerten Gesuche in Berathung zu nehmen.

So kam es denn, daß er inmitten einer so unruhigen Zeit das andere Ziel seines Strebens erreichen konnte: die Centralisation der musikalischen Kunst. Es wimmelte vordem im Preußischen Staate von Organisten und Cantoren, denen jede Befähigung zum Amte abging. Neue Anstellungen waren eher von allem Andern abhängig, als von einer Prüfung des musikalischen Wissens und Könnens. Für das Studium der Musik hatte der Staat gar nichts gethan, diese Kunst überhaupt so stiefmütterlich als möglich behandelt.

Zelters akademische Professur, von der Einverleibung der Musik unter die akademischen Künste begleitet, hart und mühsam erstritten, gab der Sache eine neue Wendung. Von nun an wurde das Studium der Musik ein geregeltes, ein vom Staate unterstütztes; Prüfungen der Befähigung gingen den Anstellungen voran und so entstand die Schule vortrefflicher Künstler und Organisten,

wie wir sie fortan im preußischen Staate besessen haben und noch besitzen.

Daß hiermit für Zelter auch eine Stellung begründet war, die ihn unabhängig und sorgenfrei machte, lag in der Natur der Sache und wer nur einen geringen Einblick in seine Natur und sein Wesen gethan, wird leicht begreifen, daß dieser persönliche Vortheil von der neuen Institution für einen Mann, der die trübsten Zeiten mit unerschöpflichem Gottvertrauen und ungeschwächter Kraft und Begeisterung für seine Kunst überdauert hatte, nur von sekundärer Bedeutung sein konnte, wiewohl er als Vater und Ernährer einer zahlreichen Familie gegen die Vorzüge eines fixirten Gehalts nicht gleichgültig bleiben durfte. So ist es nun erklärlich, daß Zelter, nachdem er die ersten organisatorischen Bemühungen, welche sein neues Amt und ein beständiger Verkehr mit der Oberbehörde herbeiführten, hinter sich hatte, nachdem er seine Kämpfe nach Außen hin durchgekämpft, ein Sehnen nach Ruhe, eine Neigung, den Blick nach Innen zu wenden und sich den Wogen des äußern Lebens abzukehren empfand. — In diesem Zustande des in sich Zurückgehens, der beschaulichen Ruhe, geweckt durch die immer lebendiger werdenden Beziehungen zu Göthe und andern ausgezeichneten Männern, überkam ihn dann lebhaft das Bedürfniß, in seiner all-

gemeinen Bildung fortzuschreiten, wozu ihm bisher im Drange eines bewegten Lebens die Zeit gefehlt hatte.

Dieses stetige an sich Arbeiten, dieses Streben nach Erweiterung seines Wissens außerhalb der Kunst, nach Schärfung des Urtheils und Verfeinerung des Ausdrucks charakterisiren die letzten 20 Lebensjahre Zelters.

Aus dem Manne der Thätigkeit wurde ein Denker. Was er früher gewissermaßen instinktiv, von einer angeborenen Klarheit des Geistes und Schärfe des Verstandes begünstigt, erfaßt und begriffen, das wollte er nun durch einen Akt logischer Schlußfolgerungen gewinnen und hierzu half ihm nicht nur das tiefe Studium der Werke seines göttlichen Freundes, sondern auch der intime Verkehr mit den großen Denkern und Gelehrten, welche die aufblühende Universität in Berlin versammelte.

Es sei erlaubt, hier aus einem Briefe an Göthe von 1816 Folgendes anzuführen:

„In Deinen Ansichten, wie in allen Deinen Schriften ist mir das Zufällige stets hauptsächlich, ich mag's anfangen, wie ich will. Deine Gedanken über eine Scharteke oder was sonst Jedem vor Augen liegt, geben mir Gedanken und die will ich haben; und selbst, wo ich Dich schwer oder gar nicht verstehe, komme ich zu m e i n e n Gedanken, die mir am Ende so lieb sein müssen, wie Jedem die Seinigen."

Aus solcher bewegten Ruhe entspann sich eine kritische Thätigkeit, die sich von dem speciellen Kunstgebiete auf das ganze erstreckte, die sich sowohl den bildenden Künsten, als dem Theater insbesondere zuwandte.

Man kann die Briefe an Göthe von 1815 an als eine fortlaufende Reihe von Recensionen ansehen, die eine Geschichte des Berliner Kunstwesens bilden. Ergänzt werden dieselben durch einen ungedruckten, noch viel umfangreicheren Briefwechsel mit bedeutenden Männern aller Fächer.

Aus diesem Material wären viele Goldkörner zu ziehen, aber der Biograph muß auf die Ausbeute verzichten, obwohl ihn die Art des Stoffes zum Ende drängt.

Denn der Thatsachen und Ereignisse sind nur noch einzelne zu berichten. Zelters Leben ist nun ein fertiges, ein nach Außen wenig reflektirendes. Er ist nahe den Sechszigen, sein Lebenszweck ist erreicht und über den erworbenen Standpunkt kann er nicht mehr hinaus. Sein Wirken gehört nun fast ausschließlich der Singakademie an.

Beide Geschichten, die des Zelter'schen Lebens und die der Singakademie, laufen von hier an concentrisch. Nur von Reisen wird jährlich der ruhige Gang einer geregelten Amtsthätigkeit unterbrochen und der Zweck

dieser Reisen ist gewöhnlich Inspection musikalischer Anstalten, Prüfung ihrer Bedürfnisse zur Hebung des Cultus der Kunst, Orgelvisitationen und dergl. —

Um auch in diesem Zweige seiner Berufs-Functionen Zelter kennen zu lernen, um einen Einblick in sein Wirken nach dieser Richtung zu gewähren, soll später die Beschreibung einer solchen Reise mitgetheilt werden.

Als der Befreiungskrieg geendigt war, wandte sich auf dem Wege einer natürlichen Reaktion der Sinn des deutschen Publikums mit erneuerter Lust der Kunst zu. Dem Range, den als Kunst-Institut die Singakademie einnahm, entsprechend, mußte sie Vorbild aller neu zu begründenden Vereine werden und schon im Jahre 1815 gingen oftmals Anforderungen an Zelter ein, unter günstigsten Bedingungen Schüler zur Stiftung und Einrichtung von Singvereinen nach Außen zu senden. Fast noch allgemeiner entwickelte sich in Deutschland die Lust zur Begründung von Männergesangs-Vereinen. Diese Liedertafeln wurden die Träger norddeutscher Kunst im Süden des Vaterlandes. Durch sie wurde am Rhein und Main Zelter bekannt und beliebt.

Im Entwickelungsgange fortschreitend verwandelte sich die früher erwähnte von Zelter gestiftete Ripien-Schule in ein stehendes, allwöchentliches Concert, in dem vor auserwählten Zuhörern die trefflichsten Kunstwerke der

klassischen Altmeister, vokale und instrumentale und die Compositionen der besten Schüler Zelters in höchster Meisterschaft aufgeführt wurden. In diesen Concerten ließen sich Fanny und Felix Mendelssohn zuerst hören, wurden alle Jugendwerke des Letzteren zuerst publicirt. Seine ganze, edelste künstlerische Richtung findet in dieser geistigen Nahrung, die seiner Jugend geboten und von seiner genialen Natur verarbeitet wurde, ihre Erklärung.

So schwer es dem Verfasser wird, auf eine Recapitulation der bereits im Göthe-Zelter'schen Briefwechsel abgedruckten Beschreibungen der Wiener und der Pommerschen Reise zu verzichten, gehen wir zum Jahre 1821 über, in welchem eine neue Aera der Singakademie beginnt.

Bisher hatte die Singakademie nie einen festen Wohnsitz gehabt; bald in privaten, bald in öffentlichen Räumen sich versammelnd, hatte sie alle Uebelstände eines Nomadenlebens durchkämpfen müssen. — Die ansehnliche Zahl der Mitglieder, die Fähigkeit der Meisten, einen sicheren Jahresbeitrag zu zahlen, und die Bereitwilligkeit, Aktionaire einer Bauunternehmung zur Begründung eines eigenen Hauses zu werden, veranlaßte die ersten Schritte zur Ausführung eines solchen Planes. Ein vom Geh. Ober-Baurath Schinkel gezeichneter Ent-

wurf zu einem Akademie-Gebäude wurde an höchster Stelle vorgelegt und durch Königliche Gnade der Platz zwischen dem Kupfergraben und dem Finanzministerium der Gesellschaft durch ein Cabinets-Schreiben vom 29. April bewilligt. Nachdem noch so manche Schwierigkeiten besiegt waren, wurde am 30. Juni 1825 der Grundstein des neuen Gebäudes gelegt, dessen Baumeister Ottmer hier rühmlichst erwähnt zu werden verdient.

Seine Zeichnung war der Schinkel'schen vorgezogen und in der Conferenz des Ausschusses der Singakademie am 28. Juni 1824 zur Ausführung bestimmt worden.

Die gehobene Stimmung, welche der feierliche Akt und das Hochgefühl des redlich verdienten und sicher erworbenen Besitzes in der Gesellschaft erzeugte, veranlaßte sie, demjenigen Manne, welchem sie seit 25 Jahren Fortbestehen, Wachsthum und Ruhm verdankte, ihre Liebe und Anhänglichkeit durch ein Fest zu beweisen, das am 4. August stattfand. Zwei Tage vorher hielt Zelter in der Singakademie folgende Anrede an die Mitglieder:

„Der heutige Tag ist eine abermalige Veranlassung, einer Zeit zu gedenken, die immermehr unsern Antheil in Anspruch nimmt, je weiter sie sich entfernt. Eben sind es 25 Jahre, seitdem wir unsern Stifter Fasch vermissen. Hat so Manchem von uns das edle Antlitz dieses Weisen nicht mehr geleuchtet, so hat uns Fasch

in seinen Werken ein Andenken hinterlassen, dessen wir uns unablässig zu erfreuen und zu rühmen gehabt haben. Und so trete an die Stelle der Trauer um seine vermißte Gegenwart, das Gefühl des Trostes, daß er in seinem geliebten, schönen Kreise lebt und durch die herrlichsten Kunstwerke nun schon 25 Jahre nach — und fortlebt. Hat sich in der Zeit eine neue Kunstwelt aufgethan, in der das gilt, was sie selbst hervorbringt; ja, erfreuen auch wir, als Mitlebende, uns des Guten, das sie giebt — so reihen wir getrost ihr auch unsern verehrten Abgeschiedenen an, als ob er noch unter uns wandelte. Denn noch heut sind seine Werke wahr, heiter, zeit-, natur- und kunstgemäß, des sind Alle Zeugen! Ja wir dürfen sie wohl gegen das Beste stellen, das in seiner Zeit entstanden ist und so werden sie bleiben und nicht untergehen! Und so werden auch wir bleiben, wie wir an unserer Wurzel festhalten, darauf fortbauen und zunehmen an Vermögen und Erkenntniß des Rechten. Wer wäre seinen Vätern nicht ein dankbares Andenken schuldig? und wer wollte nicht errathen, woher der Segen und die allgemeine Wirkung hindurch die Stürme der Zeit, deren wir uns wenn auch nur im Stillen erfreuen? In dieser Stille lasset uns fortgehen; seid wach und munter zum Wollen und Vollbringen dessen, was er gewollt. Sein Wille aber lebt in seinen Werken, die

wir kennen und verstehen und so werden wir sein Andenken auf's Würdigste feiern."

„Der nämliche Tag aber, der unsern unsterblichen Meister von uns nahm, hat der Welt unsern Königlichen Herrn Friedrich Wilhelm III. gegeben. Diesmal haben wir ihm für seine Gnade besonders zu danken, indem die Sing-Akademie durch seine Huld zu einem Eigenthum gelangt, das ihr so lange fehlte. Auch der König weiß also, daß wir leben und auch Er will, daß wir mit Ihm fortleben sollen; so beschließen wir diesen feierlichen Tag des Dankes mit dem Ausruf: Es lebe der König! Es lebe die Sing-Akademie!"

Hierauf folgte ein Gesang und diesem eine vom Consistorialrath Dr. Ritschl gehaltene Rede, worin er Zelter die Anerkennung seiner treuen Dienste und den Dank für dieselben Namens der Gesellschaft aussprach.

Hieran schloß sich am 4. August das bereits erwähnte, zu Ehren Zelters von den Mitgliedern der Sing-Akademie veranstaltete Fest.

Am 25. November ward das neue Gebäude gerichtet und am 11. December, Zelters Geburtstage, fand der auf diesen Tag verlegte Richtschmaus statt, verherrlicht durch treffliche Gelegenheits-Gedichte und neue Compositionen.

Nachdem das Gebäude vollendet war, bezog Zelter

den untern Stock desselben und bewohnte ihn bis an das Ende seiner Tage. Die erste akademische Versammlung fand am 2. Januar 1827 statt und die Einweihung des Saales am 8. April, worauf die Reihe öffentlicher Aufführungen, wie sie seitdem in jedem Winter von der Sing-Akademie veranstaltet worden sind, mit dem Graun'schen Tod Jesu am Charfreitag, den 13. April ihren Anfang nahm.

Wir wollen jetzt eine der Zelter'schen Inspektionsreisen nach seinem darüber geführten Tagebuche schildern, um ihn auch in diesem Zweige seiner Berufsthätigkeit kennen zu lernen.

„Am Donnerstag, den 14. Mai 1822, Abends 9¾ Uhr von hier abgefahren, in Frankfurt an der Oder am 15. früh um 7 Uhr angelangt. Zu Herrn Professor und Oberprediger Spieker, der das Innere der sehr verfallenen Oberkirche zeigte, welche einige sehr gute Gemälde besitzt, unter andern Luthers Bildniß von Lucas Kranach, das in der Kanzel hängt, aber ganz verderbt ist. Die Orgel von etwa 60 Registern, 4 Blasebälgen, 3 Klavieren und Pedal, ist gänzlich zerfallen.

Am 16. Abends in den Logengarten zur Liedertafel, an welcher eine Anzahl meiner Lieder recht hübsch gesungen wurden.

Organist der Ober- und Unter-Kirche Leichsenring;

guter, egaler Gesang des Chorals in beiden Kirchen, Singknaben auf dem Orgel-Chor recht gut.

17. Die gestrige Liedertafel hatte Herr Dr. Petersen in Eile zusammengebracht und sie war nicht komplett, wie er es nannte; doch gingen die schwersten meiner Lieder zur Verwunderung gut.

Gegen Abend in die Sing-Akademie, woselbst mehrere Chöre aus Judas Maccabäus nicht uneben gesungen wurden.

18. Früh von Frankfurt nach Kloster Neuzelle. Herr Hientzsch ließ mich die verschiedenen Klassen während des Unterrichts besuchen. Die Seminaristen speisten Mittags an zehn verschiedenen Tischen. Gegen Abend ward im Chor gesungen. Dann beim Direktor mit sämmtlichen Oberlehrern zusammen, die mit Hientzsch in gutem Vernehmen leben.

19. Eine Kirchenmusik von Berner durch die Seminaristen gesungen, welche Herr Zschiesche mit der Violine anführte. In der katholischen Kirche eine Messe von Vogler gehört, die weniger gut ausgeführt wurde, als die obengenannte Musik der Seminaristen.

Nach Tische Concert der Seminaristen im Garten und eine Symphonie mit Hörnern, Klarinetten und einer Flöte; einige Chöre mit Instrumenten und endlich eine Anzahl Nägeli'scher Lieder aus dessen Chorschule.

Hierbei ward besonders der unermüdliche gute Wille sämmtlicher Seminaristen bemerkt, die an Thätigkeit gewöhnt zu sein scheinen. — Auch sieht man gern, wie die Lehrer in einem Sinne verfahren. Das sittliche Betragen der Seminaristen in den Lehrstunden, bei Tische, in den Erholungsstunden und in den Uebergängen zu den verschiedenen Lehrgegenständen bei freier Beweglichkeit und Munterkeit könnte wohl Lob verdienen.

20. Nach Straupitz. Das Inwendige der Kirche, die aus zerfallenem Fachwerk besteht, gesehen. — Die Orgel hat 24 Registerzüge, 2 Klaviere und ein Pedal mit 16füßiger Posaune. Sie ist in sich nicht schlecht, aber so zerfallen, wie die Kirche selbst.

23. In Görlitz angekommen.

Mittags in die Kirche mit Herrn Schneider, der sich auf seiner schönen Orgel, von Casparini im Jahre 1703 erbaut, vortheilhaft mit Choralveränderungen und einer Fuge hören ließ. Das Werk hat 55 klingende Stimmen, 3 Manuale und Pedal und ist mit großer Sorgfalt erbaut.

Abends in den Singverein, der (von Schneider gestiftet und angeführt) heut aus 12 Sopranen, 4 Alten, 3 Tenören und 4 Bässen bestand und zu meiner Verwunderung das Requiem von Michael Haydn und eine Messe aus C-dur von Johann Haydn recht dreist, ja

Einiges schön sang. Besonders Herr Schneider sang das „homo factus est" höchst erbaulich, rein und sängermäßig.

25. In Herrnhut angelangt. (Der Aufenthalt daselbst, wie die fernere Reise über Dresden kann übergangen werden, da sie mit den Berufsgeschäften nicht im Zusammenhange steht.)

3. Juni Mittags in Pretzsch angekommen.

4. Morgens 7 Uhr den Singunterricht in der Schule vernommen.

Des Cantor Krause Unterricht ist nicht ungeschickt. Mehrere unter den Kindern trafen die Intervalle nach den vorgeschriebenen Noten recht gut.

Von hier in die Kirche, wo sich der Sing-Chor in pleno hören ließ. Tenor- und Baßstimmen werden von Einwohnern der Stadt, z. E. dem Herrn Kämmerer und dem Herrn Doctor gesungen und man weiß sich zu helfen. Man sieht, daß etwas geschieht, sei es wie es sei, und daß es die Gemeine liebt und daran hängt. Der Cantor Krause hat eine leidliche Stimme; was er kann, thut er eben nicht ungeschickt; aber es müßte ein Klavier in der Schule sein, weil er mit dem, was man die Wissenschaft der Intonation nennt, nicht sicher und vertraut ist. —

Die Orgel ist in verfallenem Zustande. Der Rektor,

der sie von Amtswegen zu bedienen hätte, kann nicht spielen; daher muß der Cantor, dessen Amt es nicht ist, sie aus Gefälligkeit nach Vermögen bedienen, das nicht hinreicht.

Das Werk ist von dem Freiberger Silbermann erbaut und in seiner Anlage ein sehr gutes Werk. Es wäre daher zu bedauern, wenn es noch mehr zerfallen sollte. Das Pedal verlangt eine neue Klaviatur und die Instandsetzung des Ganzen könnte wohl 200 Thaler kosten. Da die Stadt nur 1200 Köpfe stark ist, so würde diese Summe schwer aufzubringen sein; indessen schlage unmaßgeblich vor, ob nicht der Oberprediger aufzufordern sein würde, von der Kanzel die Gemeine zu einem monatlichen Beitrag zur Orgelreparatur zu veranlassen.

Die Hauptsache nach der Reparatur wäre die Anstellung eines ordentlichen Organisten von Neuzelle.

5. Juni Wittenberg.

Cantor Nothschindler klagte, daß sein Sänger-Chor schon seit 4 Wochen paralysirt sei und nicht umgehen könne, weil er nur einen 16jährigen Bassisten und gar keinen Tenoristen habe. Seine Orgel in der Pfarrkirche sei so verstimmt, daß er sie kaum noch spielen könne, ohne die Gemeine zu stören. Er habe dies dem Superintendenten angezeigt; es sei aber kein Geld vorhanden

und das Werk müsse, wenn es nicht im Stande gehalten würde, in Vernichtung übergehen.

In Absicht des Sing-Chors sind hier, wie überall, die Meinungen der Behörden getheilt, indem es an einer festen Bestimmung fehlt, um den Sing-Chor zu organisiren.

Das Natürlichste scheint darin zu bestehen, daß solche, welche ohne Mittel durch Stipendien und andere Wohlthaten Studien treiben, insofern sie Stimme und musikalisches Talent haben und sich zu Kirchendienern vorbereiten wollen, die Verpflichtung hätten, nicht blos jedem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen, sondern auch die Umgänge in der Stadt, von deren Einwohnern sie verpflegt werden, zu bedienen, zumal diese Umgänge, wo sie von alten Zeiten her eingeführt sind und von den Bürgern nicht entbehrt sein wollen, der Oberaufsicht der Geistlichen, Cantoren und Organisten unterstellt sind.

Die Kenntniß dieser zur Erbauung der Gemeine dienenden Einrichtungen würde den künftigen Geistlichen, welche die Oberaufsicht darüber erhalten, sehr zu Statten kommen. —

Ein vollkommener Prediger muß singen können, weil es zum Amte gehört. Stundenlanges Reden, sowie Zuhören macht beide Theile matt und die Erfahrung hat längst gelehrt, daß auch selbst der Kanzelvers aus diesem

Grunde als eine vollkommen consequente Abwechselung zu einer durchdachten Kirchenordnung gehört.

Die Pfarrkirche. Die Orgel ist vor etwa 15 Jahren vom Orgelbauer Zöllner erbaut und ein recht gutes Werk. Die 4 Blasebälge sind vortrefflich, müßten aber rein gehalten werden; der Staub lag dick darauf. — Das Werk hat 2 Klaviere, Pedal und 26 klingende Stimmen, wovon 9 nicht brauchbar sind, weil sie heulen.

7. Juni, Magdeburg.

In die Domkirche, wo ich Musikdirektor Wachsmann in der Uebung mit seinem Chore beschäftigt fand. Der Chor ist stark genug und die Stücke ließen sich anhören. Erst nach der Uebung ließ ich mich erblicken. Die Orgel im Dom ist ein großes schönes Werk, aber verfallen.

Zur Liturgie hatte mich der Oberst des 26. Infanterie-Regiments eingeladen. Die Soldaten machten ihre Sache ganz artig, nur ist's noch kein Ganzes, weil der rechte Mann dazu fehlt."

Obiger Bericht ist aus vielen ähnlichen herausgegriffen worden, weil er keine Persönlichkeiten enthält; denn es war Zelter so tiefer Ernst mit einer Verbesserung der musikalischen Zustände in Preußen, daß er, namentlich wo er Unordnung und Faulheit fand, sein „quos ego" mit olympischem Zorn erklingen ließ.

Ein erfreuliches Zeichen seiner wirksamen Amtsführung

ist es, daß diese Berichte von Jahr zu Jahr günstiger lauteten und der Ton eines Referats von 1816 zu dem eines von 1822 sich etwa wie eine Posaune zu einer Flöte verhält.

Daß bei einer solchen Reinigung des musikalischen Augiasstalles nicht immer glimpflich verfahren werden konnte, liegt auf der Hand; doch fehlen nicht die Beweise, daß Zelter für Personen, deren Entfernung vom Amte er wegen gänzlicher Unfähigkeit zu beantragen genöthigt war, sich so eifrig verwandte, daß sie in anderer Weise ihr Brod fanden. Unerbittlich war er nur gegen bösen Willen, Lüderlichkeit und Trägheit.

Wir haben bereits der unter Festlichkeiten erfolgten Beziehung des neuen Gebäudes durch die Sing-Akademie Erwähnung gethan und sind somit zum Jahre 1827 gelangt. Die große Zahl der Mitglieder und die Schwierigkeit, weniger geübte Personen einem so trefflichen Chore ohne Gefahr für die Gesammtwirkung einzuverleiben, die Schwierigkeit, sich zur Mitgliedschaft neu Meldende abzuweisen, was auch finanziell unvortheilhaft gewesen wäre, hatte schon früher die Idee hervorgerufen, eine Theilung der Akademie in der Weise zu veranstalten, daß die weniger Geübten und die neu Eintretenden sich an einem andern, als dem gewöhnlichen Versammlungstage zu einem

Chore vereinigten, dessen Leitung der Vice-Direktor übernähme.

Diese Idee wurde 1827 durch Begründung der sogenannten Mittwochsakademie ausgeführt und zeigte sich sogleich auffallend segensreich, indem die Gesammtzahl der Mitglieder in diesem einen Jahre von 374 auf 436 stieg.

Am 11. December, Zelters Geburtstage, wurde ihm eine neue Ehrenbezeugung zu Theil. Er selbst schreibt darüber: „Der gütige Vorstand der Singakademie hatte die Büste des Direktors in Marmor zum ersten Male im großen Saale der Singakademie aufgestellt; dazu sangen die Mitglieder unter sich die 1. Nummer des 119. Psalms mit Geist und Anmuth zu meiner großen Freude. Vornehme Zuhörer waren zufällig gegenwärtig: Des Kronprinzen Königliche Hoheit, nebst Frau Gemahlin u. a. hohe Mitglieder des Königlichen Hauses. Nach der Akademie ward mir ein festlich frohes Mahl unter alten geprüften Freunden zu Theil. Mein guter Genius wolle mich an's Ende würdig erhalten so vieler Theilnahme und Freundschaft."

Eine ähnliche Feier, zu welcher der Freund Göthe den Text, Rungenhagen die Musik geliefert hatte, verherrlichte Zelters siebenzigsten Geburtstag im nächsten Jahre.

Noch vier Lebensjahre waren dem nur selten von körperlichen Beschwerden ernster Art heimgesuchten, geistig frischen und lebendigen, durch tüchtige, von ihm selbst herangebildete Kräfte, in seinem Amt unterstützten Manne beschieden. Es waren Jahre eines behaglichen Ausruhens von einem mühevollen Leben, Jahre des lebendigsten geistigen Verkehrs mit dem erhabenen Freunde und den vielen treu anhängigen bedeutenden Männern der Zeit. Ein umfangreicher Briefwechsel aus diesem Lebensabschnitte zeigt, wie sich Zelter allmälig von den Geschäften und dem geselligen Verkehr immermehr zurückgezogen und dem häuslichen Leben sich zugeneigt hat.

So traf ihn das Jahr 1832. Zeugniß seiner fast jugendlichen Frische und seines ungeschmälerten Humors giebt sein letzter Brief an Göthe, an dessen Sterbetage geschrieben. Aber der Tod dieses Freundes brach auf einmal alle seine Kraft; mit diesem Leben war das seine so eng verschwistert, daß auch der Tod Mittler ihrer Wiedervereinigung werden mußte.

Leichteren Unpäßlichkeiten mit einem gewissen Trotze widerstehend, mußte er am 24. April zum ersten Male das Zimmer hüten. Er schreibt darüber: „Weiß ich doch nicht, wie es kommt, daß ich heute wieder durch seltene, wiewohl entschiedene Unpäßlichkeit abgehalten war, der Singakademie meinen herzlichen Dank zu sagen,

(für die vortreffliche Aufführung des „Tod Jesu“ am 20. April zu Z. Bestem) wozu ich doch mehr als einmal, sogar öffentlich aufgefordert. Es muß wohl die vieljährige, beneidenswürdige, gegenseitige Huld und Neigung der unvergleichlichen Singakademie selber sein, die mich keine Worte finden lehrt und mir auch wohl mehr gönnt, als das Brod, das ich esse. Ja, ich rufe getrost den Mann auf, der sich ähnlicher Treue, Liebe, Gehorsams und Zutrauens bewußt ist. Dieser Mann ist es, dem ich meine Stelle lasse u. s. w.“

Am ersten Mai fand er sich wieder zur gewöhnlichen Uebung der Singakademie ein, mußte aber nach kurzer Zeit sich zurückziehen. Er schrieb in das Tagebuch: „Heute Dienstag nach der ersten Nummer ging der Director ab,“ und dieses waren die letzten prophetischen Worte, welche er in dies, mit so vieler Liebe und Sorgfalt geführte Buch geschrieben.

An diesem Tage wurde, bevor die Singakademie versammelt war, das Solo eines Chorals von Fasch, welches Zelters verewigte Gattin so unnachahmlich schön gesungen hatte, von einigen anwesenden Damen geübt. Waren es die Worte selbst, oder schmerzliche Erinnerungen an die hingeschiedene Gattin — Zelter sagte, als er dazu kam, nichts, stellte sich dicht neben die Sängerin, welche die erste Stimme sang und verließ, als das

Solo vollendet war, die Erhöhung ganz leise. Nachdem er Nr. 1. „Vor Dir, o Ewiger u. s. w.“ noch mit angehört, verließ er still die Versammlung. Seinen Kindern gestand er, daß die Musik ihn heut seltsam ergriffen und er der Erfrischung bedürfe, worauf er in's Freie ging, um sich zu erholen.

Am folgenden Tage Nachmittags fand eine Musik zu wohlthätigen Zwecken in der Marienkirche statt, der er vom Anfang bis zum Ende auf den Altarstufen sitzend, beiwohnte, obwohl sie zwei Stunden währte. Am nächsten Tage fühlte er sich bereits unwohl, besuchte aber dennoch Abends einen Freund, von welchem nach Hause zurückgekehrt, er sich so leidend fühlte, daß sogleich ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte. Er verbrachte schmerzvolle Tage und Nächte in mannhafter Standhaftigkeit. So bedenklich sein Zustand war, wurde doch die Hoffnung seiner Kinder und Freunde durch beruhigende Aeußerungen der Aerzte aufrecht erhalten; aber als nach einigen Tagen heftiges Fieber eintrat, da ergriff bange Besorgniß Alle, die ihn liebten. Hätten liebevolle Pflege, aufrichtige Wünsche, innige Theilnahme ihn retten können, er wäre nicht dahin gegangen! Zahllos sind die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die in diesen Tagen sich äußerten. Selbst der König und die Königlichen Prinzen haben mit dem Antheil wahrer

Menschenfreunde oft Kunde von dem Leidenden begehrt. Die Erde sollte ihn nicht länger behalten; seit dem Tode seines Freundes Göthe hatte er sich dem Himmel geweiht. Mit der aufgehenden Sonne des 15. Mai ging sein edles thätiges Leben unter.

Konnten Liebe und Freundschaft nicht mehr um den Liebenden sich beeifern, so fanden sie Beruhigung in Erfüllung der letzten Pflicht, den Dahingeschiedenen würdig zu bestatten. Am 18. Mai früh 6 Uhr versammelten sich die Mitglieder beider Singakademien und die Freunde des Verewigten zahlreich im großen Saale, woselbst der Sarg am Tage vorher ausgestellt gewesen war. Ehrenwachen aus der Zahl der Studirenden, welche in aufrichtiger Liebe dem Verstorbenen anhingen, versahen dabei den Dienst. Sobald der Geistliche, — Professor Schleiermacher — eingetreten war, stimmte der Chor Grauns Choral „Wen hab' ich sonst, als Dich allein" an. Nach ergreifenden Worten des Redners (im Anhange abgedruckt) wurde Seb. Bach's Choral „Wenn ich einmal soll scheiden," gesungen. Als der Sarg abgeführt worden, folgten die männlichen Angehörigen, Mitglieder und Trauergäste dem Wagen zu Fuße. Am Kirchhofe empfing der Choral: „Eine feste Burg," auf Blechinstrumenten geblasen, den Sarg und das Gefolge. Am Grabe, vor der Einsenkung, sangen die männlichen

Mitglieder der Akademie den Choral: „Jesus meine Zuversicht“ und nach der Einsenkung abermals Seb. Bach's: „Wenn ich einmal soll scheiden.“

Alles, was in Kunst und Wissenschaft Namen und Bedeutung hat, war im Leichengefolge und so wurde diese ernste Feier, vom schönsten Wetter begünstigt, mit Anstand und Würde beendigt.

Ein Denkmal, wodurch die Akademie ihre Anerkennung der hohen Verdienste des Verblichenen, ihre Liebe und Dankbarkeit bekunden wollte, ziert sein Grab.

In rührender Pietät gedenkt bis heut noch alljährlich an seinem Geburts- und Sterbetage die Akademie des Meisters, dem sie ihren Ruhm und ihre Blüthe verdankt, durch eine Feier, welche eben so ruhmvoll ist für den Gefeierten, als bezeichnend für den Geist desjenigen Instituts, dem er sein Leben mit höchster Hingebung geweiht.

Anhang.

I.

Verzeichniß der Werke Zelter's.

A. Gedrucktes.

1) Variations de Figaro.
2) Rondo varié.
3) 1. Sonata.
4) Tanz und Opfergesang aus „Axur," variirt.
Sämmtlich bei Rellstab.
5) Sämmtliche Lieder, Romanzen und Balladen; 4 Lieferungen. Berlin, Schlesinger.
6) Neue Lieder-Sammlung. Zürich, Nägeli.
7) Fremdlings Abendlied. Berlin, Paez.
8) Der Friede, von Müchler. Ebenda.
9) Johanna Sebus; für Solo und Chor.
Leipzig, Peters.
10) Lied aus der Ferne. Mainz, Schott.
11) Lied beim Sonnen-Untergang. Berlin, Paez.
12) Das wandernde Lied. Ebenda.
13) Zwei Lieder („Uf'm Bergli ꝛc." und „In des Meeres klaren ꝛc."). Hamburg, Schuberth.

14) Sechs Lieder für Alt.
Berlin, Trautwein u. Comp.

15) Sechs Lieder für Baß. Ebenda.

16) Mignon's Lied „Kennst Du das Land ꝛc.“; zum dritten und vierten Male componirt. Ebenda.

17) Die unsichtbare Welt. Berlin, Paez.

18) Abendlied im Freien, von Kind; für Tenor, Baryton und Baß. Ebenda.

19) Das Gastmahl, von Göthe; für Solo und Chor. (Göthe's und Zelter's Handschrift im Facsim.) Berlin, Trautwein u. Comp.

20) Gesang, von Tiedge; zur Todtenfeier des Probstes Hanstein. Hamburg, Steinmetz.

21) Sechs Gesänge für Männerstimmen.
Berlin, Trautwein u. Comp.

22) Die Gunst des Augenblicks, von Schiller; für vier Stimmen und Piano. Berlin, Paez.

23) Hymne, zum Geburtstage Friedrich Wilhelm III.; für vier Männerstimmen.

24) Das Leben am Rhein, von Reiff; für zwei Tenöre und Baß. Bonn, Simmrock.

25) Die Neujahrssänger; für drei Singstimmen und Piano. Hamburg, Steinmetz.

26) Rechenschaft, von Göthe; für eine Stimme, Chor und Piano. Berlin, Paez.

26) Liederstoff; sechs Tafellieder für Männerstimmen. Berlin, Trautwein u. Comp.

28) Zehn Lieder; für vier Männerstimmen; Heft I. und II. Berlin, Guttentag.

B. Ungedrucktes.

1) Cantate auf den Tod Friedrich's des Großen; Solo, Chor und Orchester.
2) Musik zur Einweihung einer Orgel in Neu-Hardenberg.
3) Christi Himmelfahrt, ein Oratorium.
4) Te deum laudamus.
5) Requiem, Motette.
6) Tenebrae, Motette.
7) Hymnus an die Sonne; für Solo und Chor.
8) Choräle (in großer Anzahl).
9) Motette; für drei Männerstimmen (di Cavallo di Napoli).
10) Vierstimmige Gesänge für Männer (der Liedertafel Eigenthum).

II.

Rede am Sarge Zelters.

Gehalten von Schleiermacher.

Am 18. März 1832.

Unsere Hülfe und Anfang sei im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen!

Vieles, meine verehrten Anwesenden, hat Der, dessen Leben unter uns so viele Freude und Heiterkeit verbreitet, leiden müssen in dem letzten Kampfe des Lebens; aber verglichen mit dem langen und schönen Wirken desselben doch in so kurzer Zeit, daß die Mehrsten unter uns Krankheit und Tod desselben getroffen hat wie ein Blitzstrahl. Ist die Betäubung vorüber, dann besinnen wir uns erst, wen er getroffen, was er uns geraubt, was uns übrig geblieben ist. Welche kräftige Natur war nicht Der, mit dessen entseelter Hülle wir uns jetzt den letzten Weg anzutreten bereiten! Wie hat er sich seit seiner frühsten Jugend mühvoll mit unwiderstehlichem Treiben hindurchgedrängt in das Heiligthum der Kunst! Wie kräftig, wie unverändert ist er fortgeschritten auf dem gewählten ernsten Wege! Wie hat er schon in früher Zeit diesen der heiligen Kunst geweihten Verein mit Ernst

und Treue aus den Händen des Lehrers und Freundes empfangen und ihn in seinem Sinne und Geiste fortgeführt! Wie treu hat er die Einzelnen geleitet und gebildet zu dem gemeinsamen Zweck! Wie so umsichtig und sorgsam das Ganze gepflegt! Wie hat er sich nie entfernt aus dem edelsten Gebiete der Kunst! Wie hat er sich nie gekümmert um Anerkennung von Außen und um anders Gesinnte! Wie ist er in der fernen Betrachtung der Dinge, wir können wohl sagen, ohne es selbst zu wissen, einer unserer ersten Meister geworden in der vaterländischen Sprache!

Wie mannigfaltig ist er auch geprüft worden in dem engen Kreise des häuslichen Lebens! Wie hat er jedes, auch das schmerzlichste Weh getragen mit der schmerzlichsten Betrübniß und Theilnahme, ohne je weich dadurch gemacht zu werden! daß wir wohl mit Recht von ihm sagen können: Er konnte gebeugt, aber nicht gebrochen werden. Nur als das Band eines langen, ununterbrochenen Austausches der Gedanken, der ihn mit einem der großen Männer unseres Jahrhunderts verband, abgerissen ward: da traf ihn auch dies zwar in gleicher Weise, aber es war ihm zugleich der freundliche Wink, der Ruf eines Freundes aus dem Leben hinweg; da klangen ihm die Töne des Dichters in's Ohr:

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen dahin,
Wir blühen nur wenige Tage,
Geh'n wie verkleidet einher.
Der Adler besuchet die Erde, doch dauernd nicht,
Schüttelt vom Flügel den Staub
Und kehret zur Sonne zurück.

So in der Rückkehr begriffen, gedachte er der vorangegangenen Lieben, der Gehülfen und Genossen der Kunst, als wäre er bereit, Aufträge an sie mit hinüber zu nehmen in jenes Jenseits! Mit solchen Reden beschwichtigte er nicht blos das in uns, was den Tod fürchtet, nein, sie stimmten überein in ihm mit dem Worte des Heilands, seines himmlischen Erlösers, der da sagt (Joh. 4, V. 24): „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast!" Es giebt für Jeden unter uns auch noch eine irdische Zukunft, beschränkt für die Meisten auf einen kurzen Zeitraum und auf den engen Kreis der Lieben, mit denen sie verbunden waren durch die Bande der Natur und der Freundschaft, aber auch auf dem größeren Gebiete des öffentlichen Lebens und der Kunst. Wohl dem, der auch in dieser Beziehung nicht allein gewesen ist auf einsamer Meisterschaft und auf das, was er darbringt, als Meister in einem beschränkten Kreise! Wohl dem, der sein Andenken und sein Ansehn gründet auf das gemeinsame Leben und Wirken

für ein Größeres und Höheres. Dies war das schöne Loos unseres Freundes.

Diesem Verein, den er so viele Jahre geleitet, in dem er mit rastlosem Eifer dem höheren Ziele der heiligsten unter den Künsten nachgestrebt, der immer nur gewidmet war dem Ausdruck der innigsten, wahrhaftigsten, christlichsten Frömmigkeit; diesem hat er den größten Theil seines thätigen Lebens geweiht und sein Andenken wird fortbestehn. Nicht blos so lange dieses schöne Gebäude fortbestehen wird, sondern so lange die Kunst, die herrlichste Dienerin der Kirche, kunstliebende Menschen in begeisterter Frömmigkeit vereinen wird, so lange wird Dieser hier leben.

Mit diesem Bewußtsein ist er aus dem Leben geschieden, anerkannt von der Liebe und Treue Aller, die ihn kannten und irgend in den Bereich seiner Wirksamkeit traten.

So möge denn auch der Wunsch des Sterbenden in Erfüllung gehen, daß dieser Verein in seinem Streben und Wirken fortbestehen möge, daß ein eben so reines, so wahrhaftes Gemüth, voll gleichen Eifers für die Kunst und heiligen Berufs, an seine Stelle treten möge und daß von hier aus die Erhaltung der Kunst und die Erbauung christlicher Frömmigkeit fortgehen möge in ungestörter Folge, wie in seinem Leben. Mit

diesen Wünschen wollen wir ihn geleiten, dankbar Dem, der ihn uns gegeben und nach seiner Weisheit ihn durch's Leben geführt hat; voll des Bewußtseins, welchen erquickenden Schatz als Beispiel wir haben in seinem Bilde und wie auch Er Theil gehabt an allen Wohlthaten der göttlichen Führung, worauf wir Alle unser Vertrauen und unsre Hoffnung der Seligkeit gründen. Amen!

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.